

**Die Stiefmutter.**  
**Roman von**  
**August Schrader.**

Leipzig,  
Hermann Luppe. 1859.

ERSTER BAND.

ERSTES KAPITEL.

Auf dem Friedhofe in A\*, der einem reizenden Parke gleicht, sieht man unter der Menge einfacher und schlichter Grabmale ein Alabasterkreuz, das sich durch Größe und künstlerische Arbeit auszeichnet. Ein schönes Eisengitter mit vergoldeten Spitzen umgiebt den Rasenhügel, der diesem kostbaren Monumente zum Piedestale dient. Der von dem Gitter eingeschlossene kleine Raum ist ein Garten mit den seltensten Blumen und Gewächsen. Die Vorübergehenden blieben stehen und betrachteten bewundernd die, durch Luxus und Geschmack sich auszeichnende Anlage. Das Kreuz trug in goldenen Buchstaben die einfache Inschrift ›Helene Delius, geb. Bergt‹.

Es war im August, als gegen Abend langsam ein Mann durch die duftenden Wege des Friedhofs schritt und an diesem Grabmale stehen blieb. Ein Livreedienner, der einen großen Lorbeerkranz trug, folgte ihm.

– Oeffne das Gitter, Heinrich, sagte ernst der Mann.

Heinrich, der Diener, kam dem Befehle nach.

– Den Kranz!

– Hier, Herr Commerzienrath!

Der Commerzienrath, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, hing den schweren, frischen Kranz über das Kreuz, dann zog er den Hut und betete. Der Diener, der in der Gitterthüre stand, folgte diesem Beispiele. Dem Commerzienrathe trat eine Thräne in das Auge.

– Es giebt keine Helene mehr auf dieser Welt! murmelte er leise. Geist der Verklärten, verzeihe mir den Schritt, den zu thun ich beabsichtige, Du kannst ja nicht wollen, daß ich ewig trauere! Dein Andenken wird nie erlöschen in meinem Herzen.

Er neigte sich und pflückte ein Blatt von dem Epheu, der den Fuß des Kreuzes umrankte. Der Commerzienrath hatte seit einundzwanzig Jahren oft das Grab seiner geschiedenen Gattin besucht – heute hatte er das letzte stille Opfer gebracht, er wollte sich dem Leben wieder enger anschließen, dem er sich in seinem Schmerze bisher entzogen.

– Schließe das Gitter wieder! befahl er.

Es geschah. Nachdem der ernste Mann einen wehmüthigen Blick nach dem Grabe gesendet, trat er den Rückweg an. Heinrich folgte, indem er seinen grauen Kopf schüttelte.

– Mein armer Herr! murmelte er vor sich hin. Man sagt, die Zeit heile jeden Schmerz – es muß doch wohl nicht wahr sein, denn wenn einundzwanzig Jahre nicht hinreichen, die Trauer zu verwischen, wird sie wohl immer bleiben.

Man kam an einzelnen Spazirgängern vorüber, die den Commerzienrath freundlich und respectvoll grüßten. Auch der Wärter des Friedhofs erschien. Ehrerbietig zog er seine Ledermütze.

– Alter Freund, redete ihn der Commerzienrath an, man wird Euch den Lohn verdoppeln, wenn ihr fortfahrt

das Grab meiner Frau sorgfältig zu pflegen. Spart weder Mühe noch Kosten.

– Sind der Herr Commerzienrath nicht zufrieden? fragte erstaunt der Greis.

– Ich beklage mich nicht über Euch, aber ich will nur andeuten, daß ich vielleicht lange nicht komme und nachsehe . . .

– Kümmern Sie sich nicht, mein lieber Herr; ich thue meine Schuldigkeit, auch wenn man mich nicht überwacht. So lange ich lebe, werden auf jenem Grabe die schönsten Blumen wachsen, verlassen Sie sich darauf. Und wenn Sie nicht kommen, kommt eine Andere, um nachzusehen . . .

– Wer?

– Fräulein Lucie.

– Meine Tochter?

– Ja, lieber Herr; das gute Fräulein sagt mir, wie und wo ich pflanzen soll, und dabei bringt sie stets die ausgesuchtesten Blumen mit. Sie war auch diesen Nachmittag schon hier.

Der Commerzienrath bestieg die elegante Equipage, die am Gitter hielt, Heinrich setzte sich neben den Kutscher auf den Bock, und der Wagen rollte davon.

– Der arme Mann kann seine Frau nicht vergessen, murmelte der Wärter, indem er weiter ging. Ach, ich erinnere mich ihrer noch – wie schön war sie, wie freundlich gegen Jedermann! Ich glaube wohl, daß er so eine Frau nicht wiederbekommt.

Der Wagen hielt vor einem großen, stattlichen Hause an dem ersten Platze der Stadt. Ueber der Thür prangte die Firma ›*Emil Delius*‹. Der Chef ging eilig durch die Comptoirs, in denen zahlreiche Commis an ihren Pulten arbeiteten. Er betrat sein Kabinet, einen elegant eingerichteten Raum. Nachdem er die eingegangenen Briefe durchgesehen, die auf seinem Bureau lagen, zog er die Glocke Heinrich trat ein.

– Rufe mir Herrn Mansberg!

Nach fünf Minuten trat ein junger Mann von siebenbis achtundzwanzig Jahren ein. Otto Mansberg war eben nicht schön zu nennen, aber seine ernsten, ruhigen Züge, sein großes, dunkles Auge, aus dem der scharfe Beobachter sprach, erregten ein gewisses Interesse, das durch nähere Bekanntschaft eher gehoben als beeinträchtigt ward. Otto wußte sich schnell eine richtige Ansicht von Dingen und Verhältnissen zu verschaffen, und, gestützt auf diese Ansicht, verfolgte er sein Ziel mit der Beharrlichkeit des Inaects, das auf allen Wegen sein Lager zu erreichen sucht und sich durch Hindernisse nicht abschrecken läßt. Neben einem nicht unbedeutenden Vermögen besaß er alle Republikanertugenden der armen Völker: die Zeit war ihm Geld, die Vergnügungen betrachtete er als überflüssig, und die Geduld, diese kostbarste aller Tugenden, war ihm von der Vorsehung im hohen Grade verliehen. Alle seine Handlungen wurden von genauer Berechnung geleitet und bedingt; er brachte auch wohl kleine Opfer, um große Vortheile zu erringen. War er auch noch jung, so hatte er sich doch schon

zu einem tüchtigen Geschäftsmanne herangebildet; man konnte mit Recht von ihm sagen, daß er über Zahlen und Registern bleich geworden. Sein Anzug war einfach, sauber, und zeigte eine fast peinliche Ordnungsliebe. Die Männer seiner Bekanntschaft achteten ihn, und die Frauen fanden ihn mindestens interessant, vorzüglich solche, die sich einen reichen Mann wünschten.

Der Commerzienrath hatte von Otto Mansberg die vortheilhafteste Meinung, denn er kannte die Vorzüge desselben vor allen seinen Arbeitern.

– Ich werde morgen verreisen, begann er.

Otto verneigte sich.

– Die speciellen Befehle, die Sie mir zu ertheilen haben, Herr Commerzienrath, werde ich pünktlich und gewissenhaft ausführen.

– Ich weiß das, Herr Mansberg, ich bin davon überzeugt. In dieser Ueberzeugung werde ich sechs bis acht Wochen, vielleicht noch länger, fern bleiben. Für die Dauer meiner Abwesenheit lege ich die Leitung des Geschäfts in Ihre Hände. Sie sind bereits mit hunderttausend Thalern betheilt, – Sie kennen, wie ich, alle Unternehmungen, alle Verhältnisse – sorgen Sie, daß Alles ungestört seinen Fortgang habe. Ich ernenne Sie hiermit zu meinem Procuristen, die Bekanntmachung wird morgen erfolgen.

Otto's Augen glänzten vor Freude.

– Stellen sich neue, vortheilhafte Unternehmungen heraus, so säumen Sie nicht, darauf einzugehen, wie ich

es gethan haben würde. Sie besitzen mein volles, unbedingtes Vertrauen. Ich bedarf für die Zukunft eines Mannes, wie Sie, da ich eine größere Ausdehnung meines Bankhauses beabsichtige. Kehre ich zurück, so werden wir gemeinschaftlich einen Plan ausarbeiten.

– Herr Commerzienrath, Sie werden mich des Vertrauens würdig finden, das Sie in mich setzen! rief Otto mit bewegter Stimme.

Die Männer reichten sich die Hände.

Es schlug sieben.

Bevor der Banquier seine Commis und Arbeiter entließ, versammelte er sie in dem großen Comptoir, stellte Otto Mansberg als den interimistischen Chef vor, empfahl ihnen Gehorsam und forderte zu Fleiß, Ordnung und fortgesetzter Thätigkeit auf. Die Arbeiter, meist junge Leute, wunderten sich nicht über diese Veränderung, sie wußten ja bereits, welchen Antheil Mansberg an der Leitung gehabt und hatten großen Respect vor den Fähigkeit desselben.

– Erwarten Sie mich in meinem Kabinette, Herr Mansberg! sagte artig der Commerzienrath.

Otto begab sich in das Kabinet.

Der Commerzienrath folgte einem schon bejahrten Manne in ein angrenzendes Zimmer. Es war dies der alte Kassirer Graff, ein langjähriger, treuer Diener des Hauses, der mit seinem vierundzwanzigjährigen Sohne, Paul, die Kassengeschäfte besorgte. Der alte Mann schickte sich an die Kasse zu verlassen, um zu seiner Familie zu gehen.

– Graff, sagte freundlich der Banquier.

– Herr Commerzienrath?

– Es hat wohl Niemand mehr Grund, sich über die Ernennung meines einstweiligen Stellvertreters zu wundern, als Sie.

– Verzeihung, lieber Herr, antwortete lächelnd der Kassirer, Sie wissen wohl, daß es mir nie einfällt, Ihre Maßnahmen zu bekritteln. Habe ich mir früher mitunter Andeutungen bei neuen Unternehmen erlaubt, so rieth mir dazu die Erfahrung ...

– Nein, nein, das ist es nicht!

– Was meinen Sie denn, lieber Herr?

– Es ist wohl Niemand würdiger und fähiger, meine Stelle einzunehmen, als Sie.

– Herr Commerzienrath! rief abwehrend der alte Kassirer.

– Nehmen Sie die Ernennung Mansberg's nicht als eine Zurücksetzung, lieber Graff; ich habe dabei andere Dinge im Auge ...

– Die ich achte und ehre, ohne sie zu kennen.

– Sie sind alt und grau geworden in meiner Kasse, Sie haben schon meinem Vater gedient – ich wollte Ihnen jetzt nicht eine Last, eine große Last aufbürden, da Sie der Ruhe bedürfen ...

Graff ergriff gerührt die Hand seines Chefs.

– Lieber Herr, sagte er mit bewegter Stimme, ich erkenne Ihre Sorge für mich mit Dank an; Sie haben ja schon, um mir Erleichterung zu gewähren, meinen Sohn angestellt und zahlen ihm ein gutes Salär.

– Sie verstehen mich, Graff?

- Vollkommen, Herr Commerzienrath.
- Und so scheiden wir als Freunde.
- Du lieber Gott, es ist ja Nichts vorgefallen!
- Auf Wiedersehen denn, mein lieber Graff.
- Gott behüte Sie, mein lieber Herr Commerzienrath.

Mich werden Sie stets an meinem Posten finden.

So schieden der Banquier und der Kassirer.

– Gebe der Himmel, daß Alles gut geht! dachte Graff, als er das Haus verließ. Herr Mansberg ist ein gewandter Arbeiter, ein tüchtiger Kopf; aber ich traue ihm nicht!

## ZWEITES KAPITEL.

Wir treffen den Commerzienrath mit Otto Mansberg in dem Kabinette. Beide hatten eine Stunde gearbeitet und ihre Meinungen über zunächst abzumachende Geschäfte ausgetauscht. Alles war reiflich besprochen und die Art der Correspondenz festgesetzt.

– Kommen wir jetzt auf mein Haus, sagte der Banquier. Ich habe Auftrag gegeben, daß in meiner Abwesenheit eine Restauration des Flügels stattfinde, den ich bisher zu meiner Familienwohnung benutzt habe. Maler und Tapezierer kennen meinen Plan, es bleibt Ihnen Nichts zu thun, als den Leuten kleine Vorschüsse zu gewähren und sie zur Eile anzutreiben, wenn sie, säumig sein sollten. Ueber den Fortgang der Arbeiten, die unter allen Umständen vor meiner Rückkunft beendet sein müssen, erwarte ich Ihren Bericht.

- Unfehlbar, Herr Commerzienrath.
- Und nun ein Wort an Sie, Herr Mansberg.

Otto verneigte sich.

– Ich weiß, daß Ihnen meine Tochter nicht gleichgültig ist, fuhr lächelnd der Banquier fort.

Der Procurist erröthete.

– Sie wissen es, Herr Commerzienrath?

– Ja!

Otto hatte seine Fassung wiedererlangt.

– Ich habe bis jetzt nur die Hoffnung gehegt, mir die Gunst Fräulein Lucien's erwerben zu können, und bevor ich es wagte, mich an Sie zu wenden, habe ich versucht

...

– Sie sind ein kühner Geschäftsmann, aber ein verzagter Liebhaber.

– Verzeihung, wie haben Sie erfahren, was noch ein Geheimniß ist?

– Alle Liebende sind Dichter, und Sie haben gedichtet – auf diesem Couverte stehen die Wünsche Ihres Herzens ausgesprochen – ich fand es vor einem Monate und habe es aufbewahrt. Seit dieser Zeit habe ich Sie beobachtet. Sie sind nicht mehr derselbe ...

– Mein Herr!

– Sonst waren Sie heiter, schlossen sich Ihren Freunden an zu Vergnügungspartien; jetzt begraben Sie sich in Geschäften – ich kenne den Grund und billige ihn.

Otto konnte sich nicht erwehren, die Hand des Banquiers zu ergreifen und an seine Lippen zu ziehen.

– Herr Commerzienrath, Ihre Güte macht mich offenerzig, ich wage das zu gestehen, was tief in meinem Herzen geschlummert, dem Freunde meines Vaters. Seit

zwei Jahren bin ich in Ihrem Hause, seit zwei Jahren habe ich Fräulein Lucie gesehen – und wer könnte sie sehen, ohne sie zu lieben? Ich bin nicht ohne Vermögen, kann und will arbeiten; Ihre Theilnahme eröffnet mir eine glückliche Geschäftsaussicht – gestatten Sie mir nun auch, Herr Commerzienrath, für das Glück meines Herzens zu sorgen, und mich um die Gunst Ihrer liebenswürdigen Tochter zu bemühen.

– Sie haben mein Wort, Mansberg! antwortete ernst der Banquier. Die Gelegenheit ist Ihnen gegeben – bewerben Sie sich um Lucie. Können Sie mir früher oder später sagen, daß meine Tochter das Glück vervollständigt, das Sie in meinem Comptoir gefunden, so werde ich den Bund segnen, den Sie und Lucie aus freiem Antriebe geschlossen haben. Es ist mir lieb, sehr lieb, wenn Sie ein Glied meiner Familie werden.

– Noch eine Bitte habe ich an Sie zu richten.

– Sprechen Sie.

– Möge das, was wir jetzt verabredet, ein Geheimniß bleiben.

– Gewiß!

– Auch Fräulein Lucie . . .

– Ah, ich errathe Ihre Absicht.

– Nicht des Vaters Wille soll in dieser Herzensangelegenheit einen Einfluß ausüben – Lucie ist gut, eine gehorsame Tochter, sie würde sich fügen, wenn sie den Wunsch des geliebten Vaters erfährt – aber ich achte sie zu hoch, liebe sie zu aufrichtig, als daß ich nicht ihr Glück in dem ganzen Umfange wollte, wie sie es verdient. Kann mir

Lucie nicht aus freier, unbeeinflusster Wahl die Hand reichen, so werde ich auf das hohe Glück verzichten, mit dem Titel Ihres Geschäftsfreundes die Eigenschaft Ihres Sohnes zu verbinden.

– Dieser Entschluß, mein Freund, erhöht die Achtung, die ich vor Ihnen hege; er ist des Mannes von Herz und Verstand würdig. Ich scheid von Ihnen mit dem Wunsche, daß jeden Ihrer Pläne ein günstiger Erfolg krönen möge.

Otto Mansberg verließ das Kabinet, um sich in sein Zimmer zurückzuziehen, das sich in dem ersten Stock über den Comptoirs befand. Der Banquier ging in den entgegengesetzten Flügel des weitläufigen Hauses, in dem die Familienzimmer lagen. Die Tochter erwartete ihn zum Abendessen. Sie trat dem Vater entgegen und begrüßte ihn, nach hergebrachter Sitte, ehrerbietig durch einen Handkuß. Wie schön war die einundzwanzigjährige Jungfrau! Sie hatte zwar ein bleiches, aber nicht krankhaftes Gesicht; die zarte Blässe der regelmäßigen, feinen Züge kontrastirte wunderbar mit den großen, himmelblauen Augen und dem kastanienbraunen, vollen Haare, das sich über der schönen, mattweißen Stirn zu einem Wellenscheitel und auf dem Haupte zu einem schweren Flechtenkranze formte, der durch ein breites schwarzes Band zusammengehalten ward. Durch die frische Purpurröthe der fein geschweiften Lippen schimmerten zwei Reihen glänzend weißer Perlenzähne. Das liebliche Köpfchen wiegte sich auf einem schlanken Halse. Der jugendlich elastische Oberkörper repräsentirte die

vollendetste weibliche Büste. Lucie war schlank gewachsen; ihre Taille war schwächlich bis zum Umspannen – aber ihre übrigen Formen schwellte jugendliche Kraft bis zu einem gewissen Grade von Ueppigkeit.

Der Vater beobachtete bei Tische ein ruhiges Benehmen; er theilte im Laufe des einsilbigen Gesprächs der Tochter die Reise mit, als ob sie die gleichgültigste Angelegenheit von der Welt sei.

– Wann wollen Sie Ihre Reise antreten, Vater? fragte Lucie.

– Morgen früh sieben Uhr.

Das junge Mädchen war sichtlich überrascht.

– Morgen schon?

– Meine Vorbereitungen sind schon getroffen; ich werde sechs bis acht Wochen fern bleiben.

Nun eröffnete er ihr auch die Umgestaltung des Hauses, das, wie er meinte, in diesem Zustande nicht bleiben könne; er fügte hinzu, daß die Zimmer des ersten Stocks, in welchem sich auch das Lucien's befand, später eine Umwandlung erleiden würden. Nachdem er die häuslichen Angelegenheiten besprochen und geordnet, entfernte er sich, der Tochter, wie jeden Abend, flüchtig die Stirn küssend. Es lag in diesem Abschiede wie in dem ganzen Benehmen des Commerzienraths ein Ernst, der an Gleichgültigkeit und Kälte streifte. Hatte er keine Liebe zu seiner einzigen Tochter? Hatte sich Lucie eines Vergehens schuldig gemacht, das der strenge Vater durch Zurückhaltung bestrafen wollte? Die Beantwortung dieser Frage wird der Verfolg unserer Erzählung geben.

Am nächsten Morgen fuhr der Banquier in seinem eleganten Wagen zur Eisenbahn, als ob er eine kleine Geschäftsreise anträte. Nichts deutete eine lange Entfernung von Haus und Familie an. Lucie stand am Fenster und sah betrübt dem Wagen nach. Heinrich, der alte Diener, der seinen Herrn begleitete, lächelte ihr wehmüthig einen Abschiedsgruß zu.

– Es wäre thöricht, wollte ich mich länger einer Täuschung hingeben, dachte Lucie mit einem schmerzlichen Gefühle. Das Herz des Vaters hat sich mir entfremdet, und es wird sich mir so leicht nicht wieder zuwenden. Bestätigt sich der Grund, den ich vermuthe – dann wehe mir, ich kann Nichts thun, als den armen Vater und mich beklagen!

Sie weinte still vor sich hin, während sie durch das Zimmer ging. Ein Entschluß schien in ihr zur Reife gediehen zu sein. Sie zog die Glocke. Eine bejahrte Frau, sauber und anständig gekleidet, trat ein. Es war Frau Weiß, die Amme des jungen Mädchens, die den Dienst der Wirthschafterin und Kammerfrau versah, von Lucie aber wie eine Freundin geachtet und behandelt ward.

– Sie haben schon wieder geweint, mein liebes Fräulein? rief sie verwundert aus. Du lieber Gott, der Herr Commerzienrath bleibt zwar ein wenig lange aus, länger als er je geblieben; aber er wird schon wiederkommen.

– Anne, hilf mir beim Ankleiden.

– Schon so früh?

– Der Morgen ist so schön, ich will einen Spazirgang machen.

– Allein? das würde sich nicht schicken.

– Du kannst mich ja nicht begleiten, da die Wirthschaft Deine Anwesenheit erfordert – und ich muß in die frische Luft, denn mich plagt ein heftiger Kopfschmerz.

– Gehen Sie mit Gott, mein liebes Fräulein. Ich werde Hut und Shawl holen.

Anne verließ eilig das Zimmer. Sie lief die Treppe hinab und ging in die Comptoirs, die ein Diener reinigte. Die Commis, waren noch nicht erschienen, da um acht Uhr die Arbeitszeit erst begann. Anne wußte genau Bescheid; sie trat in ein Zimmer, in dem sie Otto Mausberg antraf.

– Ich dachte es mir! flüsterte sie. Schon bei der Arbeit! Einen solchen Fleiß muß man loben. Der Lohn, mein junger Herr, folgt auf dem Fuße.

– Was meinen Sie, liebe Frau Weiß?

Otto nannte die Wirthschafterin nicht Anne, sie stand hoch angeschrieben bei ihm.

– Ich meine, daß Sie jetzt das Fräulein sprechen können.

– Wo?

– Lucie macht jetzt Toilette zu einem Morgenspazirgange.

– Wohin geht sie?

– Sie hat es mir nicht gesagt, aber ich wette, daß sie das Grab der Mutter besucht. Ein Stündchen können Sie abkommen – beeilen Sie sich; das Fräulein muß Sie zufällig dort treffen. Haben Sie einmal den Anfang gemacht, so wird sich das Ende schon finden.

– Gute Frau Weiß!

– Ich werde das Meinige redlich dazu beitragen, verlassen Sie sich darauf.

– Und ich werde Ihnen danken, wie ein Sohn der Mutter!

– Es ist gut. Viel Glück, mein lieber junger Herr!

Die Alte entschlüpfte durch die Thür und trat bald darauf mit Hut und Shawl in das Zimmer Lucien's.

– Sie haben Recht, sagte sie; der Morgen ist prachtvoll. Gehen Sie ein Stündchen vor das Thor, und Sie werden ohne Kopfschmerz heimkehren. Ich kenne den Kopfschmerz, er ist eine schreckliche Plage. Man hat weder Lust zu reden, noch Etwas zu thun; die ganze Welt ist einem zum Ueberdruß. So, nun sind Sie fertig – viel Vergnügen!

Der feine italienische Strohhut, mit blauen Kornblumen geschmückt, stand dem jungen Mädchen reizend. Der weiße Shawl schloß sich eng den runden Schultern an und zeichnete die eleganten Körperformen deutlich ab. Ihre kleine Hand hielt spielend den zierlichen Sonnenschirm von blauer Seide. So entfernte sie sich und ging wirklich den Weg nach dem Friedhofe, den sie bald erreichte. Mit dem Schlüssel, den sie von Heinrich erhalten, öffnete sie das Gitter. An dem Rasenhügel kniete sie nieder und betete einige Augenblicke still vor sich hin.

– Mutter, Mutter, schloß sie ihr Gebet, wache über mich, wache über dein unschuldigtes Kind! Du siehst meine Leiden, du kennst mein Herz, früh Verklärte; ach, gieb mir Kraft, die Ungunst des Vaters, der durch deinen Verlust leidet, ruhig zu tragen!

Sie neigte ihr Haupt und weinte lange und still vor sich hin. Endlich erhob sie sich, und trocknete ihre Thränen. Verwundert bemerkte sie jetzt den frischen Lorbeerkrantz, der das Kreuz schmückte.

– Was ist das? dachte sie. Wer hat das Kreuz mit diesem Kranze geschmückt?

Hinter ihr ließen sich Schritte vernehmen. Als sie sich wandte erblickte sie Otto Mansberg, der grüßend in das Gitter trat. Der junge Mann war befangen – Lucie war verwirrt.

– Sie hier, Herr Mansberg? fragte sie leise.

– Ich genüge dem Auftrage Ihres Vaters, wenn ich mich der Ueberwachung des Plätzchens unterziehe, das meinem guten Herrn heilig ist. Diese Sorge ist mir eine um so angenehmere Pflicht, da ich sie, wie es scheint, mit Ihnen theile.

Lucie glaubte die Hand erkannt zu haben, welche das Kreuz geschmückt. Der Gedanke, der Vater habe nicht ihr, sondern dem fremden jungen Manne die Sorge für das Grab übertragen, erregte ihren Schmerz von Neuem; aber gewaltsam suchte sie ihre Gemüthsverfassung zu verbergen.

– Es ist Alles in Ordnung, sagte sie erröthend. Der Gärtner hat bereits die Blumen begossen und frischen Sand gestreut.

Otto trat zurück; Lucie folgte ihm und schloß die Thür. Beide gingen schweigend durch die schmalen Wege zwischen den Gräbern. Die Vögel sangen lustig in den Thränenweiden und Buchen, welche freundlich das Feld

des Todes beschatteten. Der Sommermorgen ergoß seine ganze Pracht über die duftende Erde, in deren Schooße die Verwesung ihr trauriges Reich verwaltete.

– Andere Spazirgänger erschienen, von denen zwei alte Damen die Tochter des Banquiers mit besonderer Aufmerksamkeit grüßten.

– Das ist wunderbar! meinte die Eine dieser Damen.

– Was, Madame Graff?

Madame Graff war die Gattin des Kassirers in dem Bankhause des Commerzienraths.

– Je älter Lucie wird, je ähnlicher wird sie ihrer verstorbenen Mutter, sie hat nicht nur die Züge, das Haar und die Augen, sondern auch den schlanken Wuchs und den leichten Gang derselben. Die verstorbene Madame Delius war die schönste und eleganteste Dame in der Stadt. Ach, die gute Frau wird mir ewig unvergeßlich bleiben! So oft ich die Tochter sehe, so oft tritt sie mir lebhaft vor die Seele. Ach, meine liebe Madame Grün, das war eine vortreffliche Dame; sie verdient das kostbare Monument, das man ihr gesetzt hat.

– Sie haben sie also näher gekannt? fragte Madame Grün.

– Mein Mann ist seit lange Cassirer bei dem Commerzienrathe.

– Ich weiß es.

– Und da erfährt man denn so Manches. Es ist Ihnen wohl bekannt, daß auch mein Sohn Paul in der Kasse angestellt ist? Wir sind, ich möchte sagen, verwachsen mit dem Bankhause.

– Eins ist mir unbegreiflich, sagte Madame Grün, indem sie den Spaziergang fortsetzte.

– Was, liebe Freundin?

– Lucie hat ihre Mutter nie gekannt.

– Weil Madame Delius acht Tage nach der Geburt ihrer Tochter starb.

– Das ist bekannt. Wie kommt es nun, daß Lucie fast täglich das Grab der Mutter besucht; man sieht sie jetzt noch, nach einundzwanzig Jahren, so oft man den Friedhof betritt. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn das hübsche Mädchen nicht ein verweintes Gesicht gehabt hätte. Neulich sah ich sie betend am Grabhügel, der in kurzer Entfernung von dem meines seligen Mannes ist. Ich habe fünfzehn Jahre in glücklicher Ehe mit dem guten Alten gelebt, habe ihn recht lieb gehabt; aber jetzt, da er zwei Jahre todt ist, könnte ich um ihn nicht so schluchzen, wie Lucie um die Mutter, die sie nie gekannt hat. Wer das nicht weiß, möchte glauben, das arme Mädchen habe vor acht Tagen erst die zärtlichste Mutter begraben.

Madame Graff lächelte wie eine Frau, die den Schlüssel zu einem wichtigen Geheimnisse besitzt.

– Können Sie schweigen, verehrte Freundin? fragte sie dann mit ernster Miene.

– Nun, Sie kennen meine Discretion, wenn sie gefordert wird.

– So hören Sie denn: die Tochter des Commerzienraths ist überspannt, ist geisteskrank.

– Nicht möglich! rief erstaunt Madame Grün. Aber es muß wohl so etwas sein . . .

– Deshalb muß sie auch der erste Commis, Herr Mansberg begleiten. Man kann sie nicht mehr sich selbst überlassen. Ihre Geisteskrankheit ist eigener Natur, man nennt sie Monomanie. Ach, es ist jammerschade um das reizende Geschöpf. Lucie zieht sich von jedem Umgange zurück, es kann sich keine junge Dame rühmen, ihre intime Freundin zu sein; aber wer sich mit ihr, wenn auch nur kurze Zeit, unterhalten hat, ist entzückt über ihre Bildung, ihren Verstand und Geist. Sie spricht über Alles wie ein Buch; nur wenn die Rede auf ihre selige Mutter kommt, verwirrt sich ihr Geist, sie wird schwermüthig, spricht unzusammenhängend und bricht endlich in Thränen aus. Wer sie in solchen Augenblicken sieht, muß annehmen, daß sie die Mutter lange gekannt habe und daß sie durch den Tod derselben einen schweren Verlust erleide. Die arme Frau Weiß hat oft ihre liebe Noth mit ihr. Nun ist Lucie die einzige Tochter des Commerzienraths – der Mann besitzt ein großes Vermögen, aber er ist sehr zu beklagen. So glücklich er als Geschäftsmann ist, so unglücklich ist er als Familienvater. Wenn er das Ebenbild seiner verstorbenen Frau sieht, muß ihm wohl das Herz zerspringen. Sehen Sie, dort an dem Kreuze hängt ein frischer Kranz – das arme Mädchen hat ihn gebracht. Ihr kranker Geist ist stets mit der Todten beschäftigt, darum tritt sie mit den Lebenden so wenig in Berührung. Ihre Krankheit nimmt mit der Zeit zu; wir erleben noch, daß der arme Vater sein Kind in das Irrenhaus bringen muß.

– Das wäre ja fürchterlich! rief Madame Grün. Der Commerzienrath ist ein Mann in seinen besten Jahren ...

– Er hat sich früh verheirathet, fuhr die redselige Madame Graff fort. Ach, war das ein schönes Paar! Die halbe Stadt drängte sich in die Kirche, um die Brautleute vor dem Altare zu sehen. Man prophezeiete ihnen ein großes Glück und das mit Recht, denn Braut und Bräutigam waren schön, gut und reich – die Gattin brachte dem Gatten hunderdfünfzigtausend Thaler zu –

– Mein Gott! rief staunend die Wittwe.

– Und dabei liebten sie sich zärtlich wie die Tauben. Aber leider sollte dieses Glück nicht lange dauern. Die arme Frau starb, nachdem sie ihrem Manne jene Tochter geschenkt. Herr Delius soll vor Schmerz gerast haben. Wie mir mein Mann erzählte, hat man den unglücklichen Wittwer mit Gewalt von der Leiche trennen müssen.

– Seit zwanzig Jahren ist er Wittwer geblieben?

– Er war sechsundzwanzig Jahre, als er sich verheirathete – jetzt muß er sechsundvierzig alt sein.

– Das neune ich eine seltene Beharrlichkeit in der Treue.

– Ja, wahrlich!

– Der Commerzienrath könnte sich immer noch verheirathen.

– Gewiß, er ist ein hübscher Mann in seinen besten Jahren.

– Man sollte auch das Mädchen unter die Haube bringen; die Ehe wird die Monomanie, oder wie man sonst die Krankheit nennt, schon heilen.

– Sie haben Recht! sagte Madame Graff. Wer weiß, was geschieht? Die Begleitung des Herrn Mansberg, der in dem Comptoir Alles gilt, ist mir aufgefallen.

– Hat Ihr Mann noch Nichts bemerkt? fragte die Wittwe.

– Mein Mann, mein Mann! Er wird wohl darum wissen, denn er weiß Alles, was in dem Hause vorgeht, weil Herr Delius ihn stets zu Rathe zieht. Aber dem muß ich Alles abfragen, wie ein Schulmeister und wenn er nicht Lust hat, öffnet er auch den Mund noch nicht. Sehen Sie, meine liebe Madame Grün, das fürchterliche Schweigen meines Mannes ist mein Hauskreuz – mitunter sitzt er stundenlang wie eine Bildsäule; es ist kein Wort von ihm herauszubringen, und wenn ich mir den Kinnbackenkrampf frage. Wie lange arbeite ich nun daran, ihn zum Ablegen dieses Fehlers zu bewegen – es ist Alles umsonst. Aber, mein lieber Himmel, wen sehe ich dort zwischen den Büschen?

– Meinen Sie den jungen Mann?

– Ja.

Madame Graff zog rasch ihre Brille hervor und setzte sie auf die Nase. Nun beobachtete sie den jungen Mann, der an dem Monumentgitter der Madame Delius stand, und sinnend die Blumen auf dem Grabe betrachtete.

– Ich habe ihn mehr als ein Mal hier gesehen, flüsterte Madame Grün. In der Regel Morgens früh oder Abends

spät. Sie wissen doch, daß ich das Grab meines Mannes selbst begieße.

– Diesen jungen Menschen haben Sie gesehen? fragte leise, aber betonend, die Frau des Kassirers.

– Verlassen Sie sich darauf; ich erkenne ihn deutlich wieder.

– Das ist ja mein Sohn Paul!

– Er scheint die Monomanie Fräulein Lucien's zu theilen. Mitunter pflückt er sich ein Blatt oder eine Blume ab, steckt sie an seine Brust und geht. Also dieser Schwärmer ist Ihr Sohn?

In diesem Augenblicke schlug die Uhr auf dem Thurme der zwischen den Gebüschten versteckten Friedhofskapelle acht. Paul, der die Nähe der beiden Frauen nicht bemerkt hatte, raffte sich zusammen, pflückte eine Blume, die er an seiner Brust befestigte, und ging. Als er in den Weg trat, stand er seiner Mutter gegenüber. Ueberrascht zog er den Hut. Paul war ein hübscher, junger Mann von drei- bis vierundzwanzig Jahren. Der feine Filzhut bedeckte einen braunen Lockenkopf. Seine Toilette war schlicht, sauber und geschmackvoll.

– Paul, um des Himmels willen, du phantasirst zwischen den Gräbern, als ob Du einen Verlust zu beklagen hättest!

– Liebe Mutter, der schöne Morgen, der Zufall. . .

– Morgen! Zufall! rief Madame Graff, indem sie ihrem Sohne die Schleife der Crawatte zurechtlegte. Seit wann bist Du denn Schwärmer geworden?

Paul erröthete bis an die Stirn.

– Nennen Sie eine Frühpromenade Schwärmerei? fragte er mit einem erzwungenen Lächeln, das seine Verwirrung verbergen sollte.

– Und die Blume im Knopfloche, die man von den Gräbern pflückt – soll sie etwa in dem Comptoir duften?

– Verzeihung, liebe Mutter, das Comptoir ruft – es hat bereits acht Uhr geschlagen. Der Vater hat viel zu thun – der Commerzienrath ist verreis't . . .

– Wie? der Commerzienrath ist verreist?

– Diesen Morgen. Aus Wiedersehen, liebe Mutter, die Pflicht ruft.

Paul eilte durch den Gang und verschwand hinter den Büschen.

– Nicht übel! sagte kopfschüttelnd die Mutter, indem sie ihre Brille in die Tasche von braunem Plüsch steckte. Da erfährt man im Vorbeigehen, daß der Conimerzienrath verreist ist. Ich möchte nur wissen, zu welchem Zwecke unser Herrgott meinem Manne den Mund gegeben hat. Wenn er die Lippen nicht zum Essen und Trinken öffnen müßte, ich glaube, er brauchte sie gar nicht. War denn Ihr Seliger auch so ein fischartiges Geschöpf?

– Nein; er aß gern, trank noch lieber und schwatzte wie ein Volksredner im Jahre 1848.

Nach diesen Worten nahm Madame Grün eine kleine glänzende Gießkanne aus ihrer umfangreichen Mantille von schwarzem Taffet hervor, schöpfte aus einem der niedlichen Steinbassins Wasser und begann die Blumen auf dem Grabe ihres Mannes zu begießen. Madame Graff, die von dem raschen Sprechen angegriffen war, setzte

sich auf eine Bank und gab sich dem Verdrusse über ihren schweigsamen Mann hin.

### DRITTES KAPITEL.

Sechs Wochen sind verflossen.

Zu dem Hause des Commerzienraths war eine völlige Umwandlung vorgegangen. In dem Flügel, in dem die Comptoirs lagen, herrschte eine rührige Thätigkeit; Otto Mansberg hielt wie ein ruheloser Geist die Geschäftsmaschine im ununterbrochenen Gange. In dem entgegengesetzten Flügel, den die Familie bewohnte, war es still. Die prachtvoll eingerichteten Räume des Parterre's harrten nur der Bewohner zur vollständigen Verherrlichung. Schien es doch, als ob sie den Schmuck angelegt hätten, um ein Fest zu feiern. Alles glänzte, Alles strahlte und duftete. In jedem Fenster, in jeder Nische prangten kostbare Blumen und Gewächse, die der Gärtner auf Otto's Befehl herbeigeschafft hatte. Vergebens fragte man nach dem Zwecke dieser fürstlichen Einrichtung, da man die Sparsamkeit und das eingezogene Leben des Commerzienraths kannte. Selbst das Sterbegemach seiner Frau, das er einundzwanzig Jahre heilig gehalten, in dem kein Geräth verrückt werden durfte, war zu einem reizenden Boudoir umgeschaffen, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen. Die alten Möbel hatte man in den sogenannten Comptoirflügel geschafft, um den neuen, glänzenden Platz zu machen. Das Aeußere des Hauses war geblieben, wie es gewesen.

Lucie lebte still und eingezogen in den unveränderten Zimmern des ersten Stocks.

Otto Mansberg besaß, wie wir wissen, unbeschränkte Vollmacht; er hatte in der kurzen Zeit seines Wirkens die Operationen des ihm anvertrauten Bankhauses bis zur äußersten Grenze ausgedehnt, so daß der alte Kassirer oft bedenklich den Kopf schüttelte. Einige Speculationen waren bereits eingeschlagen; der Erfolg der meisten aber, und dazu zählten die größern und kühnen, mußte noch abgewartet werden. Die eiserne Ruhe und rastlose Thätigkeit des jungen Geschäftsführers imponirten den ältern Comptoirdienern; Niemand wagte es, ihm Vorsicht anzuempfehlen, zumal da Jeder den Scharfsinn bewundern mußte, mit dem er sein Calcül aufstellte. Aber was hilft aller Scharfsinn, hatte der Kassirer seinen Collegen oft heimlich gesagt, wenn das Glück nicht günstig ist? Herr Mansberg rechnet stets auf das Glück und fürchtet nie das Unglück. Ein widriger Zufall zertrümmert oft die bestausgesonnenen Plane; das Risiko ist für unser Haus, wie es bisher bestanden, zu groß. Ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen. Nun, der Herr Commerzienrath wird wohl wissen, wem er das Steuerruder in die Hand gegeben hat.

So blieb das Geschäft ruhig in dem Gange, den ihm der neue Chef angewiesen. Es schien fast, als ob der Commerzienrath absichtlich verreist sei, um auf die Operationen des kühnen Mansberg nicht einzuwirken.

Um diese Zeit kam Lucie eines Abends von dem Friedhofe zurück, den sie jetzt mehr als sonst zu besuchen

pflegte. Nachdenkend saß sie in dem Sessel, als Anne in das Zimmer trat.

– Was ist denn das wieder? rief die Alte halb mitleidig, halb vorwurfsvoll.

Lucie blickte auf; ihre schönen Augen waren noch thränenfeucht. Sie lächelte, als sie die Alte erblickte, die mit gefalteten Händen vor ihr stand.

– Lucie, Lucie, Sie sind wieder am Grabe der Mutter gewesen, sagte Anne, indem sie das greise Haupt schüttelte. Wollen Sie denn nie auf die Ermahnungen Ihrer mütterlichen Freundin hören? Der Friedhof erregt traurige Gedanken; Sie sind jung, Sie müssen sich des Lebens freuen. Mein liebes Kind, zwingen Sie mich nicht, Ihnen die Spazirgänge vorzuschreiben und Sie zu begleiten, denn es ist meine Pflicht, Ihren Geist von Gegenständen abzulenken, die zur Melancholie stimmen. Was wird Ihr Vater sagen, wenn er bei seiner Rückkehr findet, daß der traurige Zustand Ihrer Gemüthsverfassung sich noch verschlimmert hat?

– Mein Vater! seufzte Lucie.

– Ja, Ihr guter Vater!

– Sind Nachrichten von ihm eingegangen? fragte sie rasch.

– Leider nein. Aber beruhigen Sie sich nur, vielleicht kann Ihnen Herr Mansberg Mittheilungen machen – er läßt Sie um eine Unterredung bitten.

Die schmerzlich freundlichen Züge Lucien's verfinsterten sich; sie sah die treue Dienerin unschlüssig an.

– Herr Mansberg! flüsterte sie dann, als ob dieser Name ihr Schrecken einjagte.

Die alte Anne setzte sich auf die gepolsterte Fußbank, die zur Seite des jungen Mädchens stand.

– Lucie, ich muß einmal ein ernstes Wort zu Ihnen reden, begann sie in einem milden Tone, indem sie die rechte Hand derselben ergriff. Ich bin Ihre zweite Mutter, habe Sie an meiner Brust ernährt, habe Sie in Ihren Kinderjahren geleitet und überwacht – mein liebes Kind, gilt Ihnen denn die alte Anne gar nichts mehr?

Die Tochter des Banquiers sah ihre Pflegerin verwundert an.

– Gute Anne, fragte sie nach einer Pause, wie kommst Du denn auf diesen Gedanken?

– Der Gedanke ist sehr natürlich.

– Ich begreife Dich nicht, Anne.

– In Ihnen geht Etwas vor, das Sie mir zu verbergen bemüht sind.

Lucie ward verlegen.

– Nein! Nein! rief sie.

– Und dennoch. Ich habe es längst bemerkt, aber ich habe geschwiegen, weil ich in der Hoffnung lebte, Sie würden sich mir unaufgefordert mittheilen, und dies wäre ein Beweis des Vertrauens gewesen, das ich wohl um Sie verdiene. Statt dessen aber verschließen Sie Ihre Brust, antworten auf meine Fragen, die ich aus Besorgniß an Sie richte, mit Thränen und einem seltsamen Lächeln, und erschweren und verkümmern mir die Stellung, mit der mich Ihr Herr Vater betraut hat. Muß ich

Ihnen denn wiederholen, daß ich dem Herrn Commerzienrathe zu großem Danke verpflichtet bin? Heute sind es einundzwanzig Jahre, daß ich meinen guten Mann verlor – acht Tage später starb mir mein einziges, liebes Kind – da stand ich verlassen und elend in der Welt; mein Bruder, der Friedhofswärter, hatte mit seiner großen Familie weder zu beißen noch zu brocken – was sollte die arme Wittwe nun beginnen? Der Doctor Fabrici führte mich in dieses Haus, ich ward Ihre Amme, und mein Glück war gemacht. Leider starb Ihre gute Mutter . . .

– Anne, rief Lucie mit zitternder Stimme, Du hast sie gesehen, Du hast sie gesprochen – erzähle doch von ihr!

Das ganze Wesen der jungen Dame schien umgewandelt zu sein; die leuchtenden Blicke und der wogende Busen verriethen eine stürmische innere Aufregung. Sie sprang plötzlich auf und warf sich ihrer Amme in die Arme.

– Eine neue Erscheinung! dachte schmerzlich betrübt die gute Frau. So habe ich sie noch nie gesehen! Wenn der Arzt Recht hätte – es wäre traurig! Mein Gott, kehrte doch der Commerzienrath erst zurück.

– Anne, begann Lucie schmeichelnd, wir sind allein, kein Mensch hört uns – erzähle mir jetzt von meiner Mutter. Wenn ich früher den Vater darum bat, wies er mich mit ernstem Gesichte, fast barsch ab.

– Mein liebes Kind, ich kann Ihnen Nichts mehr erzählen – Sie wissen ja Alles!

– O nein, Du hast mir noch Manches verschwiegen.

– Was zum Beispiel? fragte gespannt die Alte, indem sie das junge Mädchen sanft in den Sessel zurückdrängte.

Lucie saß einige Augenblicke unbeweglich. Dann preßte sie beide Hände auf den wogenden Busen und flüsterte mit Anstrengung:

– Schon seit Jahren habe ich eine Frage an Dich richten wollen, liebe Anne, deren offene Beantwortung mir von großer Wichtigkeit ist, so kindisch sie Dir auch erscheinen muß. Aber so oft ich die Lippen öffnen wollte, um sie auszusprechen, so oft erstarb mir Unerklärlicher Weise das Wort auf der Zunge.

– Mein liebes Kind, mir gegenüber sind Sie befangen? rief lächelnd die Alte, die nun hinter das Geheimniß zu kommen hoffte.

– Nimm es nicht für Mangel an Vertrauen . . .

– Und dennoch; Furcht vor Ihrer Amme kann Sie doch nicht abhalten.

– Lassen wir das! Lassen wir das! flüsterte Lucie ernst. Ich hoffte, daß ich doch einmal erfahren würde, wonach ich nicht zu fragen wagte; aber so viel Du mir auch von meiner Mutter erzähltest, diesen Punkt, so natürlich er auch ist, hast Du nie berührt. Fast schien es mir, als ob Du ihn absichtlich verschwiegest. Diese Annahme, mag sie nun auch irrig sein, bestimmte mich größtentheils, die Frage zu unterdrücken. Jetzt aber kann ich es nicht mehr . . .

– Sie machen mich sehr neugierig. Fragen Sie offen, liebes Kind, ich werde offen antworten – vorausgesetzt, daß ich es kann.

– O, du kannst es, Anne!

– Nun so fragen Sie doch endlich! bat dringend die Alte.

Lucie senkte die Augen und flüsterte:

– Schon früher hörte ich einmal von einer Dame sagen, ich habe große Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Mutter – ist das wahr?

Anne lächelte ruhig, ergriff Lucien's Hand, und antwortete:

– Sie sind jetzt verständig genug, um das Betragen, das ich in dieser Beziehung beobachtete, zu würdigen. Von allen Seiten ward Ihnen gesagt, und ich selbst habe es oft wiederholt, daß Ihre Mutter eine engelschöne Frau gewesen sei. Durfte ich Ihnen nun mittheilen, daß Sie das Abbild der Verstorbenen, daß Sie die Doppelgängerin derselben sind, ohne Sie eitel zu machen? Ja, Lucie, jetzt stehen Sie in dem Alter Ihrer Mutter, als sie starb, und Sie sind ihr zum Sprechen ähnlich. Die Dame, die Ihnen dies gesagt, hat Ihnen nicht etwa geschmeichelt. Sie sind auch gut, wie Ihre Mutter, mein Kind; aber nicht so verständig, als sie. Madame Delius war eine lebenslustige, junge Dame, die scherzte und lachte – Sie sind melancholisch, einsilbig, fast möchte ich sagen, mürrisch. Ach, wie oft hat sie Ihrem Vater die Geschäftssorgen durch ihre heitere Laune vertrieben; selbst als sie im Sterben lag, versuchte sie noch tröstend zu lächeln. Nehmen Sie sich Ihre Mutter zum Vorbilde, werden Sie ihr ganz ähnlich, und Ihr Vater kann sich über Sie ferner nicht beklagen.

– Also doch! flüsterte Lucie unwillkürlich. Und er liebt mich nicht! fügte sie im Uebermaaße eines Schmerzes hinzu, der plötzlich ihre Brust zusammenpreßte.

Sie wandte sich ab, und begann still zu weinen.

– Was ist denn das? fragte sich Anne, indem sie still das weinende Mädchen betrachtete Sie spricht von Liebe – hier liegt ein Herzensgeheimniß zum Grunde, das ich kennen lernen muß.

Lucie trocknete ihre Thränen, indem sie sagte:

– Du hast Recht, Anne, ich muß meiner Mutter ganz ähnlich werden, und darum werde ich mich bemühen, heiter zu sein, wie sie – werde die Melancholie verbannen, wenn sie sich meiner bemächtigt, und ein heiteres Gesicht zeigen. Hat er sich denn über mich beklagt?

– Wer?

– Du sprachst von meinem Vater.

– Ah, Ihr Vater!

– Sei offen, gute Anne.

– Nun, man kann es eben nicht beklagen nennen.

– Was hat er denn geäußert?

– Aber ein Vater ist doch um sein einziges Kind besorgt, wenn er sieht, daß es leidet. Und Sie leiden, Lucie; es entgeht mir nicht, wenn Sie es auch zu verbergen suchen. Mein Gott, über dem Geplauder hätte ich bald das Wichtigste vergessen. Herr Mansberg läßt Sie um eine Unterredung bitten.

Lucie ward plötzlich sehr ernst.

– Da ist die Melancholie schon wieder! rief Anne. Was haben Sie mir denn so eben versprochen? Herrn Mansberg dürfen Sie nicht abweisen, und wenn die Melancholie Sie mit tausend Armen umfassen hält. Lächeln Sie, wie Ihre Mutter. Was soll ich dem Geschäftsführer Ihres Vaters sagen? Ueberlegen Sie nicht, denn er hat, wie er mir sagte; Ihnen wichtige Mittheilungen von Seiten Ihres Vaters zu machen. Herr Mansberg ist ein hübscher, junger Mann, thätig und rastlos wie eine Biene. Wenn ihm der Vater vertraut, wenn er ihm das ganze Geschäft in die Hand giebt, darf die Tochter nicht zurückhaltend sein, wie einem Fremden gegenüber. Geben Sie sich die kleine Mühe, ihn näher kennen zu lernen, und Sie werden ihn schätzen wie wir – das heißt der Vater, ich und das ganze Haus. Und, unter uns gesagt, Lucie – aber so sehen Sie mich doch an – so ist es recht! Also, unter uns gesagt – Sie machen Ihrem Vater eine große Freude.

– Womit?

– Wenn Sie jetzt freundlich Herrn Mansberg empfangen und ihn später nicht so fern von sich halten. Der gute Herr schließt Sie in die Arme, küßt Sie, wenn er erfährt, daß ... doch ich habe schon genug gesagt. Soll Herr Mansberg kommen?

– Ich gehorche, wenn es mein Vater will! antwortete Lucie in einem Tone, der deutlich ihre Resignation verrieth.

Anne verließ rasch das Zimmer. Einige Minuten später brachte sie Licht.

– Ich habe zu ihm geschickt; er wird gleich kommen! sagte sie lächelnd. Nun denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe.

#### VIERTES KAPITEL.

Kaum hatte sich die alte Anne, geheimnißvoll lächelnd, entfernt, als sich ein Klopfen an der Thür vernehmen ließ. Lucie stand in der Mitte des Zimmers; sie forderte mit gepreßter Stimme zum Eintreten auf. Otto Mansberg erschien auf der Schwelle. Ruhig trat er ein und verneigte sich mit jener Gemessenheit, die alle seine Handlungen charakterisirte. Dem scharfen Beobachter würde es indeß nicht entgangen sein, daß ihm das Bestreben, gemessen zu erscheinen, in diesem Augenblicke ein wenig Mühe machte. Bei dem Erblicken der reizenden Gestalt Lucien's fühlte er eine Befangenheit, die ihm sonst fremd war. Ein kaum merkliches Roth schattirte seine bleichen Wangen. Die Oberlippe unter dem feinen schwarzen Bärtchen zuckte ein wenig.

Lucie verneigte sich mit der ihr angeborenen Grazie und Liebenswürdigkeit.

– Es ist ein Brief von Ihrem Herrn Vater eingegangen, mein Fräulein, begann der Procurist mit ein wenig unsicherer Stimme.

– Ich bitte, nehmen Sie Platz, mein Herr! sagte Lucie sehr artig, aber kalt.

Sie deutete auf einen Sessel. Otto Mansberg führte die junge Dame mit dem Anstande eines Cavaliers zu dem

Sopha, dann ließ er sich, nachdem Lucie Platz genommen, nieder. Man sieht, der Procurist besaß einen Takt, den man bei Geschäftsleuten, wenn sie mit Damen umgehen, nicht immer findet. Und dabei waren seine Bewegungen ungezwungen, edel.

– Wo ist mein Vater? fragte Lucie. Was schreibt er Ihnen?

Sie verbarg unter der Hast, mit der sie diese Worte sprach, eine qualvolle Seelenangst, die sich ihrer bei der Berührung der kalten Hand des jungen Mannes bemächtigt. Wäre es möglich gewesen, sie hätte Anne zurückgerufen, um mit Otto Mansberg nicht allein zu bleiben. Es war nicht schwer, die Absicht der alten Amme zu errathen.

– Ihr Herr Vater, mein liebes Fräulein, befindet sich in Frankfurt.

– In Frankfurt, bei seinem Bruder?

Kaum hatte sie diese Frage ausgesprochen, die ihr die Verwirrung entrissen, als sie erbleichte; sie begriff zu spät, daß sie dadurch ihre Stellung zu dem Vater verathen. Die Tochter wußte nicht einmal, wohin der Vater gereist war.

Otto Mansberg verbarg sein Erstaunen über diese Wahrnehmung.

– Bei dem Bruder, antwortete er ruhig. Wie der Herr Commerzienrath schreibt, geht Alles, wie er es nur wünschen kann. Sein letzter Brief, den ich vor einer Stunde erhielt, bringt Nachrichten, die für mich interessant, für Sie aber von großer Wichtigkeit sind.

– Hat mein Vater nicht einige Zeilen für mich beigelegt? fragte Lucie mit gepreßter Stimme.

– Nein; aber er hat mich beauftragt, Ihnen Alles mitzutheilen, was nicht geschäftlicher Natur ist. Zu diesem Zwecke, fügte Otto scheinbar ruhig hinzu, habe ich mir erlaubt, Sie um eine Unterredung bitten zu lassen.

Lucie hatte Mühe, ihre Thränen zurückzuhalten. Die Hoffnungen einen Brief von dem Vater, der so lange fern war, ging nicht in Erfüllung. Jener schmerzlich melancholische Ausdruck zeigte sich in ihren schönen Zügen, der zu der Annahme Anlaß gab, ihr Geist sei leidend. Otto zog ruhig einen Brief aus der Tasche, öffnete ihn, und begann, nachdem er die betreffende Stelle gesucht, zu lesen:

»Die Wirkungen Ihrer Umsicht und Thätigkeit, mein lieber Freund, habe ich am hiesigen Platze verspürt; Ihre Operationen sind zeitgemäß und vollkommen richtig berechnet. Das Haus Delius hat dadurch an Credit und Achtung gewonnen. Halten Sie sich versichert, daß mein Dank nicht ausbleiben wird. Während Ihre fähige Hand meine Geschäfte leitete, habe ich eine Angelegenheit geordnet, die mir längst am Herzen gelegen. Vernehmen Sie, und theilen Sie es nur meiner Tochter mit, aber nur meiner Tochter, daß ich mich diesen Morgen zum zweiten Male verheirathet habe.«

– Großer Gott! rief Lucie.

Als Otto Mansberg aufblickte, sah er, daß sie bleich geworden war, wie eine Lilie.

»Es ist dies ein Schritt, den ich nach jahrelanger Erwägung gethan,« fuhr der Leser fort; mein häusliches Leben erforderte eine völlige Umgestaltung, wenn es mir ferner einiges Interesse bieten soll. Die Wahl meiner zweiten Gattin ist eine glückliche gewesen, ich führe eine Dame heim, die sich durch Geist und Liebenswürdigkeit auszeichnet und daher wohl geeignet ist, den Ansprüchen eines sechsundvierzigjährigen Mannes zu genügen. Meine Geschäftsfreunde sollen noch nicht darum wissen, ich werde sie bei meiner Ankunft, deren Sie sich von heute an jeden Tag gewärtigen können, überraschen. Ziehen Sie die alte Anne mit in das glückliche Geheimniß, damit sie den Empfang der künftigen Herrin vom Hause vorbereite.«

Der Leser legte das Papier ruhig zusammen.

– Ich wünsche meinem guten Vater von Herzen Glück! flüsterte Lucie, die sich von dem ersten Eindrucke, den diese Nachricht hervorgebracht, erholt hatte.

– Und ich stimme in diesen Wunsch mit der Aufrichtigkeit ein, mit der ich auch Ihr Glück zu fördern mich bestrebe, wenn Sie mich dieses Dienstes für würdig erachten.

– Mein Glück, Herr Mansberg? Ich mache wenig Ansprüche an die Welt.

– Dieser Moment, mein liebes Fräulein, ist wohl geeignet, alle obwaltenden Verhältnisse genau zu erwägen. Es geht eine Veränderung in Ihrer Familie vor, die für alle Glieder derselben von großer Wichtigkeit ist. Die Stellung, die mir Ihr Vater angewiesen, ist keine zufällige;

ich habe sie erstrebt, und zwar Ihretwegen, mein liebes Fräulein. Als wir uns vor zwei Jahren in Wiesbaden sahen, regte sich in mir der lebhafteste Wunsch, ich möge so glücklich sein, Ihnen zu gefallen. Die wenigen Wochen, in denen es mir vergönnt war, Sie zu sehen und zu sprechen, – o gestatten Sie mir, daß ich mein Herz vor Ihnen ausschütte – genügten, den Plan für mein ganzes Leben festzustellen. Ich näherte mich Ihrem Vater; er stellte mich in seinem Comptoir an, nahm mein Vermögen in sein Bankhaus zur Erweiterung der Operationen, und schenkte mir später sein unbedingtes Vertrauen. Am Tage vor seiner Abreise entdeckte ich ihm mein Herz, und er ertheilte mir gern die Erlaubniß, mich um Ihre Gunst zu erwerben. Ich suchte mich Ihnen zu nähern; Sie wichen zurück und verschmäheten es, mich kennen zu lernen. Heute fasse ich Muth, und mache den letzten Versuch!

Lucie zitterte am ganzen Körper, als Otto Mansberg zärtlich und ehrerbietig ihre Hand ergriff.

– Mein Herr, flüsterte sie, zwar erkenne ich, daß mein Vater Sie auszeichnet; aber er hat nie ein Wort geäußert, das seine Absicht in Bezug auf meine Person kundgiebt

– Er wird auch nie ein solches Wort äußern! rief Otto. Der Herr Commerzienrath will dem Herzen seiner Tochter durchaus nicht maßgebend sein. Aber wenn ich ihm sage, Fräulein Lucie erlaubt mir, mich um ihre Hand zu bewerben . . .

– Nein, nein! rief sie hastig und ängstlich. Ach, mein Herr, fügte sie in rührenden Tönen hinzu, wenn Sie es aufrichtig gut mit dem Vater und mir meinen, so gehen

Sie jetzt in dieser Angelegenheit keinen Schritt weiter. Ich will offen gegen Sie sein, wie es Ihr ehrenvoller Antrag verdient: schon damals, als ich mich in Wiesbaden befand, war meine Gemüthsstimmung der Art, daß ich die Regungen meines Herzens außer Acht ließ. Und so ist es bis zu diesem Augenblicke geblieben! flüsterte sie hocherröthend.

– O, dann versprechen Sie mir, daß Sie sich mit mir beschäftigen wollen! rief Otto Mansberg bittend.

– Fordern Sie kein Versprechen, mein lieber Herr; ich kann nicht über mein Gemüth gebieten. Es mag immerhin ein Unglück sein, daß ich so und nicht anders bin; aber es leidet wohl keiner mehr unter diesem Unglücke, als ich selbst. Bleiben Sie meinem Vater der treue Geschäftsfreund, und der innigste Dank der Tochter wird Ihnen nicht fehlen.

Sie reichte ihm ihre kleine weiße Hand mit einem Blicke, der die Wahrheit dieser Worte besiegelte.

– So geben Sie mir keine Hoffnung? fragte der bestürzte Otto.

– Ich kenne meine Pflicht als Tochter! flüsterte sie ganz leise.

– Sie verweisen mich also an Ihren Vater, mein Fräulein?

– Und an Ihr edles Herz.

– Fräulein Lucie appellirt an einen Richter, der ihretwegen eine Ungerechtigkeit begehen könnte. Glauben

Sie mir, rief Otto, und das Feuer der Leidenschaft glühte in seinen dunkeln Augen, ich bin abhängig von Ihnen, wie der Sklave von seinem Herrn. Für Sie arbeite ich, für Sie strebe ich danach, das Haus Delius auf eine der höchsten Stufen in der Geschäftswelt zu bringen. Ich frage nicht nach Vermögen, denn ich selbst bin reich, bin der einzige Erbe meines Vaters – Lucie, Ihre Gunst ist mir Alles, versagen Sie mir diese, so habe ich keinen Lebenszweck, meine Kraft erlahmt, und die Welt bietet mir keine Freude mehr. O, verzeihen Sie mir, wenn ich in diesem Augenblicke mein volles Herz ausschütte – mir ist, als ob sich kein zweiter dazu bieten würde.

Lucie erschrak vor dem Ausbruche dieser Leidenschaftlichkeit, den sie längst gefürchtet hatte, da ihr der Gemüthszustand Otto's nicht entgangen war; ihr Herz bebte vor dem ernstesten jungen Manne zurück, eine Ahnung sagte ihr, daß er ihr noch einmal verhängnißvoll werden könne.

– Sie sehen mich rathlos, mein Herr, stammelte sie; ich bin so wenig vorbereitet auf das, was Sie mir mittheilen

...

– Mein Fräulein, vergessen Sie nicht, daß eine Stiefmutter in das Haus zieht, daß das Vaterherz sich einem zweiten Gegenstande zugewendet hat. Es geht eine große Veränderung in Ihrem Hause und in Ihrem Leben vor.

Otto Mansberg drang zu tief in die zartesten Verhältnisse ein, als daß Lucie eine längere Fortsetzung des Gesprächs gestatten konnte. Sie erhob sich.

– Mein Herr, sagte sie im Tone verletzter Würde, wir kennen Beide die Gattin meines Vaters nicht; aber ich glaube, sie wird die in unserm Hause bestehenden Verhältnisse ehren, so lange sie keinen Grund hat, sich darüber zu beklagen.

Der Procurist zuckte leicht zusammen, seine Lippen zitterten.

– Gebe Gott, daß meine Worte, die mir die tiefste Ergebenheit zu Ihnen erpreßt hat, eine ungegründete Befürchtung enthalten mögen. Ich werde so lange meine Pflicht erfüllen, als Sie, mein Fräulein, es mir nicht verbieten. Zählen Sie auf mich, wie auf Ihren treuesten Freund! fügte er mit zitternder Stimme hinzu.

Lucie konnte nicht verhindern, daß Mansberg ihr die Hand küßte, der sich dann tief verneigte und das Zimmer verließ.

Die junge Dame war allein. Sie hatte Mühe, ihre Gedanken zu ordnen. Die Heirath des Vaters, der Antrag Mansberg's – Beides waren inhaltschwere Begebenheiten. Der Gedanke, daß der Vater durch einen Fremden der Tochter diese wichtige Mittheilung hatte machen lassen, erfüllte sie mit tiefem Schmerze. Sie war dem Manne Nichts, an dem sie in kindlicher Liebe hing.

Anne, die eingetreten war, weckte Lucien aus dem tiefen Nachsinnen.

– Schon wieder in Thränen, armes Kind? rief die Alte.

– Hast Du Herrn Mansberg gesprochen?

– Nein; aber ich sah ihn sehr ernst über den Corridor gehen. Was wollte er bei Ihnen? fragte Anne neugierig.

– Er brachte mir die Nachricht, daß mein Vater verheirathet sei, antwortete Lucie, mit übermenschlicher Anstrengung einen neuen Ausbruch ihres Schmerzes verhindernd.

Auch Anne stand einige Augenblicke sprachlos vor Erstaunen

– Und darüber weinen Sie? fragte sie endlich. Ich habe mich gewundert, daß Ihr Vater so lange Wittwer geblieben ist. Uebrigens habe ich es mir gedacht, denn die Vorbereitungen deuteten darauf hin. Aber wie es auch kommen möge, – vergessen Sie nicht, Herr Mansberg ist Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

– Bestimmen wir Nichts im Voraus! sagte Lucie herrisch.

Anne schwieg. Nach einiger Zeit bat sie um die Erlaubniß, ihren Bruder, den Friedhofswärter, besuchen zu dürfen.

– Wozu bedarfst Du meiner Erlaubniß, Anne? Es genügt, wenn ich weiß, daß Du ausgegangen bist.

Die Alte entfernte sich, um zehn Minuten später das Haus zu verlassen.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Acht Uhr Abends war längst vorüber. In dem Hause des Commerzienraths Delius herrschte eine Ruhe, als ob es unbewohnt wäre. Lucie saß gedankenvoll neben dem Fenster, durch das die laue Luft des prachtvollen Septemberabends einzog. Dem armen Mädchen drängten sich ja

der Gegenstände so viele auf, die ein ernstes Nachdenken beanspruchten. Die Pendüle zeigte durch leise Schläge drei Viertel auf neun an. Lucie sprang auf, warf einen Mantel um, dessen Kapuze sie über den Kopf zog, löschte das Licht aus, schlüpfte über den stillen Corridor, die Treppe hinab und trat durch eine Hinterthür in den Garten. Lucie huschte wie ein Schatten durch die Wege, in denen schon abgestorbene Blätter unter den Füßen knisterten. Der ziemlich große Garten ward von einer hohen Mauer eingeschlossen, die ihn von einer schmalen, wenig besuchten Straße schied. In dieser Mauer befand sich eine kleine Thür, und diese Thür war das Ziel Lucien's. Kaum eine Minute stand sie in der Laube, die sich an die Mauer lehnte, als von Außen ein Schlüssel in das Schloß gebracht und die Thür geöffnet ward. Die Gestalt eines Mannes, in einen kurzen Mantel gehüllt, trat ein. Dann ward die Thür vorsichtig wieder geschlossen.

– Paul! flüsterte Lucie.

– Hier bin ich!

– Ich habe mit Ungeduld die Minuten gezählt.

– O, meine Geliebte, auch ich habe der Zeit Flügel gewünscht! sagte Paul, indem er die beiden Hände des Mädchens, die sich ihm entgegenstreckten, innig an seine Lippen drückte. Eine qualvolle Unruhe peinigte mich den ganzen Tag.

Beide gingen Arm in Arm tiefer in den Garten, dessen Wege durch die belaubten Obstbäume verdunkelt wurden.

– Sie waren besorgt, Paul?

– Mir lag es wie Blei auf dem Herzen.

– Warum?

– Mansberg hat Ihnen heute einen Besuch abgestattet

...

– Sie wissen es, Paul!

– Ich hörte es, als er Annen den Auftrag gab, Sie vorzubereiten. Die Alte ist auf seiner Seite; sie ermahnt ihn, sich Ihnen zu erklären, damit der Vater bei seiner Rückkehr durch ein Einverständniß überrascht werde. Man sprach von einem günstigen Augenblicke, von Nachsicht mit Ihnen – ach, Lucie, Otto Mansberg nimmt eine Stelle im Leben ein, während ich ...

– Während Sie, Paul, eine Stelle in meinem Herzen einnehmen, die Ihnen Niemand rauben kann! unterbrach ihn Lucie rasch und innig. Mansberg kann mir nicht das geringste Interesse abgewinnen. Fürchten Sie ihn nicht, mein lieber, lieber Freund!

– O dann beneide ich ihn auch nicht! rief Paul. Ich werde arbeiten, rastlos arbeiten, um mich Ihnen endlich offen nahen zu dürfen.

– Die Zeit wird nicht ausbleiben; für jetzt aber darf Niemand erfahren, daß unsere Herzen einen Bund für die Ewigkeit geschlossen haben. Ach, Paul, trotzdem bin ich ein armes, beklagenswerthes Mädchen.

Sie lehnte ihr schönes Haupt an des Geliebten Schulter. Paul drückte seine Lippen an die Stirn der Geliebten.

– Mein Vater hat mich nie geliebt, begann sie nach einer Pause mit zitternder Stimme. Er haßt mich, weil er

mich für den Grund des Unglücks hält, des schwersten Verlustes, der ihn betroffen.

– Unmöglich! rief Paul, der des Mädchens Klage nur zu gut verstand. Der Commerzienrath ist zu verständig, als daß er in solche Vorurtheile verfallen sollte.

– Auch ich habe meinen Vater für vorurtheilsfrei gehalten, ich habe nicht glauben können, daß er sein einziges Kind haßt. Jemehr ich aber Alles, was vorgeht, mit Ruhe prüfe, jemehr ich alle Verhältnisse zusammenstelle, je klarer stellt sich mir die traurige Gewißheit heraus. Was ich früher für väterliche Strenge hielt, ist Abneigung, vielleicht Haß. Man gab mich zeitig aus dem Hause in ein Pensionat, wo ich unter fremden Menschen, deren Sorge für mich bezahlt wurde, aufwuchs. Fünf Jahre hatte ich den Vater nicht gesehen, als ich, nachdem meine Erziehung vollendet war, zurückkehrte. Ich war nicht die Tochter vom Hause mehr, ich war eine Fremde. Ach, mein lieber Freund, erlassen Sie mir die Aufzählung der Einzelheiten, die mich nach und nach aufmerksam machten und endlich die Vermuthung rechtfertigten, vor der mein Herz zurückbebte. Ich nahm meine Zuflucht zu dem Grabe der Mutter, die ich nie gekannt habe; unter Thränen betete ich zu ihr, als zu meinem Schutzengel, und suchte dem Vater in den kleinsten Punkten zu zeigen, daß ich ihm eine gehorsame, liebende Tochter sei – mein Bemühen, das Eis zu schmelzen, das sein Herz umfing, blieb vergebens. Er mied mich, und meine Annäherungen nahm er mit sichtlichem Widerwillen auf. Ein Zufall setzte mich davon in Kenntniß, daß meine stets

größer werdende Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter ihn an das größte Unglück seines Lebens erinnere und daß dieser Umstand der Grund seiner Abneigung gegen mich sei. Nicht ich allein habe diese Abneigung bemerkt, auch fremden Personen ist sie aufgefallen. So stand ich inmitten der großen Gesellschaft allein, verlassen, ohne Theilnahme und Liebe. Ihre Aufmerksamkeiten, mein Paul, thaten meinem Herzen, wohl; sie rührten mich und erweckten endlich eine innige Gegenliebe, die mir Trost in meinem Unglücke gewährte. Ich bedurfte eines theilnehmenden Herzens, dem sich das meinige anschließen und eröffnen konnte. Meine Liebe zu Ihnen ist das einzige Geheimniß, vielleicht der einzige Fehltritt in meinem Leben, wenn ein Geheimniß dem Vater gegenüber nicht zu rechtfertigen ist. Aber kann man mich schuldig finden, wenn ich nach einem Troste in meinem Schmerze suche?

Paul hatte mit banger Brust diesem offenen Geständnisse des jungen Mädchens zugehört.

– Lucie, sagte er nach einer langen Pause, Ihr Vater ist ein ernster, strenger Mann.

– Gewiß!

– Sie beurtheilen ihn falsch.

– Wollte Gott, es wäre, wie Sie meinen.

– Verbannen Sie den traurigen Gedanken und vertrauen Sie dem Vaterherzen.

– Wenn alles Frühere unbegründete Vermuthungen waren, Irrthümer, in die mich meine Empfindlichkeit verfallen ließ, so hat der heutige Tag mir eklatante Beweise geliefert

– Was ist geschehen? fragte Paul ängstlich.

– Mein Vater hat sich zum zweiten Male verheirathet.

– Lucie, und darin erblicken Sie den Beweis . . .

– Nein; aber mein Vater hat mir diese wichtige Nachricht, die keine Seele ahnte, durch seinen Geschäftsführer mittheilen lassen. In einigen Tagen wird meine Stiefmutter eintreffen. Wie nennen Sie dieses Verfahren, Paul? Wie deuten Sie es? Ein fremder Mann unterrichtet mich von so zarten Verhältnissen und bewirbt sich zu gleicher Zeit um meine Gunst. Mag immerhin Herr Mansberg das Vertrauen verdienen, das man ihm im Geschäftsleben schenkt – in Familienangelegenheiten muß die Tochter dem Vater näher stehen.

Der arme Paul sah bestürzt die Geliebte an.

– Mansberg hat sich um Ihre Gunst beworben? fragte er stammelnd.

– Ja.

– Mein Gott!

– Und ich erblicke darin eine Absicht meines Vaters.

– Lucie, um Gottes willen, flüsterte dringend der junge Mann, was haben Sie beschlossen? Was wollen Sie thun?

– Die Antwort auf diese Frage mag das offene Bekenntniß sein, das ich Ihnen diesen Abend abgelegt habe. Sie sollen klar in meiner Seele wie in meinem Herzen lesen. Mansberg weiß bereits, wessen er sich von mir zu versehen hat.

– Aber wenn Ihr Vater sie zwingen sollte?

– Fürchten Sie Nichts, Paul, mein geliebter Freund; ich bin ja meinem Vater gleichgültig. Aber was auch kommen möge, ich werde Ihnen treu bleiben bis zum letzten Athemzuge.

Beide sanken sich einander in die Arme. Der Bund der Liebe ward durch glühende Küsse und durch Thränen besiegelt. Ihre Schwüre, die Gott hörte, kamen aus den reinsten Herzen.

Paul war, wie wir wissen, der Sohn des alten Kassiers Graff, der schon lange im Dienste des Commerzienraths Delius stand. Der junge Mann hatte in einem auswärtigen Hause seine Lehrzeit bestanden und arbeitete seit drei Jahren in dem Bankhause. Um die Zeit seines Eintritts war Lucie aus der Pension zurückgekehrt. Die jungen Leute hatten sich Anfangs nur selten und flüchtig gesehen – Sonntags in der Kirche oder an schönen Abenden auf dem Friedhofs. Am Grabe der Mutter hatte die erste Unterredung stattgefunden. Ein Lächeln, der Klang der Stimme reichte hin, um in dem Herzen des Commis eine Leidenschaft ohne Grenzen zu erwecken, und glücklicherweise theilte sich das Feuer dieser Leidenschaft der mit, die sie angeregt hatte. Nun liebten sie sich, und liebten sich von ganzer Seele. Da Lucie stets sich selbst überlassen blieb, konnte die Gelegenheit zu heimlichen Unterredungen, die anfangs scheinbar absichtslos, später durch stille Uebereinkunft herbeigeführt wurden, nicht fehlen. Niemand ahnte diese Liebe. Frau Weiß, die einzige Person in der Nähe des jungen Mädchens, würde

vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen haben, wenn man ihr gesagt hätte: der stille, schüchterne Paul liebt die Tochter des reichen Commerzienraths, und die melancholische Lucie, die nur Umgang mit dem Grabe der Mutter pflegt, liebt den Sohn des Kassirers Graff. Paul besaß kein Vermögen; da er wußte, daß Lucie die Erbin ihrer Mutter war, die dem Commerzienrathe ein großes Kapital zugebracht, das in dem Bankhause steckte, und das man der Tochter unter allen Umständen nicht entziehen konnte, so setzte er als ein echter Kaufmann einige Hoffnung darauf. Trotzdem hätte er gern den Reichthum geopfert und wie ein Knecht Tag und Nacht gearbeitet, wenn der Besitz Lucien's davon abhängig gemacht wäre. Der arme Mann lebte zwischen Furcht und Bangen, zwischen Hoffen und Verzweifeln. An großmüthige Banquiers, die den schlichten und arbeitsamen Commis zum Compagnon erheben, damit er die einzige Tochter heirathen könne, glaubte er nicht, und zumal hier, wo Mansberg bereits eine Stellung eingenommen. Der junge Graff war mehr Liebhaber als Kaufmann; die Nachricht von dem traurigen Verhältnisse zwischen Vater und Tochter erfüllte ihn mit Schmerz, trotzdem er sich sagen mußte, daß es ihm zu statten kommen könne. Seine großmüthige Seele vergaß darüber seiner eigenen hoffnungslosen Liebe.

Man war eine Zeit lang schweigend auf- und abgegangen.

– Paul, begann plötzlich Lucie, ich kann mich der Ansicht nicht erwehren, daß Mansberg meinen Vater geschickt zu umstricken gewußt, und daß er die Abneigung desselben gegen mich benutzen wird, um sich zu nähern, wenn es ihm nicht gelingt, mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Bei der Veränderung, die in unserm Hause vorgeht, ist es nöthig, daß Sie ihn, soviel Sie können, überwachen.

– Es ist unbedingt nöthig, fügte Paul rasch hinzu, der längst den Geschäftsführer beargwöhnt hatte. Aber meine Stellung bietet mir so wenig Gelegenheit, daß mein Bemühen erfolglos bleiben wird. Lügen mir die Verrichtungen meines Vaters ob . . .

– Ihres Vaters! sagte Lucie rasch. Halten Sie es für nöthig, so theilen Sie ihm das Geheimniß unserer Liebe mit.

– Lucie!

– Er wird dann die Schritte des Procuristen besser zu deuten wissen.

– Das wollten Sie mir gestatten? fragte der junge Mann, der in dieser Erlaubniß eine hohe Glückseligkeit erblickte.

– Es wird gut sein, daß er darum weiß. Wir werden bald seines Rathes bedürfen. Ich kann mich meinem Vater nicht vertrauensvoll nähern, denn uns trennt eine große Kluft. Vertrauen Sie Ihrem Vater unsere Liebe an, denn seine Billigung ist ein heilbringender Segen.

Die Glocke auf dem nahen Kirchthurme schlug halb zehn. Die Zeit der Trennung war da. Man verabbedete

die nächste Zusammenkunft. Paul verschwand nach einer innigen Umarmung durch die Thür in der Gartenmauer, Lucie erreichte ungesehen ihr Zimmer wieder. Es war Zeit, denn fünf Minuten später kam die alte Anne von ihrem Besuche zurück.

## SECHSTES KAPITEL.

Den folgenden Tag verbrachte Lucie einsam in ihrem Zimmer. Gegen Abend schickte sie sich an, einen Gang nach dem Friedhofe zu machen. Als sie das Fenster öffnete, um frische Luft einzulassen, fuhr ein Wagen vor das Haus. Wer anders als der Vater mit seiner Gattin konnte kommen? Mehr bestürzt als neugierig beugte sich die junge Dame über die Fensterbrüstung. Da sah sie, wie der herbeigeeilte Portier den Schlag öffnete, während der alte Heinrich mühsam von dem Bocke stieg.

– Mein Vater! flüsterte Lucie.

Der Commerzienrath Delius, in kostbaren Reisekleidern, stieg aus. Mit seiner Hülfe folgte eine tief verschleierte Dame. Arm in Arm betraten die Reisenden das Haus. Auf der Flur empfing sie Frau Weiß, die hastig die Treppe hinabgeeilt war. Der Banquier dankte ernst und gemessen auf die freundlichen Grüße der alten Dienerin, die geschäftig die prachtvollen Zimmer des Erdgeschosses öffnete. Die verschleierte Dame, eine stattliche Gestalt, schien die Alte kaum zu bemerken. Die Kammerfrau der Commerzienrätthin, eine noch ziemlich hübsche Person

von dreißig Jahren, ließ durch die Domestiken das Reisegepäck in das Haus tragen und führte dabei in einer Weise den Oberbefehl, als ob sie die gebietende Herrin wäre. In dem Erdgeschosse herrschte reges Leben, während in dem ersten Stocke Alles ruhig blieb. Die Domestiken sahen sich verwundert an, denn da sie um die Verheirathung ihres Herrn nicht wußten, mithin die Stellung des schnippischen Wesens, das wie vom Himmel geschneit erschien, nicht kannten, mußte sie das Commando doppelt befremden. Als die nöthigsten Dienste vollbracht, wandten sie sich an den alten Heinrich.

– Wer ist die verschleierte Dame?

– Ich weiß es nicht, antwortete Heinrich lächelnd.

– Aber Du mußt doch die Mamsell kennen, die uns wie Knechte behandelt.

– Ja.

– Nun, wer ist sie denn?

– Das Kammermädchen jener Dame.

– Du kommst mit der Dame, Heinrich, Du mußt doch wissen, wer sie ist.

– Man wird es Euch schon sagen, neugieriges Volk!

– Wer giebt jener Mamsell das Recht zu kommandiren?

– Die Dame! antwortete Heinrich mit seiner unzerstörbaren Gemüthsruhe.

– Aber die Dame?

– Habt Geduld, der Herr Commerzienrath wird es Euch bald sagen. Nun laßt mich in Ruhe.

Der alte Diener ging in die Comptoirs, um dort seine Bekannten und Freunde zu begrüßen. Der Commerzienrath war erstaunt, als er die unter Otto Mansberg's Leitung eingerichteten Zimmer sah. Luxus und Bequemlichkeit reichten sich die Hände, um das Leben der Bewohner angenehm zu machen. Pracht wetteiferte mit Geschmack. Das Boudoir besonders zeichnete sich durch Eleganz aus; es war einer schönen Braut vollkommen würdig. Die Commerzienrätin, die am Arme ihres Gatten die Runde durch die Zimmer gemacht, sprach laut ihren Beifall aus.

– Sie sind also zufrieden, Philippine? fragte lächelnd der neue Ehemann.

Die Dame, die den Schleier nachlässig zurückgeworfen, reichte ihm die kleine Hand, indem sie antwortete:

– Ihre Aufmerksamkeit, mein lieber Freund, verpflichtet mich zu dem wärmsten Danke. Sie wußten, daß ich elegante Zimmer liebe . . .

– Nehmen Sie Besitz von diesem Theile des Hauses, das von nun an auch das Ihrige ist. Ich gehe auf kurze Zeit in mein Bureau.

Philippine bot dem Gatten den Mund zum Kusse. Der Commerzienrath entfernte sich. Die Commerzienrätin, obwohl schon dreißig Jahre alt, war eine blendenschöne Blondine. Ihre Haut glänzte wie der feinste Alabaster. Eine seltene Haarfülle zeigte sich auf ihrem Haupte, als sie den grauen Reisehut ablegte. Die alte Arme stand wie versteinert; daß die zweite Frau des Commerzienraths, die Stiefmutter Lucien's, so schön sein würde und

so jung, hatte sie nicht gedacht. Das wäre eine Frau für einen dreißigjährigen Mann gewesen, der sich zum ersten Male verheirathet.

Plötzlich bemerkte die Dame die alte Wirthschafterin, die zwar reinlich, aber sehr bescheiden gekleidet war. Ihr schwarzer Friesrock und ihre lange Jacke von braunem Merino mit weißen Porzellanknöpfen paßten nicht in die eleganten Zimmer.

– Wer sind Sie? fragte sie kurz.

– Ich bin die Wirthschafterin Anne, Madame!

Die Alte verbeugte sich so gut sie konnte.

– Was wollen Sie?

– Ich stehe der Frau Commerzienrätthin zu Befehl.

Philippine legte in diesem Augenblicke ihre Atlasmantille ab. Anne wollte ihr behülflich sein.

– Zurück, zurück, meine Beste!

– Warum?

– Berühren Sie mich nicht!

Frau Weiß trat verletzt zurück. Ihr mit Sommersprossen bedecktes Gesicht legte sich in Falten des Unmuths. Eine solche Begegnung war die Alte nicht gewohnt. Philippine warf die Mantille auf einen Stuhl und sah die Alte an, die vor Zorn die magern Hände zusammengedrückt hielt.

– Wer hat Sie zu meinem Dienste bestellt? fuhr die Dame fort.

– Der Herr Commerzienrath.

– Nicht übel! Meine Beste, Sie flößen mir Furcht ein. Sie sehen ja aus wie die Leichenfrau in meiner Vaterstadt.

Gehen Sie, gehen Sie den Augenblick und senden Sie mir mein Kammermädchen. Von solchen Händen lasse ich mich nicht berühren.

Die gute Alte verließ kopfschüttelnd das Boudoir.

– Mein armer Herr! murmelte sie vor sich hin. Das ist eine Weltdame, die alles Bestehende umwirft. Und mich nennt sie eine Leichenfrau? Geduld, Madame, diese Beleidigung werde ich Ihnen gedenken. Sobald sollen Sie mich nicht wieder zu sehen bekommen. Lieber Gott! die Frau wird eine vollständige Umwälzung in unserm Hause anrichten. Und die arme Lucie – sie verdient eine bessere Stiefmutter. Ist das ein hochfahrendes Weib!

Anne kam in das Vorzimmer, wo das Kammermädchen mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt war. Auf den Stühlen lagen bereits seidene Kleider, Mäntel und Shawls, welche die Herrin zunächst gebrauchte.

– Sie ist die Kammerjungfer? fragte Anne die noch vor Zorn zitterte.

– Die Angeredete sah sich um, betrachtete verachtend einige Augenblicke die Alte und fuhr in ihrer Beschäftigung fort, ohne zu antworten.

– Sie soll zu der Frau Commerzienrätin kommen! sagte Anne aufgeregt. Ich habe es ihr gesagt, nun thue sie, was sie will. Oder ist die Mamsell ein wenig harthörig?

Jetzt erhob sich das Kammermädchen und hielt die Alte zurück, die der Thür zuging.

– Warten Sie einmal, liebenswürdige Madame! rief sie schnippisch. Soviel ist mir schon klar geworden, daß man sich bei den Leuten hier sofort in den gehörigen Respect

setzen muß, wenn man sich die Schwindsucht nicht an den Hals ärgern will. Wenn Sie mich anreden, was so selten als möglich geschehen möge, so heißt es: »hören Sie, Mademoiselle!« und nicht: »höre sie, Jungfer!« Verstanden? Mit einer solchen Vogelscheuche mag ich nicht auf gleicher Linie stehen, geschweige denn von ihr Befehle annehmen. Seien Sie hübsch manierlich, Alte, damit man sieht, daß Sie einem Hause von Stande angehören. Und dann waschen Sie sich mit Kummerfeldschem Wasser, damit Ihre Larve ein wenig reputirlicher wird.

Anne zitterte am ganzen Körper vor Aerger.

– Sie unverschämte Person! rief sie, ihre Hand losreisßend. Weiß sie, wer ich bin?

– Das gilt mir gleich; werden Anstand verletzt, wird abgetrumpft, es sei wer es wolle.

– Ich bin die Amme des Fräuleins vom Hause!

– Gott steh mir bei! rief das Kammermädchen in komischem Pathos. Ich hätte Sie für die Stubenfegerin gehalten.

– Abscheuliche Person!

– Hinaus, Sie haben hier Nichts zu suchen.

– Das hat mir noch Niemand gesagt!

– So sage ich es Ihnen.

– Und ihr zum Aerger werde ich bleiben, sie malitiöse Kammerjungfer. Wenn sie meint, daß sie hier Veränderungen hervorbringen will, da befindet sie sich in einem groben Irrthume. Sie ist eben so grob als ihre Madame, und Grobheit thut nie gut. Auf einen groben Klotz gehört

ein grober Keil. Wir haben seit einundzwanzig Jahren ruhig und friedlich hier gelebt . . .

– Sie altes, unverschämtes Weib! unterbrach sie das Kammermädchen mit bebender Stimme. Sie wollen meine gute Herrin schmälen, die kaum den Fuß über die Schwelle dieses Hauses gesetzt hat? Das dulde ich nicht, und wenn es mir das Leben kostet. Noch heute werde ich dem Herrn Commerzienrathe sagen, wie man seine Gattin empfängt. O, das ist mehr als schändlich.

– Doris! rief eine Stimme.

Die Commerzienrätin, durch den Lärm angezogen, hatte die Thür geöffnet. Die schlaue Doris hatte ihre Herrin längst bemerkt, obgleich sie sich stellte, als ob sie vor Entrüstung taub und blind sei.

– Doris, ich verbiete Dir, mit dieser Frau länger zu verkehren. Meine erste Sorge soll sein, daß die lästigen Domestiken entfernt werden. Ein solcher Ton ist mir in der Seele zuwider. Daß ich dieser alten Hexe mit dem gräßlichen Gesichte bei meinem Einzuge begegnen mußte, ist ein böses Omen. Gehe sie, und betrete sie meine Wohnung nicht wieder!

Doris öffnete die Thür und deutete mit der Hand nach Außen.

– Also man wirft mich hinaus! stammelte die vor Zorn erbleichende Anne. Als die selige Frau Delius hier wohnte, war es anders. Wie hat sich die Welt seitdem verändert! Nun, wer weiß, vielleicht bin ich der Madame lästig, denn dieser Streit ist vom Zaune gebrochen. Für meinen

guten Willen belohnt man mich mit Grobheiten. Arme Lucie, wie wird es Dir ergehen!

Diese letzten Worte hatte die Alte schon auf der Hausflur gesprochen. Die Thür ward klirrend hinter ihr geschlossen.

– Gute Doris, sagte die Dame, Du hast Dich meiner so warm angenommen. Ich danke Dir dafür!

– Das ist meine Schuldigkeit, Frau Commerzienrätthin.

– Alte Hausmöbel in menschlicher Gestalt sind sehr gefährlich. Solche Subjecte maßen sich Rechte an, die sie auf das Hergebrachte stützen. Beruhige Dich nur, es wird bald ein anderer Ton in meinem Hause eingeführt sein.

– Wenn Sie sich Ihr Leben nicht verbittern wollen, ist dies eine Nothwendigkeit.

– Ich will Toilette machen. Bringe mir die Hauskleider.

– Hier sind sie.

Beide gingen in das Boudoir zurück. Die junge Frau überließ sich nun den Händen des Kammermädchens, das mit einer seltenen Virtuosität seinen Dienst verrichtete.

– Doris! sagte gähmend die Herrin, die des lästigen Corsets ledig geworden war.

– Frau Commerzienrätthin befehlen?

– Die Einrichtung dieses Hauses gefällt mir.

– O, sie ist nicht übel.

– Meinst Du?

– Sie beweist, daß der Herr Commerzienrath Geschmack und Vermögen besitzt. Diese Vorzüge vereint findet man nicht häufig.

– Ich glaube, ich werde mich hier wohl fühlen, werde glücklich sein.

Diese Worte sprach Philippine gähnend.

– Daran läßt sich durchaus nicht zweifeln, wenn Sie Ihre Stellung zu gründen und zu wahren wissen. Jede Frau kann sich das Glück im Hause selbst schaffen. Ueber diesen Grundsatz ist die Welt einig – ich meine die Frauenwelt.

– Freilich, wenn man einen Wittwer heirathet . . .

– Und noch dazu einen Wittwer, der eine erwachsene Tochter hat. Da gilt es, Autorität zu zeigen. Erwachsene Töchter wollen der Stiefmutter gegenüber stets etwas bedeuten.

Wie Doris zu diesen Lebensanschauungen gekommen ist, wird sich später zeigen; wir theilen unsern Lesern nur diese Unterredung mit, um die Stellung zwischen Herrin und Zofe klar zu machen.

– Du weißt, sagte die Commerzienrätthin nach einer Pause, daß meine Verbindung nur der Verstand geschlossen hat, folglich muß der Verstand allein mir maßgebend sein. Delius ist ein vortrefflicher Mann, ich achte und schätze ihn – vielleicht findet sich später auch die Liebe ein. Was die erwachsene Tochter anbetrifft, so hat mir mein Mann versprochen, und dieses Versprechen ist eine Bedingung unserer Heirath, daß Lucie – ich glaube so heißt sie – aus dem Hause muß. Die Einleitungen dazu sind bereits getroffen; das Mädchen soll sich verheirathen und zwar so bald als möglich. Wir entfernen sie also

auf eine glimpfliche Weise. Mit ihr verschwindet das alte Regime völlig.

– Hier ist Ihr Hausmantel, Madame!

– Danke!

– Nehmen Sie das weiße Häubchen mit den Rosen?

– Schmücke mich nach Deinem Geschmacke, liebe Doris; aber vergiß dabei nicht, daß ich eine junge Frau bin.

– Der Gemahl wird bezaubert sein. So, nun sind Sie fertig. Ihre Dienerin.

Philippine trat vor den Spiegel. Sie war zufrieden mit sich, und wahrlich, auch der Gatte konnte es sein, wenn er diese reizende Frau erblickte. Der Mantel von weißer Seide hüllte die üppigsten Körperformen ein. Unter den feinen Spitzen des Häubchens zeigte sich ein zartes, edel geschnittenes Gesicht mit lieblichen Wangen, die ein mattes Roth bedeckte. Der kleine Fuß stak in Pelzpantoffeln von rothem Maroquin. Philippine war verführerisch schön, und diese Schönheit mußte eine große Macht auf den Mann ausüben, selbst wenn sein Herz nicht mehr die feurige Liebe der Jugend hegte.

– Ich habe mich über die Alte ein wenig geärgert, sagte die Dame, indem sie sich in die Kissen einer kostbaren Ottomane warf.

– Auch ich, Madame, die Frau ist eben so häßlich als unverschämt; sie hat uns einen Vorgeschmack von dem gegeben, was noch kommen wird.

– Wenn Lucie von demselben Geiste beseelt ist, den ihre Amme gezeigt, so fürchte ich, daß wir uns jetzt schon feindlich gegenüberstehen, bevor wir uns noch begrüßt

haben. Doch lassen wir das, auf kleine Kämpfe habe ich mich gefaßt gemacht. Daß ich Siegerin bleibe und bleiben muß, liegt in der Natur der Sache. In vier Wochen wird die Ordnung der Dinge sein, wie ich sie wünsche. Mein Gott, wie abgespannt ich bin!

– Wenn man zehn Stunden auf der Eisenbahn fährt, ist das kein Wunder.

– Doris!

– Sie befehlen?

– Du bist nun fünf Jahre in meinen Diensten . . .

– Und diese fünf Jahre sind die glücklichste Zeit meines Lebens, Frau Commerzienrätin! versicherte die Zofe mit einer Treuherzigkeit, die keinen Zweifel über die Wahrheit ihrer Worte zuließ.

– Das ist mir lieb, Doris. Ich glaube, wir werden uns nie wieder trennen . . .

– Meine Schuld wird es nicht sein, wenn ich gehen muß.

– Du kennst die kleinen Geheimnisse meines frühern Lebens – mögen sie für immer Geheimnisse bleiben. Bringt mir die Veröffentlichung derselben auch keinen wesentlichen Nachtheil, so muß es mir doch unangenehm sein, mich der Kritik meiner Umgebung ausgesetzt zu wissen. Ich spreche den Wunsch nicht aus, daß Du discret sein mögest.

– Ein überflüssiger Wunsch, liebe Madame! Ich kenne meine Pflicht und werde verschwiegen sein wie das Grab.

Philippine reichte der Zofe zufrieden lächelnd die Hand. Doris drückte sie respectvoll an ihre Lippen.

– Vollende nun das Auspacken meiner Garderobe und mache Dich mit der Oertlichkeit vertraut. Außer meinem Manne empfangen ich heute keine Person, sie möge sein, wer sie wolle. Ich bin so abgespannt, daß mir Ruhe und Einsamkeit Bedürfnis ist. Im Uebrigen bleibt Deine Stellung zu mir unverändert.

Das Kammermädchen ging, um sich des gewordenen Auftrags zu entledigen.

### SIEBENTES KAPITEL.

Lucie hatte ihren Spaziergang nach dem Friedhofe eingestellt; sie legte Hut und Mantille wieder ab und blieb in ängstlicher Erwartung im Zimmer. Dem Vater entgegenzueilen, hielt sie unter den obwaltenden Verhältnissen nicht für rathsam. Das Gefühl verletzter Würde und das Bewußtsein, eine Behandlung, wie sie ihr geworden, nicht verdient zu haben, erpreßte ihr Thränen. Aber sie liebte den Vater, sie achtete ihn trotz seines Benehmens, und darum betete sie still um Segen für die zweite Ehe desselben. Daß man sie rufen lassen würde, um sich der Stiefmutter vorzustellen, setzte sie nicht in Zweifel, denn sie konnte nicht glauben, daß man die Vernachlässigung bis zu den äußersten Grenzen treiben, daß man sie beleidigen werde. Kam die Aufforderung, so war sie entschlossen, ihr sofort Folge zu leisten. Zu diesem Zwecke machte sie rasch ihre Toilette. Die Zeit verfloß, Niemand erschien. Im Erdgeschoße war es lebendig; im ersten Stocke blieb es ruhig. Lucie schwankte zwischen Gehen und Bleiben. Die Kindesliebe trieb sie an; ein Gefühl, dem Stolze

ähnlich, hielt sie zurück. Da ließen sich plötzlich rasche Schritte im Vorzimmer vernehmen.

Man klopfte an die Thür. Unaufgefordert trat die alte Anne ein. Ihr Zustand nach der erlittenen Kränkung läßt sich denken.

– Meine gute Anne, wie siehst Du aus? rief Lucie erschreckt.

Die Alte sank ohnmächtig auf einen Stuhl.

Das ist zu viel! rief sie aus. Mit dieser Frau ist das Unglück in unser Haus eingezogen! Armer Herr Delius! Arme Lucie! Nein, so hätte ich mir die Nachfolgerin der guten Madame Delius nicht gedacht.

Anne trocknete zitternd die Thränen des Zornes, die über ihre gelben Wangen rannen.

– Um Gotteswillen, erkläre Dich! rief die ängstliche Lucie. Was ist denn geschehen?

– Unerhörtes, Dinge, die man nicht für möglich hält.

– Wo ist mein Vater?

– In dem Comptoir.

– Hat er nach mir gefragt?

– Nein, nein!

– Wer hat Dich beleidigt?

– Ihre Stiefmutter. Sie nennt mich eine Leichenfrau, ein häßliches unverschämtes Weib. Und nun dieses Kammermädchen – das ist eine Xantippe, wie ich sie noch nie gesehen.

Sie erzählte unter Thränen und Schluchzen das, was geschehen. Ihr Stolz war dergestalt verletzt, daß sie mit

der Versicherung schloß, noch heute das Haus verlassen zu wollen. Lucie war starr vor schmerzlichem Erstaunen.

– Man hat Dich also förmlich ausgewiesen! flüsterte sie vor sich hin.

– Förmlich, nein – aber schmähdlich! Da stand das boshafte Geschöpf, das kaum die Schwelle betreten, an der geöffneten Thür und zeigte mit der Hand hinaus. Wäre ich nicht gegangen, ich glaube, man hätte mich geworfen.

– Das kann der Wille meines Vaters nicht sein.

– Ob es sein Wille ist oder nicht, die Beleidigung bleibt dieselbe. Eine alte, treue Dienerin so zu behandeln. O, es ist himmelschreiend!

– Anne, Du bist meine zweite Mutter, Du wirst bleiben, so lange ich hier im Hause bleibe. Ueberlaß es mir, Dir Genugthnung zu verschaffen. Die Dame ist vielleicht mit unsern Verhältnissen nicht vertraut – ich werde ihr Deine Stellung zu mir klar machen.

Sie warf ein leichtes Tuch über ihre Schultern.

– Wohin? fragte Anne.

– Zu meiner Stiefmutter. Nach der Lage der Dinge wird es gut sein, daß ich sie zuerst aufsuche. Versprich mir, Anne, daß Du hier bleiben und ohne meine Billigung Nichts unternehmen willst.

Die Alte schüttelte schmerzlich das greise Haupt.

– Es wird mir schwer, mich von Ihnen zu trennen, aber ich kann nicht bleiben.

– Warte, bis ich zurückkehre.

Lucie ging in der festen Absicht, ihre Pflicht gegen die Gattin des Vaters, gegen sich selbst und gegen die treue Amme zu erfüllen. Sie betrat das Vorzimmer, in welchem Doris mit den Sachen beschäftigt war.

Die Zofe sah überrascht auf, und stellte ihre Arbeit ein. Dann fragte sie nach dem Begehren der Dame. Lucie nahm all ihre Fassung zusammen, als sie einen Blick in das malitiöse Gesicht der Zofe geworfen hatte.

– Stehen Sie im Dienste der Frau Commerzienrätin Delius? fragte sie.

– Ja.

– Melden Sie mich ihr.

– Ich bedaure, daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen kann.

– Warum?

– Weil meine Herrin, erschöpft von der Reise, heute keinen Besuch empfängt.

– Auch von der Tochter des Commerzienrathes Delius nicht?

– Die Frau Commerzienrätin hat mir keine Ausnahme bezeichnet. Erlauben Sie mir, daß ich pünktlich die mir gewordenen Befehle erfülle.

Lucie erbleichte. Nichts war natürlicher als der Gedanke, daß die Zofe Befehl erhalten, die Tochter vom Hause abzuweisen. Und die Stiefmutter – wäre ihre Erschöpfung auch noch so groß gewesen, hätte sie die Tochter ihres Mannes nicht empfangen müssen? Zu stolz, um darüber ein Wort zu äußern, entfernte sich Lucie. Die alte Dienerin hatte man fortgejagt; die Tochter vom Hause

war in dem Vorzimmer abgefertigt. Mit welchem Rechte betrachtete die fremde Dame ein solches Verfahren? Weder Zuneigung noch Abneigung ließ sich bei ihr voraussetzen, da sie die Bewohner des Hauses noch nicht kannte. Der Gedanke, daß des Vaters Einfluß sich hier zeige, erfüllte die arme Tochter mit Schaudern. Betrübt und niedergeschlagen trat sie zu Anne in das Zimmer.

– Schon zurück? fragte die Alte, die traurig auf einem Stuhle saß.

– Meine Stiefmutter ist so erschöpft, daß sie mich nicht empfangen kann.

– Armes Kind, fast muß ich Ihre Befürchtungen theilen! Der Herr Commerzienrath nimmt uns nicht in Schutz, denkt nicht mehr an uns – er will uns vielleicht entfernen.

– Du siehst, Anne, daß uns *ein* Loos trifft. Ich kann es Dir nicht verargen, wenn Du Dich zurückziehst; aber bedenke, daß ich allein zurückbleibe, daß ich keine Seele habe, der ich meinen Kummer mittheilen kann – Anne, Du bist meine zweite Mutter – bleibe, denn Du wirst mir auch bald den Vater ersetzen müssen! Vergiß mir zu Liebe die Kränkung, die Dir übermüthige Menschen zugefügt haben. Wir bleiben entweder Beide, oder wir gehen Beide!

Anne liebte Lucien wie ihre Tochter; sie versprach, sich nicht von ihr zu trennen, so lange sie unglücklich sei. Beide weinten ihren Schmerz in heißen Thränen aus. Lucie hoffte auf einen Besuch des Vaters, dem sie jetzt um so

ruhiger entgegensehen konnte, da die von ihr ausgegangene erste Annäherung erfolglos geblieben war; aber ihre Hoffnung ward nicht erfüllt. Der Abend verfloß, der Commerzienrath, der sich lange in den Comptoirs aufgehalten hatte und dann mit seiner jungen Frau zur Nacht speiste, blieb aus. Traurig suchte Lucie ihr Lager auf.

Am nächsten Morgen verkündigte der Anzeiger der Stadt in wenig Worten die erfolgte Verbindung des Commerzienrathes. Die Nachricht erregte großes Aufsehen, denn Niemand hatte eine Ahnung von dem Plane des Banquiers gehabt. Wie manche Hoffnung auf eine Verbindung mit dem reichen Banquier, der ein stattlicher Mann war und in seinen besten Jahren stand, ward dadurch zertrümmert! Aufrichtige Theilnahme und Neid erhoben ihre Stimmen. Aber mehr noch als die Ueberraschung übte das Geheimnißvolle, das die Frau umgab, eine besondere Wirkung aus. Wer ist Philippine Gerard? fragte man sich. Ist sie jung, schön und reich? Woher stammt sie? In welchen Verhältnissen befindet sich ihre Familie? Der bizarre Commerzienrath hatte nicht einmal den Wohnort derselben angegeben. Die Medisance schoß ihre giftigen Pfeile, und noch ehe der Abend dämmerte, circulirten die verschiedenartigsten Gerüchte über die neue Commerzienräthin, die noch Niemand gesehen hatte. In großen wie in kleinen Städten bleibt die Medisance sich gleich: sie zerfleischt den guten Ruf und ersinnt Vergehen, die nicht existiren. Das Tagesgespräch drehte sich um Madame Delius; man war neugierig die Frau kennen zu lernen, auf welche die endliche Wahl eines Wittwers gefallen, der

zwanzig Jahre unentschlossen gewesen war. Wer irgend zu dem Banquier in Beziehung stand, sandte eine Gratulationskarte. Die nähern Freunde erschienen in Person, um zu beglückwünschen. Leider empfing sie Herr Delius in seinem Comptoir; die junge Frau vom Hause blieb unsichtbar. Man mußte die Neugierde bezähmen, bis der Banquier eine Soirée gab, wozu er nach Aller Meinung verpflichtet war.

Am dritten Tage machte Herr Delius mit seiner Gattin die nöthigsten Besuche. Seine Zeit war dergestalt in Anspruch genommen, daß er noch keine Minute für seine Tochter übrig gehabt hatte, die still und zurückgezogen in ihren Zimmern lebte.

Wie erstaunt war sie, als eines Morgens gegen elf Uhr Anne eintrat.

– Ihre Stiefmutter ist im Vorzimmer!

– Also sie kommt, und nicht mein Vater! flüsterte sie vor sich hin.

Mit dem Stolze der unschuldig Beleidigten empfing sie den verhängnißvollen Besuch. Sie stand in der Mitte des Zimmers, als Philippine eintrat. Beide grüßten durch eine cermonielle Verneigung.

– Mein Gott, was ist das? rief erstaunt die Commerzienrätthin. Ich sehe Fräulein Delius nicht zum ersten Male, wenn Sie die Tochter meines Mannes sind.

– Mein Name ist Lucie Delius.

– Wir haben uns vor drei Jahren in Wiesbaden, wenn auch nur flüchtig gesehen.

– Ganz recht, ich erinnere mich, sagte Lucie, die mit Mühe ein schmerzliches Erstaunen bekämpfte. Es war mir vergönnt, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten.

– Wie bedaure ich, daß wir uns damals nicht näher kennen gelernt haben! rief die schöne Frau mit einer Leutseligkeit, die zu dem frühern Betragen einen großen Contrast bildete. Doch zuvor bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie vorgestern Abend nicht empfangen konnte – Sie würden mich in einem Zustande angetroffen haben, der Sie verletzt hätte. Mein ganzes Nervensystem war bis zum Tode abgespannt, mein Kopf brannte – ich war meiner nicht mächtig. Sie sehen, daß ich ein Verfahren ausgleiche, an dem ich unschuldig bin.

Lucie lud zum Sitzen ein; beide Frauen ließen sich in dem Sopha nieder.

Die Stiefmutter war dreißig Jahre alt, und schön und üppig gewachsen. Sie trug diesen Morgen ein elegantes Kleid von grauer Seide mit weißen Spitzen. Das schöne Gesicht verrieth einen hohen Grad von Intelligenz, aber dem scharfen Beobachter auch eine weibliche Verschlagenheit, die sich vorzüglich in den lichtblauen Augen aussprach. Philippine war eine wirklich blendende Schönheit; man sah, daß sie sich stets in aristokratischen Kreisen bewegt hatte. Wie ungezwungen und edel war ihr Benehmen, wie graziös bediente sie sich des kleinen Fächers, den sie als Spielzeug in der niedlichen Hand trug. Lucie begriff jetzt die totale Umwandlung des Hauses; eine solche Dame konnte nur in Prachtzimmer ihren

Einzug halten. Aber unwillkürlich legte sie sich die Frage vor: kann diese Salondame einen nicht mehr jungen Wittwer aus Liebe geheirathet haben? Wie kommt mein Vater, der das Andenken an seine erste Gattin noch so heilig hält, dazu, eine für ihn so junge Frau zu wählen?

Die Commerzienrätthin war die Liebenswürdige und Milde selbst; sie pries sich glücklich, der geachteten Familie Delius anzugehören, sprach sogar von mütterlicher Sorge für die Tochter – wobei sie ironisch lächelte – und bat schließlich um Vertrauen, das zur Erhaltung des häuslichen Glückes nothwendig sei.

– Die Altersverschiedenheit unter uns ist nicht so groß, fügte sie hinzu; wir müssen Freundinnen werden. Vereinigen wir uns, das Glück Ihres Vaters zu machen, der stets um seine Tochter besorgt ist. Noch auf der Reise sprach er davon, daß er die Einleitung zu Ihrer Verbindung getroffen habe.

Lucie konnte sich der Frage nicht erwehren:

– Zu meiner Verbindung?

– Sie sehen, daß ich offen bin.

– Ich danke Ihnen dafür.

– So viel ich schließen kann, mein liebes Fräulein, billigen Sie die Wahl des Vaters nicht.

– Mein Vater hat mit mir über diesen Punkt noch nicht gesprochen. Zwar kann ich nicht leugnen, daß er mir indirect seinen Willen zu erkennen gegeben . . .

– Ah, so stehen die Sachen! rief mit einem feinen Lächeln die Stiefmutter.

Lucie erröthete. War ihr die Unterhaltung über diesen Punkt auch peinlich, so beschloß sie dennoch, sich offen auszusprechen, damit beiden Partheien kein Zweifel bleibe.

– Madame, fragte sie ernst, kommen Sie im Auftrage meines Vaters zu mir?

– Nein. Zunächst lag mir daran, Sie zu sehen. Daß Sie mich nicht aufsuchten, fand ich sehr natürlich. Aber wenn mich nicht Alles täuscht, herrscht eine Spannung zwischen Ihnen und Ihrem Vater, deren Grund ohne Zweifel in der Meinungsverschiedenheit über die projectirte Heirath liegt. O, gestatten Sie mir, daß ich als Vermittlerin auftrete! Es ist mir nicht allein Bedürfniß, es ist auch meine Pflicht.

– Und ich erachte es für Pflicht, Madame, daß ich mich Ihnen offen entdecke, damit Sie meinen Vater von der Lage der Dinge unterrichten können.

– Reden Sie, reden Sie! rief Philippine

– Der frühe Tod meiner Mutter war ein Unglück, das schwer auf meinem guten Vater lastete, und nicht minder auf mir, wenn auch nur in seinen Folgen. Sie vollenden jetzt das Werk, das die Zeit nicht zu vollbringen vermochte; Sie geben den Vater den Freuden der Welt zurück. Daß eine erwachsene Tochter, die lebhaft an die Vergangenheit mahnt, mindestens überflüssig in dem Hause eines neuvermählten Paares ist, erkenne ich mit voller Ueberzeugung an. Aber ich billige das Mittel nicht, das man zu dem Zwecke, mich zu entfernen, gewählt hat. Gern

bringt meine Kindesliebe ein Opfer – das von mir geforderte ist zu groß, zumal da derselbe Zweck auf anderm Wege sich erreichen läßt. Der mir vom Vater bestimmte Mann wird jedes andere Mädchen glücklich machen, nur mich nicht. Durch diesen Ausspruch will ich seine Vorzüge nicht in Zweifel ziehen, denn ich kenne ihn kaum; ich will nur andeuten, daß ich ihn hochachten, aber nicht lieben kann. Die Liebe läßt sich eben so wenig erzwingen, als die Abneigung gegen eine Person . . .

– Ah, unterbrach Philippine das junge Mädchen, demnach hat Ihr Herz schon gewählt!

– Das will ich nicht sagen, Madame; aber ich werde nur dem Manne meiner freien Wahl die Hand reichen.

– Sie haben Recht; diesem Grundsatz bin auch ich gefolgt. In den meisten Fällen rächt sich früher oder später eine conventionelle Heirath. Wer ist denn der Ihnen bestimmte Bräutigam?

– Herr Otto Mansberg, der Procurist meines Vaters.

– Otto Mansberg? wiederholte Philippine überrascht.

– Ja, Madame.

Die junge Frau suchte einen scherzenden Ton anzuschlagen.

– Ist er jung, schön?

– Erlassen Sie mir das Urtheil!

– Liebt er Sie? fuhr Philippine eifrig fort.

– Er hat mich in Wiesbaden gesehen – unsre Bekanntschaft war eine so flüchtige . . .

– Ah, eine Liebe aus dem Bade!

– Herr Mansberg behauptet, daß er meinetwegen sich dem Vater genähert habe; doch, wie es auch sein möge, ich kann mich dem Plane, der unter Geschäftsmännern entworfen, nicht fügen.

– Und dies soll ich meinem Manne mittheilen?

– Wenn Sie sich freundlichst der Mühe unterziehen wollen.

– Gewiß, gewiß! Ich werde Nichts unterlassen, was Ihnen nützlich sein kann. Eine Mutter Ihnen zu sein, ist unmöglich, dazu bin ich zu jung; aber eine Freundin, eine wahre Freundin will ich Ihnen werden, wenn Sie mich annehmen wollen. Ein anderes Verhältniß kann zwischen uns gar nicht stattfinden. Zählen Sie auf mich, wie auf sich selbst. Daß Sie mir so offen entgegenkommen, erfüllt mich mit Freude und Stolz. Aber um Eins bitte ich Sie, meine beste Freundin.

– Ich werde mich bemühen, Ihnen zu dienen, antwortete Lucie sehr artig.

– Denken Sie nicht an Trennung, wir müssen zusammenbleiben, um uns näher kennen zu lernen. Sie werden nur dann das Haus verlassen, wenn Sie sich glücklich verheirathen. Was soll die Welt von einer Trennung denken, die nach meinem Einzuge stattfindet? Ich bin nicht gekommen, Zerwürfnisse herbeizuführen; sondern die Familienbände, wenn sie Zeit und Umstände ein wenig gelockert haben sollten, fester zu knüpfen. Meine Aufgabe steht mir klar vor Augen, und zweifeln Sie nicht, ich werde sie lösen. Die neue Ordnung der Dinge soll Ihnen nicht lästig, sie soll Ihnen angenehm werden. Mein Gott,

leben denn hier zwei Familien unter einem Dache? Sie wohnen oben, wir wohnen unten. Wozu das? Ich werde nicht mehr ohne Sie speisen. Der heutige Mittag vereinigt uns an einem Tische. Wenn ich bisher diesen wichtigen Umstand übersehen, so halten Sie es meiner Unkenntniß der Dinge zu Gute – ich war erschöpft von der Reise, die Einrichtung in den Zimmern nahm die wenige Zeit in Anspruch, die mir das Empfangen und Abstatten von Besuchen übrig ließ. Ich bitte Sie, meine liebe Freundin, gehen Sie mir mit Rath und That an die Hand, seien Sie in meiner Nähe, wenn man kommt, mich anzugaffen – machen Sie mit mir die Honneurs des neu aufblühenden Hauses – der Commerzienrath nimmt eine Stellung ein, die ihm Verpflichtungen auferlegt – also diesen Mittag bei Tische sehen wir uns . . .

– Madame, verzeihen Sie mir . . .

– Ich lasse keine Entschuldigung gelten, ich darf keine gelten lassen. Wollen Sie die Spannung mit Ihrem Vater vorwenden? Vertrauen Sie mir, ich werde eine Ausgleichung herbeiführen, der Sie Ihren Beifall nicht versagen können. Denken Sie nur daran, daß Sie die Tochter sind. Um drei Uhr komme ich, um Sie zu Tische abzuholen. Adieu, bis dahin, Adieu!

Philippine küßte rasch Lucien's Stirne, und entfernte sich. Im Vorzimmer stieß sie auf Frau Weiß, die neugierig auf das Ende der Unterredung wartete.

– Ach, meine gute Alte, es freut mich, daß ich Sie sehe! sagte freundlich die junge Frau. Sie werden mir schon gefallen, wenn wir uns noch näher kennen lernen.

Nach diesen Worten rauschte sie durch die Thür und verschwand. Anne ging zu Lucien. Beide sahen sich überrascht an. Die Umwandlung der Stiefmutter war eine so vollkommene und plötzliche, ihr Benehmen sah einer Bitte um Verzeihung so ähnlich, daß der erste Groll der Beleidigten sich abkühlte.

– Meine Stiefmutter ist krank gewesen, sagte Lucie.

– Aber das Kammermädchen? fragte Anne.

– Sie wird Dich nicht zum zweiten Male beleidigen.

Vergessen wir aus Rücksicht für meinen Vater.

– Gebe Gott, daß Alles gut werde!

#### ACHTES KAPITEL.

Philippine erschien pünktlich, um ihre Stieftochter zu Tische zu führen. Freundlich und zutraulich, als ob sie schon lange mit dem jungen Mädchen bekannt sei, trat sie in das Zimmer. Lucie hatte eine einfache, aber geschmackvolle Toilette gemacht. Die Commerzienrätthin verbarg ihr Erstaunen über die Anmuth und Schönheit der Tochter ihres Mannes, die mit einem schmerzlichen Lächeln auf den freundlichen Gruß dankte.

– So ist es recht! rief sie aus. Es freut mich, daß Sie Wort halten. Auch ich habe bereits daran gedacht, einen Theil meines Versprechens in Erfüllung gehen zu lassen.

– Wie? fragte Lucie neugierig.

– Ihr Vater zürnte Ihnen wirklich.

– Dann habe ich, ohne es zu wollen, den Grund dazu gegeben.

– Er hoffte, bei seiner Ankunft die Braut des Herrn Otto Mansberg zu begrüßen. Wie er mir sagte, ist sein Lieblingswunsch nicht in Erfüllung gegangen. Der Versmähte ist Ihr Feind geworden – die Wirkung dieser Feindschaft äußert sich schon: Ihr Vater hat es unterlassen, uns mit einander bekannt zu machen. Ich setze sie von dem in Kenntniß, was ich vorhin erfahren habe. Aber nun sollen Sie auch wissen, was Ihre Freundin gethan: mein Gemahl wird Sie freundlich empfangen, er wird der Vergangenheit mit keiner Silbe erwähnen und in Sie setzt er die Hoffnung, daß Sie demgemäß ihm entgegenkommen. Wollen Sie das?

– Mit frohem Herzen.

– Sind Sie zufrieden?

– Nehmen Sie die Versicherung, daß ich ewig Ihre Schuldnerin bleibe!

– Nicht meine Schuldnerin, meine Freundin! O, o, ich fühle mich glücklich, daß es mir vergönnt ist, die Vermittlerin in dieser unglückseligen Familienangelegenheit zu sein!

Die Pendüle schlug drei Uhr. Die beiden Damen verließen Arm in Arm das Zimmer, eilten die Treppe hinab und traten nach zwei Minuten in den Salon des Erdgeschosses. Der Commerzienrath stand sinnend am Fenster.

– Hier, mein Freund, bringe ich Ihnen die Tochter! rief Philippine.

Herr Delius wandte sich. Ruhig trat er Lucien entgegen und reichte ihr schweigend beide Hände. Die tief bewegte Tochter neigte sich, um einen Kuß darauf zu drücken;

der Vater kam dieser Absicht zuvor, er küßte, sichtlich erregt, die weiße Stirn seines Kindes. Dann wandte er sich zu seiner jungen Frau, die mit freudestrahlendem Gesichte ihm zur Seite stand, und sagte:

– Ich danke Ihnen, Philippine! Lucie, Dein Vater hat mit der Vergangenheit abgeschlossen; in Deiner Stiefmutter erblickst Du die Bürgschaft für Dein zukünftiges Glück. Lohne ihr durch Vertrauen, und, wenn nöthig, durch Nachgiebigkeit – ich will nicht sagen, durch Gehorsam.

Es schien die Absicht der Commerzienrätthin zu sein, den feierlichen Ernst aus dieser Scene zu verbannen.

– Wir kennen uns seit einigen Stunden, rief sie heiter; aber schon sind wir Freundinnen, und unter Freundinnen kann nur von Vertrauen, nicht von Gehorsam die Rede sein. Wenn der Herr Commerzienrath Delius sein Comptoir verläßt, soll er heitere Gesichter sehen und die Geschäftssorgen im Kreise der Familie vergessen. Man hat mir den Posten der Hausfrau angewiesen: ich mache von meinem Rechte Gebrauch und werde die Suppe auftragen lassen.

– Verzeihung, Philippine, Sie vergessen, daß wir noch einen Gast erwarten, sagte Herr Delius.

– Noch einen Gast – wen?

– Meinen Procuristen, Herrn Mansberg. Er verdient die Aufmerksamkeit, daß ich ihn von Zeit zu Zeit an meinem Tische sehe. Ich benutze heute die Gelegenheit, daß ich Ihnen den jungen Mann vorstelle, der in dem Comptoir den abwesenden Chef vertritt.

Zu weiteren Erklärungen blieb nicht Zeit. Doris trat ein, und meldete Herrn Mansberg. Der Commerzienrath empfing den Gast an der Thür und stellte ihn ceremoniell den beiden Damen vor. Wer Philippinen in diesem Augenblicke beobachtet hätte, würde einen Ausdruck bitterer Ironie in ihrem schönen Gesichte wahrgenommen haben. Durch jenes feine, gleichgültige Lächeln, das in den Salons so oft als Firniß dient, verbarg sie eine Erregung, die sich ihrer bei dem Erblicken des Procuristen plötzlich bemächtigt hatte.

– Herr Mansberg ist ja mein Landsmann! flüsterte sie, während einer tiefen Verneigung.

– Ich weiß es, antwortete lächelnd der Commerzienrath. Vielleicht habe ich mir durch diese ohne Zweifel nicht unangenehme Ueberraschung den Dank meiner Gattin verdient.

– Gewiß, gewiß! rief die junge Frau.

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe Otto Worte finden konnte.

– Für mich ist diese Ueberraschung nicht minder groß und angenehm, sagte er mit kalter Artigkeit; wenn ich in derselben Dame die Gattin meines verehrten Chefs begrüße, die früher schon einige Freundschaft für meine Schwester an den Tag legte, so kann ich mich wohl in meiner gegenwärtigen Stellung ihrer Gewogenheit versichert halten.

Philippine hob stolz den Kopf, indem sie antwortete:

– Ich werde mich stets der freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrer Schwester Rosalie erinnern.

Man setzte sich zu Tische. Trotz der Mühe, die man sich gab, Unbefangenheit zu zeigen, blieb die Unterhaltung nicht frei von Affectation. Otto Mansberg wußte endlich geschickt das Gespräch auf geschäftliche Gegenstände zu richten und bei dieser Gelegenheit mit seinen Kenntnissen zu glänzen. Er sprach ruhig und bestimmt wie ein erfahrener Banquier. Um vier Uhr entfernte er sich unter dem Vorwande, daß das Comptoir seine Anwesenheit erfordere. Herr Delius empfing den Besuch eines auswärtigen Agenten. Lucie zog sich bald in ihr Zimmer zurück. Gleich nach der Entfernung des jungen Mädchens erschien Doris in dem Zimmer ihrer Herrin.

– Herr Mansberg ist ja hier! flüsterte sie überrascht.

– Ich weiß es. Hast Du ihn gesehen? fragte verlegen lächelnd die Commerzienrätthin.

– Gesehen und gesprochen.

– Wo?

– Er redete mich an, als er durch das Vorzimmer ging. Mit bewegter Stimme bat er mich, Ihnen zu sagen, daß der Herr Commerzienrath mit dem Agenten, der angekommen, länger als eine Stunde beschäftigt sein werde. Sie möchten ihm während dieser Zeit eine Unterredung bewilligen. Empfangen Sie ihn, fügte Doris hinzu, als sie sah, daß Philippine überlegte. Es wird gut sein, wenn Sie seine Gesinnungen kennen lernen.

– Ich erwarte ihn in dem Salon! sagte sie entschlossen. Du bleibst in dem Vorzimmer.

Doris ging. Nach zehn Minuten betrat der Procurist den Salon. Auf das Geräusch seiner Schritte erschien

Philippine in der Thür des Boudoirs, das an den Salon grenzte.

– Sie haben mich um eine Unterredung bitten lassen, Herr Mansberg. Ich gewähre sie Ihnen in der Voraussetzung, daß Sie meine Stellung als Frau vom Hause nicht vergessen.

Otto's bleiches Gesicht war ruhig, wie immer. Er gab durch eine nachlässige Verbeugung zu erkennen, daß er sich der Bedingung, die man ihm gestellt, fügen wolle. Philippine lud durch eine graziöse Handbewegung zum Sitzen ein; dann wartete sie, daß der Gast das Gespräch fortsetzen werde. In dieser Taktik liegt eine stolze Höflichkeit, die für den, der sie ausführt, von großem Vortheil ist. Philippine, die gewandte Dame, kannte diesen Vortheil. Mit dem Trauringe spielend, den sie an der zarten, blendend weißen Hand trug, eine Demonstration, die Otto verstand, saß sie ruhig in dem eleganten Fauteuil.

– Erlauben Sie mir, Frau Commerzienrätthin, begann Otto mit fester Stimme, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch abstatte.

– Wozu?

– Zu der Vermählung mit Herrn Delius.

– Ich danke Ihnen, mein Herr, ich danke Ihnen zweimal, denn vorzüglich Ihnen habe ich es beizumessen, daß ich heute die Gattin eines braven, geachteten Mannes bin. Man ist mitunter so verblendet, daß man den rechten Weg zu seinem Glücke nicht erkennt . . .

– Ihr Glück, Madame, ist ein verdientes! sagte Otto in einem Tone, der unentschieden ließ, ob er überzeugt oder ironisch sprach.

– Demnach muß ich Ihre genaue Bekanntschaft mit meinem Gatten voraussetzen.

– Jeder andere Mann, als der Commerzienrath, würde Ihrer Hand unwerth gewesen sein.

– Das ist eine seltene Aufrichtigkeit! rief Philippine spöttisch. Mein Herr, Ihr Benehmen, das Sie vor zwei Jahren mir gegenüber beobachtet, macht mich so kühn, den so eben ausgesprochenen Satz gelten zu lassen.

– Glauben Sie an meine Aufrichtigkeit, Madame! bat Otto.

– Gewiß, gewiß; ich will auch nicht daran zweifeln. Mein Glück ist ein so vollständiges . . .

– Dann vergessen Sie in Ihrem Glücke derer nicht, die leiden.

– Mein Gott! Leiden Sie vielleicht, Herr Mansberg? fragte sie dann mit einem sichtlich erkünstelten Erstauen.

– Vielleicht!

– Vielleicht! rief sie lachend. Das klingt tragikomisch!

– Lassen Sie mich offen, ganz offen sein, Madame. Ich bin gekommen, um Ihre Großmuth in Anspruch zu nehmen. Ist man glücklich, so fühlt man sich geneigt, Großmuth zu üben.

– Wohlan, was kann ich zu Ihren Gunsten thun?

Philippine kreuzte ihre schönen Arme und sah neugierig den jungen Mann an.

– Es gab eine Zeit, begann Otto ruhig, die ich zu der schönsten meines Lebens zählen kann, wenn Sie die Erinnerung daran nicht trüben.

– Wie wäre das jetzt noch möglich! Uebrigens, mein Herr, fügte sie sehr artig hinzu, erinnere ich Sie an die Voraussetzung, unter der ich Ihnen die Unterredung bewilligte.

– Ich kenne meine Pflicht, verehrte Frau.

– Fahren Sie fort.

– Ihnen ist es möglich, jener Zeit mit Gleichgültigkeit zu gedenken, Sie können über ein Spiel lächeln, das Sie aus Langweile mit mir getrieben.

Das Gesicht der Commerzienrätthin verfinsterte sich; doch schon im nächsten Augenblicke verklärte es sich wieder zu einem bitteren Lächeln. Otto, dem scharfen Beobachter, entging dieser Wechsel der Gemüthsbewegung nicht; aber er stellte sich, als ob er ihn nicht bemerkte.

– Kommen wir zum Ziele! bat Philippine artig.

– Sie beehrten mich früher mit Ihrer Gunst . . .

– Gut, mein Herr; doch warum erinnern Sie mich daran?

– Weil ich jetzt in der Lage bin, Sie um Ihre Protection zu bitten; daß Sie mir Schutz und Fürsprache nicht verweigern werden, glaube ich um so sicherer annehmen zu dürfen, als ich unter Ihrem Glücke leidend gewesen bin. Sie haben Ihre Hand verschenkt – ich bewerbe mich um die Hand einer Dame, die allein im Stande ist, mich für einen herben Verlust zu entschädigen. Lucie, Ihre Stieftochter . . .

– Ah, meine Stieftochter! Herr Mansberg, in Ihrem letzten Briefe schrieben Sie mir, daß Ihr Herz für eine junge Dame glühe, daß Sie damals erst erfahren hätten, was wahre Liebe sei, und daß Sie an jeder Andern zum Verräther würden, der Sie von Liebe sprechen wollten. Hat sich Ihre Glut nun so plötzlich meiner schönen Stieftochter zugewendet? In diesem Falle ist es meine Pflicht, das junge unerfahrene Mädchen vor einem Don Juan zu warnen.

– Verzeihung Frau Commerzienrätthin, jene Dame, die mich die wahre Liebe kennen gelehrt, ist Fräulein Lucie. Ihretwegen bin ich in dieses Bankhaus eingetreten, ihretwegen habe ich mein Vermögen in die Unternehmungen des Herrn Delius gesteckt – und Lucien's wegen bin ich zu Allem fähig.

Philippine stand rasch auf. Ihre Augen blitzten, als sie fragte:

– Und Lucien's wegen sind Sie auch wohl an mir zum Verräther geworden? Sie sehen, ich habe eine thörichte Liebelei vergessen; aber es heißt mir doch eine maßlose Großmuth zutrauen, wenn Sie von mir fordern, daß ich Ihre Bewerbungen unterstützen soll. Mein Mann thut Nichts ohne die Einwilligung seiner Frau . . .

– Verzeihung, ich habe die Einwilligung des Herrn Delius bereits.

– So bleibt mir Nichts zu thun. Meine Indifferenz mag Ihnen zeigen, daß ich den Einfluß, den mir meine Stellung giebt, nicht zu Ihrem Nachtheile verwende.

Auch Otto verließ seinen Platz.

– Sie wollen passiv bleiben, Madame, sagte er mit einem stechenden Blicke. Damit begnüge ich mich nicht.

– Mein Herr!

– Ich fordere mehr. Sie werden Ihrer Stieftochter sagen, wenn auch nicht mit dürren Worten, doch auf irgend eine verständliche Weise: Otto Mansberg ist der Mann, der mein Schwiegersohn werden muß; lernen Sie ihn näher kennen, und Sie werden seine Hand annehmbar finden. Sie werden, mit einem Worte, Alles thun, Madame, um mir die Erreichung meines Ziels zu ermöglichen.

– Und wenn nun Lucie nicht zu bewegen wäre?

– In diesem Falle würde ich Ihren feindlichen Einfluß annehmen. Ein junges Mädchen läßt sich leiten, und Sie, Madame, sind scharfsinnig und gewandt genug, um unfehlbare Mittel zu finden. Sie brauchen nur zu wollen, und das Ziel ist erreicht. Daß unser früheres Verhältniß ein Geheimniß bleibe, liegt ebensowohl in Ihrem Interesse, als in dem meinigen; ich halte es für überflüssig, Verschwiegenheit anzuempfehlen. Wir sind im Klaren, nicht wahr? Aus Rücksicht für Sie ziehe ich mich zurück – Herr Delius könnte sein Geschäft mit dem Agenten beendet haben.

Otto Mansberg verneigte sich tief und verließ den Salon. Philippine stand einige Augenblicke regungslos an ihrem Platze.

– Das wäre nicht übel! flüsterte sie dann mit einem unbeschreiblichen Grolle. Ich soll ihm, der mich so unerhört verrathen, die Braut zuführen! Ist das ein Charakter! Im Grunde genommen kann ich mich glücklich preisen,

daß ich nicht an diesen Mann gefesselt bin. Mir fällt es wie Schuppen von den Augen. Jetzt wird mir so Manches klar, worüber ich mir vergebens den Kopf zerbrochen habe. O, ich hasse ihn, ich hasse ihn aus dem tiefsten Grunde meiner Seele! Er will mich zwingen, meine neue Stellung zu seinem Vortheile zu verwenden. Beginnen Sie den Kampf mit einer Frau, Herr Mansberg, wir werden ja sehen, wer den Sieg davon trägt.

Doris öffnete leise die Thür.

– Sind Sie allein, Madame? flüsterte sie.

– Ja.

– So darf ich eintreten . . .

– Du kommst gelegen.

Die Zofe schlüpfte in das Zimmer und schloß die Thür.

– Madame, ich sehe es Ihnen an, Sie haben sich geärgert – und das dachte ich mir! begann Doris.

Philippine, die sich in einen Sessel geworfen, sah wirklich sehr erregt aus.

– Der unverschämte Mensch! rief sie zornig aus.

– Auch ich hätte Grund, mich über ihn zu ärgern, aber ich will es nicht, ich will über ihn lachen.

– Was hat er mit Dir?

– Er ging an mir vorüber und warf mir einen spöttischen, vielsagenden Blick zu. Dann blieb er stehen, als ob er mit mir sprechen wollte. Ich sah, daß sein Gesicht sehr bleich war und daß seine Lippen zuckten. Wie anders war er, als vor der Unterredung. Damals war er freundlich und sprach in einem beinahe schmerzlichen Tone – jetzt

sah er mich mit stolzen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen an. Ich glaube, er wollte mich aufbringen.

– Und Du, was machtest Du?

– Nun, ich konnte aus diesem Benehmen schließen, wie die Unterredung mit Ihnen abgelaufen war. Deshalb kreuzte ich die Arme und sah ihn eben so spöttisch an. Herr Mansberg lachte und ging. Aber in diesem Lachen, das mich offenbar ärgern sollte, lag eine Art Desperation, eine Bitterkeit, mit einem Worte ein Aerger. Mir scheint, der gute Mann wird uns Umstände machen, wenn nicht einige Verlegenheit bereiten.

– So scheint es auch mir.

– Suchen Sie ihn fortzuschaffen, Madame.

– Das wird schwer halten.

– Sie vermögen viel über den Herrn Commerzienrath.

– Wohl wahr.

– Geben Sie Ihre Abneigung gegen den Menschen zu erkennen.

– Mein Mann hält große Stücke auf ihn, da er in dem Comptoir nützlich ist.

– Immerhin. Ein Tropfen Wasser, wenn er lange auf eine und dieselbe Stelle fällt, höhlt einen Stein aus. Wir werden schon Mittel finden, unser Ziel zu erreichen.

– Doris, auf Deine Verschwiegenheit und Anhänglichkeit kann ich zählen . . .

– Wie Sie auf sich selbst zählen können, Madame!

Die Zofe legte beide Hände auf den Busen, als Zeichen der Versicherung.

– Und nun wiederhole ich Dir, daß ich für eine gute Ausstattung Sorge, wenn Du Dich später einmal verheirathen willst.

– Du lieber Gott, ich bin dreißig Jahre alt! seufzte Doris.

– Gerade so alt, als ich.

– Ah, ich kann mich mit Ihnen nicht vergleichen! Wer Ihr Alter nicht kennt, würde Sie für drei- bis vierundzwanzig Jahre halten.

– Lassen wir das, Doris. In den Comptoirs meines Mannes sind wohl ein Dutzend unverheiratheter Commis – sieh Dich um – wenn einem solchen Manne eine feste Stellung gesichert wird, so entschließt er sich leicht, zu heirathen. Verlaß Dich darauf, ich werde schon für Dich sorgen. Bleiben wir jetzt bei der Sache. Otto Mansberg will die Tochter meines Mannes heirathen.

– Fräulein Lucie?

– Keine andere.

– Der Schlaukopf! rief Doris. Die junge Dame ist nicht häßlich und besitzt ohne Zweifel ein großes Vermögen.

– Um dahin zu gelangen, hat er mich um meine Protection ersucht.

– So! Und Sie?

– Ich habe ihm gesagt, daß ich in der Sache völlig indifferent bleiben würde.

– Ganz recht, dies ist der beste Ausweg.

– Damit ist aber Mansberg nicht zufrieden.

– Was will er mehr? rief Doris erstaunt.

– Er will, das ich ihn in seinem Heirathsprojecte unterstütze. Auf die Genehmigung des Commerzienraths kann er rechnen, er hat sie selbst schon – was schließt Du nun aus der Forderung Mansbergs, Doris?

– Der Schluß ist nicht schwer zu ziehen. Wenn Jemand leicht zu seinem Ziele gelangt, braucht er keine Hülfe, und da Herr Mansberg Hülfe sucht, muß er Schwierigkeiten zu überwinden haben . . . sollte nicht Fräulein Lucie selbst . . .

– Ganz recht, Lucie selbst soll ich geneigt machen.

– Das ist eine impertinente Forderung!

– Ich habe sie entschieden abgelehnt.

– Wie sich von selbst versteht. Der gute Herr verdiente dafür eine derbe Züchtigung, die ich ihm bereiten werde . . .

– Nun aber glaube ich aus Mansbergs Worten schließen zu können, daß er feindlich gegen mich auftreten wird.

– Wir weisen ihn als einen Verläumder zurück, und dabei kann er seinen Posten einbüßen. Unser Vertheidigungssystem werden wir schon aufstellen, sobald wir merken, wie er uns angreift. Jedenfalls aber müssen wir uns der Tochter vom Hause versichern.

– Das ist die erste Nothwendigkeit! rief Philippine. Statt dahin zu streben, wie unser erster Plan war, Lucie zu entfernen, müssen wir sie an uns fesseln, sie muß an unsere aufrichtige Theilnahme glauben. Ich will gern die

Unannehmlichkeit ertragen und meiner Eitelkeit das Opfer bringen, mich an der Seite meiner erwachsenen Stieftochter zu zeigen.

– Mir scheint, Madame, Sie haben einen Vergleich mit Fräulein Lucie nicht zu fürchten. Die Stieftochter ist schön, die Stiefmutter ist reizend . . .

– Gut, Doris! sagte lächelnd die Commerzienrätin, Dein Urtheil über mich ist ein bestochenes –

– Ich will Ihnen nicht schmeicheln – Alles, was recht und wahr ist . . .

– Weiter, weiter! Lucie hängt an der alten Anne, wie an ihrer zweiten Mutter, und diese Alte, so häßlich sie auch ist, müssen wir wieder aussöhnen, denn wir haben sie am Tage unserer Ankunft gekränkt. Nähere Dich zuerst wieder, sei zuvorkommend, freundlich und räume der Wirthschafterin scheinbar die Rechte ein, die sie zu besitzen glaubt.

– Es wird mir schwer, Madame, aber ich werde Ihren Befehl erfüllen.

– Nun noch eine Frage, Doris.

– Was wollen Sie wissen?

– Du kennst das unglückliche Verhältniß, das eine Zeit lang zwischen mir und Mansberg bestanden hat.

– Ich kenne es, leider!

– Leider! möchte auch ich ausrufen. O mein Gott, wenn es nicht stattgefunden hätte, was würde ich darum geben! Doch es ist nun einmal so, fügen wir uns. Mir scheint, Mansberg wird dieses Verhältniß zu seiner Rache benützen . . .

– Immerhin, er schadet dadurch mehr sich selbst, als Ihnen. Konnten Sie wissen, daß der Commerzienrath sich um Ihre Hand bewerben würde? Sollten Sie die Annäherung eines jungen Mannes verschmähen, der sich eines guten Rufes zu erfreuen hatte?

– Wohl wahr!

– Der Herr Commerzienrath ist verheirathet gewesen, und Sie haben ein zartes Verhältniß gehabt, aus dem ebenfalls eine Heirath hätte werden können. Mir scheint, Sie haben sich Beide gegenseitig keine Vorwürfe zu machen. Dies wollen Sie doch wissen, liebe Madame?

– Ja!

– Ueber diesen Punkt beruhigen Sie sich. Kann Herr Mansberg nicht schweigen, nun so mag er reden. Ihnen wird dann Gelegenheit geboten, sich über den saubern Herrn auszusprechen. Seine Entlassung aus dem Dienste ist dann so gewiß, als Amen in der Kirche. Der Herr Commerzienrath kann doch den Mann nicht stets um sich sehen, der ihm selbstverständlich verhaßt sein muß. Das wird auch Herr Mansberg begreifen und schweigen. Uebrigens bleibt es bei unserm Plane!

Die Commerzienrätthin reichte der Zofe lächelnd die Hand.

– Du bist eine wahre Perle für mich, Doris! flüsterte sie. Ich hoffe, daß dieser peinliche Zustand bald vorübergehen wird.

Das Erscheinen des Commerzienraths unterbrach das Gespräch zwischen Herrin und Zofe.

## NEUNTES KAPITEL.

Die nun folgende Zeit verfloß ruhig. Jede der Personen unserer Geschichte war mit sich selbst beschäftigt, jeder dachte daran, seine Stellung zu sichern und Pläne auszuführen. Der Commerzienrath blieb kalt, wie zuvor, gegen seine Tochter; dafür aber zeigte sich Philippine um so freundlicher, die Stiefmutter suchte die Stieftochter auf. Lucie konnte sich immer noch kein Urtheil über den Charakter der Frau bilden, die am Tage der Ankunft sich so abstoßend gezeigt, die Ordnung im Hause umzustoßen drohte, und nun so gefügig und zuvorkommend geworden war. Handelte sie auf Veranlassung des Vaters? Hatte sie ihr Urtheil über die Tochter vom Hause geändert, oder verfolgte sie einen besondern Plan bei dieser Annäherung, vielleicht zu Gunsten des Geschäftsführers?

Argwohn und Mißtrauen waren der reinen Seele Lucien's fremd; aber da sie liebte, da sie den kostbarsten Schatz ihres Herzens in Gefahr währte, war sie, wie alle Frauen, wenn sie vor einer Gefahr zittern, vorsichtig und schlaue geworden. Während Paul in dem Comptoir beobachtete, beschloß sie, in der Familie zu beobachten. Und aus diesem Grunde waren ihr die Annäherungen der Dame lieb, die übrigens eine ausgezeichnete Bildung und den feinsten Takt in ihrem Benehmen verrieth.

Sagen wir einige Worte über die Gattin des Banquiers.

Philippine, die Tochter eines hochgestellten Beamten, war schön und geistreich, aber sie besaß kein Vermögen. Bereits dreimal hatte sie die Aussicht gehabt,

passend unter die Haube zu kommen – die Schuldenlast des Vaters, die kein Geheimniß war, hatte die Freier wieder vertrieben. Da es bei solchen Gelegenheiten nie an kleinen und großen Intriguen fehlt, so war Philippine Meisterin darin geworden. Durch den Rückgang des letzten Verhältnisses, das wirklich ein zärtliches gewesen, war sie besonders tief verletzt, es hatte mehr das Herz, als Berechnung dabei gesprochen. Philippine hatte wahrhaft geliebt. Ihre Verbindung mit dem Commerzienrathe, der für einen Crösus galt, hatte nicht die Liebe, sondern Speculation und mehr noch die Furcht geschlossen, bei dem vorrückenden Alter und den traurigen Vermögensverhältnissen der Familie nie den Hafen der Ehe zu erreichen. Unter diesen Umständen konnte es für die an Eleganz und Bequemlichkeit gewöhnte Dame keine passendere Verbindung geben, als die mit dem reichen Herrn Delius, der trotz seiner sechsundvierzig Jahre und seines eigenthümlichen Charakters immer noch ein angenehmer Mann war. Herr Delius bedurfte keines Vermögens, er suchte eine schöne und geistreiche Frau, die ihm Zerstreuung gewährte. Diesen Anforderungen entsprach Philippine vollkommen, sie sprach gut, spielte meisterhaft das Piano-Forte und sang zum Entzücken schön.

Die Geheimhaltung der Heirath bis zum letzten Augenblicke war eine Consequenz des Charakters des Banquiers: wie bei jedem seiner Geschäfte liebte er es nicht, daß man vorher darüber sprach; war es abgemacht, so kümmerte ihn das Urtheil der Welt nicht.

Philippine hatte sich gern dieser Bedingung gefügt, denn sie gelangte um so sicherer zum Ziele, da die Vergangenheit von der bei solchen Gelegenheiten geschäftigen Medisance nicht berührt wurde. So waren beide plötzlich als Mann und Frau aufgetreten, nachdem man die Vorbereitungen in aller Stille betrieben hatte. Die Commerzienrätthin spielte nun die vornehme und reiche Dame mit einer bewunderungswürdigen Virtuosität. Die Freunde wünschten dem Banquier Glück dazu, vorzüglich der Doctor Fabrici, der ihm längst eine Wiederverheirathung dringend an's Herz gelegt. Wir fügen noch hinzu, daß der würdige Arzt das besondere Vertrauen des Bankiers besaß, und daß er sein Vermögen dem Bankhause übergeben hatte.

Es schien, als ob mit Herrn Delius seit der Verheirathung wirklich eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen sei; er besuchte Concerte, Theater und Bälle, und zeigte sich stets mit seiner strahlenden Gattin, die man allgemein sehr schön fand. Die Glückwünsche nahm er mit großer Befriedigung auf. Ein junger, eitler Mann hätte nicht stolzer auf seine junge Gattin sein können.

Lucie freute sich in wahrhaft kindlicher Liebe über diese Veränderung ihres Vaters; sie erblickte darin eine Bürgschaft für sein künftiges Glück, und vielleicht auch für ihr eigenes.

Hatte sich Herr Delius nun über seine Familienverhältnisse nicht mehr zu beklagen, so ward ihm auch kein Grund zur Unzufriedenheit mit seinem Bankhause geboten: Otto Mansberg leitete die Geschäfte mit großer

Umsicht, musterhafter Sorgfalt und, was viel zu bedeuten hatte, mit seltenem Glücke. Nach und nach stellten sich seine Unternehmungen als erfolgreich heraus. Somit wuchs das Vertrauen des Chefs, der sich nun sorglos den Zerstreungen hingab, die seine Gattin ihm bereitete.

Das kostbare Monument auf dem Friedhofe war vergessen – wenigstens von dem glücklichen Commerzienrathe. Lucie setzte, selbst im Winter, ihre heimlichen Besuche fort, nicht selten in Gesellschaft Anne's. Diese Besuche erhielten in gewissen Kreisen die Ansicht aufrecht, daß die reizende Lucie gemüthskrank und für die Welt und ihre Freude verloren sei.

Die erste Hälfte des Winters verfloß ruhig.

Der Banquier war gezwungen, nach den Einladungen die er empfangen und angenommen hatte, den befreundeten Familien ein Fest in seinem Hause zu geben. Philippine war entzückt, als sie die Absicht ihres Mannes vernahm.

– Zeigen wir, sagte sie, daß wir zu leben wissen!

Man traf die Vorbereitungen Herr Delius setzte eine namhafte Summe aus.

– Ah, rief Philippine, das ist nicht genug!

– Warum?

– Wir geben nur ein Fest, aber ein glänzendes.

– Sechshundert Thaler, meine liebe Philippine . . .

– Sind für den ersten Börsenmann der Stadt zu wenig. Man soll uns nicht des Geizes anklagen. Wir geben nur ein Fest, wie gesagt; aber auf dieses eine Fest muß

sich die Aristokratie das ganze Jahr freuen. Eine Einladung von Ihnen muß den Stolz, die Eifersucht erregen. Wer unser Winterfest nicht besucht, gehört nicht zu der Aristokratie.

Herr Delius lächelte. Ihm schien die Stellung zu gefallen, die Philippine seinem Hause anweisen wollte. Der Doctor Fabrici, der zufällig erschien, billigte den Plan der Dame. Der gute Mann ward aber von einem andern Grunde geleitet: er wollte seinen Freund in eine völlig andere Sphäre versetzen, damit die Vergangenheit aus seinem Gedächtnisse verwischt würde.

– Was ist es weiter? fügte er lächelnd hinzu. Sie haben so lange wie ein Anachoret gelebt, haben so wenig auf die Freuden des Lebens verwendet, daß Sie Ihre Gattin wohlstandesgemäß und mit Eclat der Welt vorführen können. Der Löwe gebiert nur *ein* Junges, aber es ist ein Löwe.

Herr Delius bewilligte, was Philippine forderte.

Man stellte die Liste der Gäste auf. Sie ward sehr zahlreich.

Herrn Mansberg dürfen wir nicht vergessen, sagte der Chef. Er ist zwar der Welt gegenüber nicht so selbstständig ...

– Aber er ist Ihr Procurist, fiel die Gattin rasch ein. Ich halte es für ein großes Versehen, wenn Sie es unterlassen, den jungen Mann aufzuzeichnen. Daß die übrigen Diener davon ausgeschlossen bleiben, versteht sich von selbst.

– Einer darf nicht fehlen.

– Wer?

– Mein alter Kassirer Graff. Sie kennen ihn noch nicht. Der alte treue Diener würde sich in tiefster Seele verletzt fühlen, wenn wir ihn ausschließen.

– Ich fürchte nur, daß die Erscheinung des Alten zu den Gästen nicht paßt . . .

– Mein Kind, Graff ist ein verständiger, ein taktvoller Mann. Durch die Einladung wird er sich zwar geehrt fühlen, aber ich glaube, er ersinnt einen passenden Grund, um sie abzulehnen.

– Gut, gut; ich opponire nicht. Handeln Sie nach Gefallen, mein lieber Mann.

Sie bot ihm schmeichelnd den Mund zum Kusse.

– Daß Lucie erscheint, versteht sich von selbst! sagte sie dann eifrig. Man hat, vielleicht aus einer zu zarten Rücksicht für mich, es unterlassen, meine Stieftochter mit zu den Festen einzuladen, die wir bisher besucht haben – die Leute sollen nicht glauben, daß es mir lästig ist, mich an der Seite des schönen Mädchens zu zeigen. Ich halte dafür, daß dieses Vorurtheil existirt und darum will ich es bekämpfen. Lucie wird mit mir die Honneurs machen – vorausgesetzt, daß Sie Ihre Einwilligung dazu geben.

Ueber des Commerzienraths Stirn flog eine trübe Wolke.

– Liegt Ihnen daran, Philippine? fragte er in einem Anfluge von Melancholie.

– Offen gestanden, ja! Ich habe das Kind so lieb gewonnen, als ob es meine Schwester wäre. Und nun bedenken Sie, mein Freund, wie wenig Zerstreungen Lucie hat –

sie fügt sich dem einsamen Leben mit einer Ergebung, die mich rührt. Vergönnen Sie mir, daß ich Ihrer Tochter sei, was mein Herz wünscht: nicht eine kalte Stiefmutter, sondern eine warme Freundin. Den trüben Geist, der vor meiner Ankunft in diesem Hause herrschte, möchte ich völlig verbannen. Und nun, frage ich, was werden die Gäste denken, wenn Lucie fehlt? Wenn sie fehlt in unserm eigenen Hause! Mein Gott, ich möchte die Vermuthungen nicht kennen lernen, die man diesem Umstande unterschiebt. Also, mein Freund? fragte sie mit ihrem zärtlichsten Lächeln.

Der Commerzienrath drückte sie an seine Brust.

– Sie sind eben so gut, als Sie schön sind, Philippine! Handeln Sie nach Gefallen. Sie sind meiner Billigung gewiß.

Diese Unterredung trug dazu bei, die Gunst und Achtung zu erhöhen, in der Philippine bei ihrem Gatten stand.

Die Zurüstungen zu dem Balle, der in vierzehn Tagen abgehalten werden sollte, begannen. Philippine betrieb sie in einem wahrhaft großartigen Maßstabe. Die Einladungen flogen nach allen Seiten. Tapezierer arbeiteten in den Zimmern; der Salon ward zu einem Paradiese mit duftenden Blumen und Gesträuchen umgeschaffen. Das beste Orchester der Stadt ward zu Concert- und Ballmusik engagirt. Philippine zeigte ihre Kenntnisse in der Musikliteratur: sie selbst stellte das Programm auf.

Um auch die alte Anne zu versöhnen, ließ die Herrin vom Hause sie kommen. Die Wirthschafterin, welche die

erlittene Beleidigung immer noch nicht vergessen konnte, erschien mit einem grämlichen Gesichte.

– Sind Sie noch böse, liebe Frau? fragte freundlich Philippine.

– Ich komme, um nach den Befehlen meiner Herrin zu fragen, sagte ausweichend die alte Anne.

– In dem vorliegenden Falle, meine liebe Frau, möchte ich nicht befehlen; ich bedarf Ihres Rathes, Ihres Beistandes, und wende mich in diesem Sinne an Sie.

Nun theilte sie ihr mit, daß der Commerzienrath einen großen glänzenden Ball geben würde. Dem Stolze Anne's schmeichelte es nicht wenig, als die Frau vom Hause ihr die Beaufsichtigung der Küche übertrug, und als sie hörte, daß zwei Köche unter ihrem Commando stehen sollten. Die gute Alte konnte nicht ausweichen, sie war zu sehr mit dem Hause Delius verwachsen, als daß ihr diese ehrenvolle Ausgleichung der schwebenden Differenzen nicht willkommen sein sollte. Sie versprach nach Kräften zu schaffen, aber nur unter der Bedingung, daß die Doris der Küche fern bleiben sollte. Philippine versprach es ihr.

– Wird Fräulein Lucie an dem Balle theilnehmen? fragte die Alte.

– Ah, die Tochter vom Hause darf nicht fehlen! rief die schöne Frau.

– Ich habe sie noch nie im Ballstaate gesehen, meinte Anne lächelnd. Das arme Mädchen hat in den letzten Jahren wenig heitere Stunden gehabt. Ach, es ist recht gut, daß Sie ein wenig für Zerstreuung sorgen.

Philippine vollendete jetzt die Umwandlung der alten Wirthschafterin.

– Vielleicht hat Lucie nicht Lust, den Ball zu besuchen, sagte sie; aber ich zähle auf Ihren Einfluß. Sie sind der jungen Dame eine zweite Mutter und werden sie zu bestimmen wissen. Sie erzeugen nicht nur mir, sondern auch meinem Gemahl eine Gefälligkeit.

Anne ging, sie war zufrieden mit der neuen Herrin.

– Es wird schon Alles gut werden, dachte sie; man muß sich nur erst näher kennen lernen. Wie anders ist die stolze Frau heute!

Lucie war wider Erwarten nicht schwer zu bestimmen; sie willigte ein, als sie hörte, daß der Vater ihre Anwesenheit wünschte. Denselben Tag noch machten die beiden Damen Einkäufe und gaben den Modistinnen Aufträge. Philippine war zufrieden mit dem Verlaufe der Dinge, sie verfolgte einen Plan, dessen Gelingen in sicherer Aussicht stand. Otto Mansberg mußte isolirt, und endlich aus der Gunst des Commerzienraths verdrängt werden. Die Parteien fingen an, sich zu bilden. Philippine war im Stillen thätig, um zur rechten Stunde die Mine springen zu lassen. Von dem Balle versprach sie sich eine große Wirkung.

Die Zeit verfloß. Otto Mansberg, der rastlos thätige Procurist, hatte die Einladung angenommen. Philippine hörte mit innerm Verdruß die Lobeserhebungen, die der Banquier seinem Geschäftsführer zollte. Von der Heirath

war nicht die Rede; die Gattin hütete sich, Lucien's entschiedene Weigerung auszusprechen, und der Gatte erwähnte mit keiner Silbe des Projects, das er früher als so wünschenswerth bezeichnet hatte. Dieses Schweigen ihres Mannes suchte sich Philippine vergebens zu deuten.

Endlich erschien der große Tag. Das Haus des Herrn Delius war prachtvoll eingerichtet. Ein halbes Dutzend Lohndiener tummelten sich am frühen Morgen schon in Küche, Keller und Saal. Anne war die Geschäftigkeit selbst. Verstand sie auch nicht viel von der Herstellung einer feinen Tafel, so gab sie sich doch das Ansehen der Oberbefehlshaberin. Doris blieb fern; die Zofe hatte mit der Toilette ihrer Herrin und der Lucien's zu thun. Die Commerzienrätin benutzte ein Zimmer im ersten Stocke, da sämtliche Räume des Parterre's dem Feste bestimmt waren.

Es war Ende Januar. Der Winter übte seine Strenge aus; man hatte selten eine so große Kälte gehabt. Gegen sieben Uhr Abends hatten die beiden Damen ihre Toiletten vollendet. Sie trafen sich in Lucien's Zimmer.

– Doris hat ein Meisterstück gemacht! rief die Commerzienrätin, erstaunt über die blendende Schönheit ihrer Stieftochter.

Auch Lucie war erstaunt über ihre Stiefmutter; sie mußte sich eingestehen, daß ihr Vater mit Geschmack gewählt hatte. Das war eine Salondame vom Scheitel bis zur Zehe. Sie trug ein Kleid von schwerer himmelblauer Seide, mit kostbaren weißen Spitzen besetzt. Das blonde Haar schmückte eine künstliche Myrthe. Collier und

Bracelet, die Hochzeitsgeschenke des Commerzienraths, waren werthvoll und nach dem neuesten Geschmacke. Selbst Diamanten fehlten nicht.

Lucie war einfach in weiße Seide gekleidet, wie es Philippine vorgeschlagen hatte. Eine edle, wunderholde Erscheinung! Durch das schwarze Haar wand sich ein grüner Zweig mit kleinen Moosrosen. Das zarte, blasse Gesicht färbte die Röthe der Aufregung. Den schlanken Hals schmückte eine einfache Goldkette mit einem kleinen Diamantkreuze – das Erbstück von der Mutter. Wie köstlich hob das weiße Kleid, ein Meisterstück der ersten Modistin der Stadt, die schönen harmonischen Körperformen hervor. Natürliche Grazie und Anmuth kamen der Toilette zu Hülfe, um die Stieftochter zu einer pikanten Erscheinung zu machen.

Philippine war nicht neidisch; sie war erfreut über das Werkzeug ihrer Rache. Was mußte Mansberg bei dem Erblicken dieses Engels empfinden, der seiner Liebe unerreichbar war! Wahrlich, Lucie konnte die Liebe zur Leidenschaft steigern.

Noch bewunderten sich die beiden Frauen gegenseitig, als sich ein Klopfen an der Thür vernehmen ließ.

– Geh, Doris!

Die Zofe öffnete und trat in das Vorgemach. In dem nächsten Augenblicke erschien sie wieder.

– Wer ist da? fragte Philippine.

– Ein Bote des Herrn Commerzienrathes.

– Nun?

– Der Commis bringt einen Auftrag von seinem Chef.

– An wen?

– An Sie, Madame; er will den Auftrag selbst ausrichten, wie ihm befohlen.

– Wir können ihn wohl empfangen? wandte sie sich an Lucien.

– Ich ziehe mich zurück, Madame . . .

– Nein, nein! Zwischen mir und meinem Manne herrscht kein Geheimniß, das Sie nicht wissen dürften. Geh, Doris, und laß den Boten eintreten.

Die Thür ward geöffnet, und Paul, der Commis, trat ein. Ein freudiger Schreck durchzuckte Lucien, als sie den Geliebten erblickte. Philippine schrieb die Verwirrung des jungen Mannes dem Anblicke der glänzenden Balldamen zu.

– Was bringen Sie? fragte sie stolz.

– Der Herr Commerzienrath läßt Ihnen sagen, daß ein fremder Gast angekommen sei –

Der arme Paul hatte wirklich seine Fassung verloren.

– Hat man Ihnen den Namen des fremden Gastes nicht genannt?

– Ja, der Herr Hofrath Gerard . . .

– Mein Vater! Mein Vater! rief Philippine. Ist es denn möglich? Wo befindet sich der Hofrath?

– In dem Zimmer meines Herrn. Ehe die Frau Commerzienrätthin in den Saal ginge, möchte sie . . .

Paul konnte nicht ausreden. Philippine war so erregt, daß sie rief:

– Liebe Freundin, leihen Sie mir einen Mantel aus Ihrer Garderobe – ich muß den Vater begrüßen, der im Winter eine so weite Reise unternimmt . . .

– Es ist kalt, wenn der Herr Hofrath sich in dieses Zimmer bemühte . . .

– Nein, nein; die Corridors sind erwärmt – ich bitte, meine liebe Freundin – Doris wird mich begleiten – Es ist drei Viertel auf sieben Uhr – punkt sieben Uhr treffen wir uns in dem Saale.

Sie hüllte sich in den dargereichten Mantel und eilte in großer Aufregung aus dem Zimmer, ohne Paul zu bemerken, der wie eine Statue an der Wand stand. Die beiden Liebenden waren nun allein. Lucie trat dem jungen Manne näher, und reichte ihm lächelnd die kleine Hand. Durch die Berührung derselben erhielt er seine Fassung wieder.

– Lucie! Lucie! stammelte er.

– Mein Vater sendet Sie in diesem Augenblicke . . .

– Weil alle Diener beschäftigt sind, selbst der alte Heinrich hat einen Posten erhalten. Ach, ich übernahm diesen Botendienst gern, denn er verschaffte mir die so lange entbehrte Gelegenheit, Sie zu sehen. Und nun treffe ich Sie in der Balltoilette! fügte er betrübt hinzu.

– Ich bliebe lieber in meinem Zimmer, versetzte die junge Dame. Aber ich darf in dem Saale nicht fehlen, ohne Aufsehen zu erregen. Hätte ich eine Einladung für Sie erwirken können . . .

– Mein Vater ist geladen.

– Und wird er kommen? fragte Lucie rasch.

– Er hat sich auf Zureden meiner Mutter dazu entschlossen. Der alte Mann liebt die rauschenden Vergnügungen nicht.

– O, wie freue ich mich, ihn zu sehen. Paul, ich bat Sie, Ihrem Vater zu sagen, daß wir uns lieben.

– Er weiß Alles! rief der Commis eifrig. Ach, Lucie, und Sie wiederholen es mir jetzt . . .

– Die Toilette ändert mein Herz nicht, flüsterte sie lächelnd. Wäre es mir doch bald vergönnt, Ihnen im Brautkleide entgegenzutreten. Für wen habe ich mich geschmückt? Oder richtiger gesagt, für wen hat man mich geschmückt? Ein trauliches Stündchen an Ihrer Seite wäre mir lieber, als der lästige Ball, an dem Sie nicht theilnehmen.

Sie reichte ihm den blühenden Mund zum Kusse. Der arme Paul empfand alle Wonnen und Schmerzen der Liebe, die ihn verzehrte. Er konnte die reizendste aller Balldamen küssen!

– Lucie, rief er, ich kann sterben, aber nicht von Ihnen lassen! Ach, wie glücklich machen Sie mich – und doch, wenn ich bedenke, daß ich ein armer Commis bin – wenn ich die Kluft ermesse, die zwischen Ihnen und mir liegt –

– Still, mein Freund! Haben Sie kein Vertrauen zu Ihrer Lucie? Sie sind ja nie so kleinmüthig gewesen, als jetzt, da ich im Ballstaate vor Ihnen stehe. Fast möchte ich wünschen, daß Sie mich diesen Abend nicht gesehen hätten.

– Lucie, verzeihen Sie meiner Liebe! bat Paul. Wollte ich dem Drange folgen, der mich beseelt, so möchte ich

Ihnen sagen, daß Sie mir wie ein unerreichbarer Engel erschienen!

– Und nun, gute Nacht, Paul! flüsterte sie lächelnd.

Während Sie träumen –

– Von Ihnen, Lucie!

– Muß ich tanzen –

– Vielleicht mit Mansberg.

– Ja, vielleicht! Aber wenn mich Ihr guter Vater durch den Saal führt, so werde ich denken – Paul tanzt mit mir! Beruhigen Sie sich, Sie sind glücklicher als ich! Nun gehen Sie, man könnte uns überraschen.

– Gute Nacht!

– Gute Nacht!

Zitternd küßte Paul die Geliebte noch einmal; dann entriß er sich gewaltsam dem Anblicke derselben. Er eilte in das Comptoir, schloß die Kasse, und ging nach seiner Wohnung, um von der Geliebten, die er in der Balltoilette gesehen, zu träumen.

Eine Viertelstunde später erschien Philippine wieder; sie war hoch erregt über die Ankunft des Vaters, der, wie sie sagte, einige Stunden auf dem Balle zubringen würde.

Es schlug sieben Uhr. Die beiden Damen betraten den Saal, wo sie Herrn Delius antrafen. Der erstaunte Vater warf einen Blick auf seine Tochter.

– Gefällt Ihnen unsere Lucie? flüsterte ihm Philippine zu.

Des Banquiers hatte sich eine tiefe Bewegung bemächtigt, die er vergebens zu verbergen suchte. Er sah seine

verstorbene Gattin, seine Helene. Als sie mit ihm zum Altare trat, hatte sie ein einfaches, weißes Kleid getragen, wie Lucie heute; dasselbe Diamantkreuz hatte den reizenden Busen geschmückt, das heute die Balldame trug. Die Erinnerung an jenen glücklichen Tag war so lebhaft, daß er sich sagen mußte: die Tochter ist das getreue Abbild der Mutter.

Lucie ward schmerzlich berührt, als sie den Eindruck bemerkte, den sie auf den Vater ausübte, sie begriff, daß die alten Herzenswunden desselben bluteten. Wie gern hätte sie sich entfernt, um dem geliebten Vater die Ruhe zurückzugeben.

– Ich erinnere ihn an den unersetzlichen Verlust, dachte sie; sein Gesicht verfinstert sich . . .

– Mein Kind! murmelte der Commerzienrath.

Die Ankunft der ersten Gäste unterbrach diese Familienscene in der Entwicklung. Man war gezwungen, zu empfangen. Draußen rasselten die Equipagen – es traten Gäste auf Gäste ein. Die Diener flogen von allen Seiten herbei. Obgleich Philippine mit Befremden die Verstimmung ihres Gatten bemerkt hatte, so zeigte sie sich doch als die fein gebildete, gewandte Dame. Man war erfreut über die blendend schöne Gattin, die sich der Banquier gewählt hatte. Lucien, die ihr zur Seite stand, kannten nur wenige. Eine alte Dame rief aus:

– Mein Gott, Herr Delius, ist Ihre Helene aus dem Grabe erstanden? Da steht sie vor mir, wie sie leibt und lebt!

So sah sie aus, als sie mit Ihnen zur Kirche fuhr. Wie seltsam, wie wunderbar! Grüß' Gott, mein Kind, ich habe Sie seit Jahren nicht gesehen!

– Diese Dame, die Gattin eines Kapitalisten, gehörte zu dem Geschlechte der Allwissenden, einem weitverbreiteten Geschlechte in der Geldaristokratie. Was sie einmal wußte, vergaß sie so leicht nicht wieder, und dafür, daß sie so viel erfuhr, sorgte sie schon.

Philippine hatte diese Worte gehört; sie begriff jetzt die Bewegung ihres Mannes, der sich durch die Unterhaltung mit den eintretenden Herren zu zerstreuen suchte.

Da trat auch der Kassirer Graff ein. Der alte Mann trug einen schlichten schwarzen Frack, dessen Schnitt einem längst entschwundenen Decennium angehörte. Philippine kannte ihn nicht, doch errieth sie, wer es sei. So konnte nur der über Registern aus Zahlen ergraute Kassirer aussehen, der Mann des Bücherstaubes und des Metalls. Seine Gattin, die stolz auf die Einladung war, obgleich sie sie nicht theilen durfte, hatte ihn so gut als möglich anstaffirt; das spärliche, graue Haar war glatt gekämmt und so gelegt, daß es zum Theil die große Glatze bedeckte, Weste und Halskrause waren schneeweiß und die Festtagsbreloques mit der starken, goldenen Uhrkette glänzten aus den schwarzen Pantalons, die eigens zu dem Balle gekauft waren. Wie glatt war das gutmüthige und doch so ernste, von tausend Furchen durchzogene Gesicht rarsirt.

Graff, der seit der Renovation diese Räume nicht betreten, blieb, wie von dem Glanze geblendet, an der Thür

des Saales stehen, nachdem er sich tief verneigt hatte. Der Commerzienrath sah ihn, ergriff seine Hand und führte ihn seiner Gattin zu.

– Mein Kassirer, mein ältester und treuester Diener!

Philippine grüßte stolz durch eine Verneigung; dann wandte sie sich einer ankommenden Dame zu.

Auch der Commerzienrath konnte sich nicht lange mit dem Greise beschäftigen, neue Gäste nahmen seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

– Herr Graff! flüsterte Lucie.

Der Kassirer sah zur Seite

– Kennen Sie mich denn nicht?

– O mein Gott!

– Was ist Ihnen denn?

– Freilich kenne ich Sie. Fräulein Lucie – Sie können keine andere sein. Verzeihung, fügte er gutmüthig hinzu – Sie erinnern mich so lebhaft an Ihre Frau Mutter, daß ich mich kaum von meinem Erstaunen erholen kann.

– Sprechen Sie sich meinem Vater über diesen Punkt nicht aus.

– Nein, nein; mein Sohn hat mir schon Alles gesagt. Und sehen Sie, mein liebes Fräulein, fügte er geheimnißvoll hinzu, darum bin ich gekommen. Paul ließ mir nicht Ruhe, denn hier kann ich ja mit Ihnen einmal sprechen.

– Und tanzen, mein lieber Herr Graff! flüsterte Lucie lächelnd.

– O, o! Meine alten Beine sind nicht mehr dazu eingerichtet. Wenn man fünfundsechzig Jahre zählt.

– Sie führen mich in der Polonaise durch den Saal. Ich engagire Sie – wollen Sie es mir abschlagen?

– Bedenken Sie, mein liebes Fräulein!

– Ich habe es Paul versprochen. Oder soll ich mit Herrn Mansberg den Ball eröffnen, der mich ohne Zweifel dazu auffordern wird?

– Nun, so nehme ich Ihre Einladung an, antwortete der Greis, verlegen lächelnd. Aber was werden die vornehmen Herren und Damen dazu sagen, wenn sie das seltsame Paar sehen? Jugend und Anmuth an der Seite des starren, häßlichen Alters . . .

– Sie werden sagen, daß der alte Kassirer ein heiteres Stündchen hat . . .

– Ja, wahrlich, und dieses heitere Stündchen bereiten Sie mir?

– Also die Polonaise!

Graff verbeugte sich.

– Sie ist ein Engel! flüsterte er, als sich Lucie entfernt hatte. Ach, hätte doch die arme Madame Delius das Glück erlebt, ihr Ebenbild heute zu sehen! Die neue Frau Commerzienrätthin gefällt mir nicht – sie mag immerhin schön sein, aber ob sie gut ist?

Der Zufall hatte es gefügt, daß Lucie sich an Philippen's Seite befand, als Otto Mansberg in eleganter Toilette eintrat. Sein Gesicht war marmorbleich und kalt, wie immer. Er grüßte die Damen durch eine tiefe Verneigung. Jetzt feierte die Commerzienrätthin den Triumph, nach dem sie getrachtet. Der Procurist sah die reizende

Lucie – seine Züge belebten sich, die Lippen zuckten leise und seine Augen hingen an der Balldame, die verwirrt vor ihm stand.

Schon in der nächsten Minute hatte der Procurist seine Fassung wiedererlangt; er sah ruhig zu den Damen empor.

– Meine Stieftochter! sagte Philippine, Lucien vorstellend.

– Fräulein Lucie Delius erlaubt mir, ihr meine Gratulation zu diesem Glücke abzustatten, entgegnete Otto in einem Tone, der nicht ganz frei von Ironie war.

Lucie flüsterte in ihrer Verwirrung:

– Ich nehme Ihren Glückwunsch an, mein Herr!

Man trennte sich, da es Zeit war, die Plätze einzunehmen.

Das Orchester hatte sich versammelt, das Concert begann. Man war erstaunt über das Arrangement; einen Genuß dieser Art hatten die Gäste nicht erwartet. Die Ausführung der mit Geschmack gewählten Compositionen war eine vortreffliche, da Philippine die besten Musiker der Stadt hatte herbeiziehen lassen. Das Concert dauerte nicht lange; die Musiker traten zurück und es entstand eine Pause, in der man sich aussprechen konnte. Man sagte dem Banquier Schmeicheleien, daß er so sinnig geistige Genüsse mit materiellen verbunden hatte, ein Umstand, der Nachahmung verdiente.

Während der allgemeinen Conversation suchte Otto Mansberg den Commerzienrath auf. Der Chef hatte stets ein geneigtes Ohr für seinen Procuristen.

– Was wünschen Sie, mein lieber Freund?

– Ich habe Ihnen eine Bitte auszusprechen.

– Sie sei Ihnen im Voraus gewährt, wenn es nur auf meinen guten Willen ankommt.

– Ich danke.

– Also was ist es?

– Kurz vor dem Balle überraschte mich ein Jugendfreund mit seinem Besuche.

– Sie wollen doch nicht etwa den Saal verlassen?

– Nein!

– Ist Ihr Freund geneigt, so führen Sie ihn ein.

– Das ist es . . .

– Mir ist jeder Besuch willkommen, den Sie präsentieren.

– Der Baron von Kronau hat sich nur in Gesellschaften bewegt, in denen der feinste Ton herrscht.

– Ich wiederhole es, daß Ihr Freund mir willkommen ist.

– So entferne ich mich nach der Polonaise, um ihn zu holen . . .

– Und nicht lange auszubleiben, fügte der Chef hinzu, indem er freundlich seinem Procuristen die Hand drückte.

Das Zeichen zum Beginne des Balls ward gegeben. Die Herren näherten sich den Damen, die in glänzender Reihe auf den schwellenden Polstern saßen; Otto's Blicke suchten Lucien – sie befand sich neben der Stiefmutter, die den Gatten erwartete. Rasch ging er zu ihr und bat um ihre Hand für die Polonaise

– Mein Gott, wie bedauere ich, daß Sie zu spät kommen, mein Herr, antwortete Lucie tief erröthend.

– Zu spät? stammelte Otto.

– Unser Kassirer, der alte Herr Graff, der nur die Polonaise tanzt, hat mein Versprechen . . .

– So ziehe ich mich zurück, um dem würdigen Kassiermanne Platz zu machen.

Lucie verließ den Tänzer mit einer graziösen Verneigung.

Graff hielt sein Wort – er meldete sich bei seiner Dame. Mansberg sah ihn kommen.

– Gut, Lucie, recht gut! flüsterte Philippine. Ich freue mich, daß Sie dem Greise diese Ehre erzeigen.

Der Banquier erschien und bot seiner Gattin den Arm. Der Tanz begann – dem Chef folgte der greise Kassirer mit der Tochter vom Hause. Mansberg sah einige Augenblicke dem Tanze zu, dann verschwand er aus dem Saale. Er zitterte vor Aufregung, als er sich in der Garderobe den Pelz geben ließ.

Die Comptoirs waren längst geschlossen. In dem Innern des Hauses konnte der Procurist nicht zu seinem Zimmer gelangen, er mußte über den Platz gehen. Der Portier öffnete ihm ehrerbietig die Hausthür. Ein schneidender Luftzug berührte sein heißes Gesicht. Der Schnee fiel in schimmernden Flocken herab, um die Decke zu erhöhen, die bereits über der Erde lag. Da bat ihn eine zitternde Frauenstimme um ein Almosen. Otto wandte sich zur Seite. Ein Weib ward von der Gaslaterne beschienen: es kauerte in der Ecke der Thür, der Mantel ließ sich nicht

erkennen, denn er war mit Schnee bedeckt. Ein Tuch, dessen Zipfel im Winde flatterten, hüllte den Kopf ein. Die Bettlerin mußte von der großen Kälte erstarrt sein, sie rührte sich nicht, sie bat um eine Gabe, indem sie den Ballgast anstarrte.

Otto Mansberg würdigte die Jammergestalt kaum eines Blicks; er schlug den kostbaren Pelz fester um sich, und eilte an dem Hause entlang, bis er in der Thür, an der sich die Firma befand, verschwand.

Die Bettlerin hatte sich fest in die Ecke zurückgedrückt, um einigermaßen Schutz vor dem rauhen Winde zu haben, der ihr den hartgefrorenen Schnee in das Gesicht peitschte. Welch ein furchtbarer Contrast hatte sich hier gebildet! Nur eine Mauer schied Reichthum, Luxus und Glück von dem tiefsten Jammer und Elende. Dort schwelgte man im Ueberfluß – hier streckte ein hungernes und frierendes Geschöpf, das dem Untergange nahe war, die abgemagerte Hand aus, um ein Scherflein zu empfangen. Mansberg war nicht der erste, der ihr eine Gabe verweigerte; es waren schon viele der glänzenden Gäste an ihr vorübergegangen und gefahren, ohne sich ihrer zu erbarmen.

– Mein Gott, mein Heiland! wimmerte die Arme. Man sagt, die Freude stimme das Herz zum Wohlthun und erwecke mit der Armuth Mitleid – ich bin hierhergegangen an den Ort des Frohsinns, habe bei den Glücklichen gebettelt – man sieht, man hört mich nicht – meine Stimme verhallt in dem eisigen Winde. Hu, wie mich friert!

Ihre Zähne klapperten vor Frost, sie bebte zusammen und ließ den Kopf sinken. Der stärker fallende Schnee hatte sie mit einer weißen Hülle überzogen, sie glich einem Hügel, der sich kaum merklich von der Erde erhob.

Drinne rauschte die herrliche Polonaise aus Meister Spohr's Faust. Die glänzenden Paare bewegten sich mit freudestrahlenden Gesichtern durch den hellen, warmen Saal, den der wunderthätige Mammon zu einer duftend glanzreichen Sphäre umgeschaffen hatte. Da drinnen regte die Freude ihre leichten Schwingen; hier zernagten Gram und Elend ein blutendes Herz.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust der Bettlerin. Die Stöße des eisigen Windes machten von Zeit zu Zeit ihre Lumpen flattern, ihr spärliches feuchtes Haar hing wirr über das todtbleiche Gesicht herab; Hände und Füße zogen sich krampfhaft zusammen; die durch Thränen und Kälte gerötheten Augen sahen nur noch durch einen Schleier von Blut, der das Weiß der Schneedecke in Purpur verwandelte.

Auch diese arme Frau war einmal schön gewesen; sie hatte graziös und heiter nach den Tönen eines guten Orchesters getanzt und war mehr als einmal die Königin eines glänzenden Balls gewesen. Die jungen Männer hatten ihr gehuldigt, die jungen Damen hatten sie beneidet. Jetzt lag sie, eine Jammergestalt, vor der Thür des Reichen.

Plötzlich hob die Bettlerin ihr bleiches Haupt empor; die Töne der Ballmusik drängen wie aus weiter Ferne

schwach zu ihrem Ohre. Bei diesen lachenden Erinnerungen, welche die Musik ironisch in ihr weckte, umschwebte ein melancholisches Lächeln ihre bleichen, schmalen Lippen. Nach diesem flüchtigen Sonnenblicke drückte ihr Gesicht einen tiefen, furchtbaren Schmerz aus, sie legte beide Hände an die kalte Stirn und schluchzte dumpf.

– Mein Gott, sei mir gnädig! Sende nur noch nicht deinen Todesengel, denn ich muß ja noch leben und sorgen, sorgen für ein unschuldiges Geschöpf.

Sie sank in ihre Erstarrung zurück.

Plötzlich regte sie sich wieder und hob sich empor; ihre schwache Hand stützte sich auf den kalten Stein. Der Schnee fiel prasselnd von ihrem zerlumpten Mantel. Jetzt sah man ihre Füße – sie waren halb nackt. Kaum konnte sie aufrecht stehen.

– Es kommt kein Ballgast mehr, flüsterte sie traurig. Ich will gehen, daß ich nicht erfriere. O, mein armes, armes Kind! Ich kehre diesen Abend wieder mit leerer Hand zu dir zurück. Was habe ich denn gethan im Leben, daß ich so grausam büßen muß? Und mein armes, liebes Kind, das kaum die Welt kennt – es leidet mit mir!

Sie wollte gehen.

Da näherten sich zwei Männer der Thür. Die Bettlerin, von einem Hoffnungsstrahle belebt, blieb stehen. Eine kleine Münze reichte ja hin, um für den Augenblick ihre Noth zu beseitigen, um dem Kinde Brod zu geben.

Otto Mansberg kam mit seinem Freunde zurück.

Die Bettlerin, von Verzweiflung getrieben, raffte sich zusammen. Langsam trat sie den Ankommenden entgegen.

– Um Gottes Barmherzigkeit willen, meine lieben Herren, geben Sie mir ein Almosen! sagte sie schluchzend. Nur eine kleine, unbedeutende Münze von Ihrem Ueberflusse und Sie machen mich glücklich.

– Zurück, Alte! rief Otto.

– Sie verdienen den Lohn Gottes, denn Sie retten mich und mein Kind . . .

– Die Alte spricht gut! rief lachend der Baron von Kronau. Das ist eine Bettlerin von Profession. Das Kind, vielleicht ein erborgtes, muß die Hauptrolle spielen.

– Mein Gott! Mein Heiland! rief in unbeschreiblichen Tönen die alte Frau, indem sie beide Arme ausstreckte und sich den Männern in den Weg warf.

– Zurück, lästiges Weib! rief Otto erzürnt. Ich rufe den Portier und lasse Dich mit Gewalt entfernen.

– Es ist zu kalt, Alte! rief der lustige Baron.

– Zu kalt! zu kalt! schluchzte die Bettlerin.

– Ich kann die Börse nicht aus der Tasche holen. Ein anderes Mal!

Otto schob die Lästige bei Seite.

– Ueber die Lumpen! murmelte er.

– Hast Du Dir die Ballhandschuhe beschmutzt?

– Ich glaube.

– Das ist ein zudringliches Weib. Man ist Nachts nicht sicher vor diesem Gesindel!

Die Thür schloß sich geräuschvoll hinter den beiden Ballgästen.

– Wie ist mir denn? Wie ist mir denn? stammelte die arme Frau, indem sie die erstarrten Hände an den eiskalten Kopf preßte. Ich bin meiner Sinne nicht mehr mächtig – das Gesicht deckt ein Schleier – in meinem Kopfe wirbelt es – der Wahnsinn gaukelt mir Bilder vor – guter Gott, laß mich nicht untergehen, laß mich nicht sterben – ich fühle meine Kraft schwinden – es wird schwarz vor meinen Blicken – und ich darf ja nicht sterben . . .

Sie wollte nach der Thür eilen, vielleicht um Hülfe zu erflehen – die Kräfte schwanden, die Bettlerin sank zu Boden.

Der Schnee fiel ruhig zur Erde nieder. Die schimmernenden Flocken gestalteten sich von Neuem zu einer Decke für die unglückliche Frau. Ein scharfer Ostwind fuhr mit klagendem Geheul über den weiten Platz, auf dem sich kein menschliches Wesen zeigte. Wer nicht mußte, verließ das warme Zimmer nicht.

In dem Saale hatte der Ball seinen Fortgang. Die reizenden Melodien ließen sich leise wie die Töne einer fernen Aeolsharfe vernehmen, wenn der Wind auf Augenblicke sein Rauschen einstellte. Die Gasflammen in den Laternen, die rings den weiten Platz umstanden, flackerten unheimlich wie Irrwische im Moor.

Immer dichter fiel der Schnee; mitunter wirbelte der Wind eine glänzend weiße Wolke empor, die in der Nähe einer Gaslaterne wie aus Krystallperlen zusammengesetzt erschien. Die arme Frau regte sich nicht unter

dem weißen Mantel, der sie sammt der Erde bedeckte. Da ward eine männliche Gestalt sichtbar, die langsam an dem Theile des Hauses hinging, in welchem sich die Comptoirs befanden. Er ging langsam, gedankenvoll, nicht achtend des Wetters, das jeden Andern zur Eile antrieb. So kam er der Thür näher. Sein Fuß berührte den Schneehügel, den die arme Frau bildete.

– Was ist das? murmelte er, indem er stehen blieb.

Der Gegenstand am Boden bewegte sich; ein tiefer, tiefer Seufzer ließ sich vernehmen. Durch die Bewegung ward der Schnee von einem Theile des Mantels abgeschüttelt, es zeigten sich dunkle Flecke.

– Ein Mensch! rief bestürzt der Mann.

Mitleidig beugte er sich nieder, und rüttelte die Arme empor. Vielleicht war sie von dem Schnee erwärmt, vielleicht auch hatte die moralische Kraft, die gewaltige Mutterliebe, die Ohnmacht des Körpers besiegt – die Bettlerin erhob sich mit Hülfe des Mitleidigen, der keinen Anstand nahm, die feuchten Lumpen des Weibes zu berühren. Er ging ja nicht zu Balle. Sein Arm hielt liebevoll den schwankenden Körper, daß er nicht wieder zu Boden sank.

– Wer sind Sie denn, arme Frau? fragte eine schöne, klangvolle männliche Stimme. Diese Stimme gehörte Paul Graff an, der, von Unruhe und Sehnsucht getrieben, wenigstens die Töne hören wollte, nach denen Lucie, die in ihrer Balltoilette einen unbeschreiblichen Eindruck auf ihn ausgeübt, tanzte, er wollte die Fenster des Saales sehen, in dem sie die Nacht verbrachte – er wollte in ihrer

Nähe sein. Die Liebe achtet Frost und Schnee nicht, sie trägt eine unverlöschliche Gluth in sich.

Als die Bettlerin den sie umschlingenden Arm fühlte, begann sie zu weinen.

– Ich lebe noch, ich lebe noch! rief sie in rührenden Tönen. Mein Kind, mein liebes armes Kind! Ach, ich kann nicht gehen – wie komme ich zu meinem Kinde?

– Bezeichnen Sie mir Ihre Wohnung, sagte Paul; ich werde Sie führen.

– Das wollten Sie?

– Ich halte es für Christenpflicht. Halten wir uns nicht länger auf – wo wohnen Sie?

Die Frau nannte eine Straße, die Paul kannte: sie ward nur von armen Leuten bewohnt und lag in demselben Stadttheile, in dem sich das Haus des Banquiers befand. Der gutherzige Commis führte die Bettlerin mit der Sorgfalt, die ihr Zustand erheischte. Sie überschritten den Platz. Aus der nächsten Straße kam ein Fiaker; Paul rief ihn an – da der Wagen leer war, miethete er ihn zur Fahrt. Mit Hülfe des Kutschers brachte er die erstarrte Frau in den Wagen, der davonrollte und bald sein Ziel erreichte. Er hielt vor einem ärmlichen Hause in einer der schmutzigsten Straßen der Stadt. Der Kutscher öffnete den Schlag.

– Hier ist das bezeichnete Haus, sagte er, indem er auf ein schwarzes Gebäude deutete.

Paul stieg aus.

– Helfen Sie mir die kranke Frau hineinschaffen.

Man hob die Bettlerin, die sich erholt hatte, aus dem Wagen.

– Wohnt sie hier, Frau? fragte der Kutscher.

– Ja. Gleich rechts die Thür.

Man trat auf eine finstere Hausflur, deren Boden mit Schnee bedeckt war. Ein scharfer Luftstrom durchzog den schlecht geschlossenen Raum. Die Bettlerin, von dem Kutscher unterstützt, öffnete eine knarrende Thür – sie befand sich in ihrem Wohnzimmer. Durch die übereisten Fenster drang das matte Licht einer Gaslaterne; aber auch der scharfe Ostwind, der in den zersprungenen Scheiben manchen Weg fand.

– Elise! Elise! rief die Frau mit schwacher Stimme.

Es erfolgte keine Antwort.

– Mein Gott, wenn das Kind nur nicht vor Kälte und Hunger gestorben ist! seufzte die arme Frau, die selbst vor Frost und Erschöpfung dem Umsinken nahe war.

Paul wollte sich nicht entfernen, ohne zu wissen, daß er das arme Weib völlig in Sicherheit gebracht hatte.

– Zünden Sie doch ein Licht an.

– Ach, wir haben schon lange unser Zimmer weder erwärmt noch erhellt. Aber wo ist denn mein armes Kind? Elise! Elise!

Sie tappte am Boden hin; man hörte das Rauschen ihrer hart gefrorenen Kleider.

– Freund, sagte Paul, besorgen Sie ein Licht; ich werde Ihre Mühwaltung bezahlen. Das Elend scheint hier so groß zu sein, daß man die Armen nicht ohne Hülfe verlassen kann.

Der Kutscher, ein gutmüthiger Mann, ging. In demselben Augenblicke ließ sich ein leiser Schrei vernehmen. Diesem folgte ein heftiges Schluchzen, das von den Worten unterbrochen wurde:

– Wie kalt mein liebes Kind ist! Und doch schläft es! Ich fühle den Athem aus seinem kleinen Munde – jetzt regt es sich – barmherziger Gott, habe Dank, Du hast mir mein Kind nicht genommen! Laß es schlafen, laß es ruhig schlafen – es fühlt die Pein des Hungers nicht – ach, ich bringe kein Stück Brod, um meine hungernde Elise zu laben. Es sei zu kalt, sagte er, um die Börse zu ziehen. Ja, es ist furchtbar kalt – ich fühle es, denn ich bin erstarrt! Die vornehmen Ballgäste gingen fühllos an mir vorüber, sie dachten nur an die Freuden des Mahles und des Tanzes! Ach es gab eine Zeit, in der auch ich mich zu dem Balle schmückte – Kronau war stolz, mich am Arme zu führen – die Damen beneideten mich – und jetzt, und jetzt – ein Ballgast hat mich mit dem Fuße in den Schnee getreten – ich bin wohl wahnsinnig – die Stimme, die ich zu kennen schien – sie gehörte einem Andern – wie sollte der Baron von Kronau in diese Stadt kommen?

– Mutter, liebe Mutter! wimmerte die schwache Stimme eines Kindes.

– Da bin ich, Elise, da bin ich! Lebst Du noch, armes Kind? fragte die Mutter im Tone einer schmerzlichen Freude. Das ist ein Glück!

– Mutter, wenn Du Brod mitgebracht hast, wie Du versprochen, o, gieb mir ein Stückchen, mich hungert!

Die Frau mochte sich der Anwesenheit dessen, der sie geführt hatte, nicht mehr erinnern; es schien, als ob ihr schwacher Geist nur mit der grauenvollen Gegenwart beschäftigt sei.

– Ich komme mit leeren Händen! antwortete sie in einem dumpfen Tone. Die hartherzigen Menschen, die ich angesprochen, wollten mir Nichts geben. Ich habe gebettelt, und man hat mich mit Füßen getreten. Armes Kind, fuhr sie fort, und der dumpfe Schmerz löste sich in Weinen aus, ich kann Dir diesen Abend wieder kein Brod geben – ich kann es nicht und doch habe ich gebettelt!

Auch das Kind begann zu weinen.

– Mutter, liebe Mutter, rief es mit seiner schwachen Stimme, weine nur nicht; ich will ja kein Brod, ich will ja lieber hungern, ehe Du wieder betteln gehst.

In diesem Augenblicke trat der Kutscher mit Licht ein. Eine ergreifende Scene zeigte sich den Blicken der beiden Männer. Auf einem Lager von altem Stroh, das spärlich mit Lumpen bedeckt war, saßen Mutter und Kind, sich innig umschlungen haltend. Das Zimmer, das kaum einer menschlichen Wohnung ähnlich sah, hatte außer einem alten Tische und einem zerbrochenen Stuhle kein Geräth. An den schwarzen Wänden glitzerte das Eis. Die Dielen des Fußbodens zeigten weite Risse, die mit Schmutz angefüllt waren. Ein alter Blechofen stand dem Jammerlager gegenüber: aber er war kalt wie die Wände.

Paul bebte zurück bei diesem Anblicke; daß es ein so großes Elend in der Welt geben könne, hatte er nicht gedacht. Und diese Frau in Lumpen, die er auf der Straße gefunden, dem Tode nahe, hatte sich einst zum Balle geschmückt, wie sie gesagt. Der Commis hegte ein doppeltes Interesse für die Bettlerin, seit sie den Namen Kronau genannt, denn er wußte, daß der Freund Otto Mansbergs, der zum Besuche angekommen, ein Baron von Kronau sei. Wenn er früher nur die Absicht gehabt, der armen Frau eine Unterstützung zu gewähren, so beschloß er jetzt, ihre Verhältnisse kennen zu lernen, denn ihm war Alles wichtig, was sich auf den Procuristen des Herrn Delius bezog.

– Mutter, rief erschreckt das Kind, da sind zwei fremde Männer! Wie drohend sie mich ansehen! Mutter, ich fürchte mich vor den Männern!

Das Kind, ein Mädchen von 5 bis 6 Jahren dessen langes dunkles Haar wirr über das Gesicht hing, umfaßte den Hals der Bettlerin und schloß sich ihr dicht an.

– Fürchte Nichts, mein Kind, sagte Paul freundlich; wir fügen Dir kein Leid zu; wir sind gekommen, um Deine arme Mutter zu unterstützen.

Dann gab er dem Kutscher Geld und bat ihn, Speisen zu holen, wie er sie eben bekommen könne. Der gute Mann unterzog sich gern diesem Auftrage, denn auch er empfand Mitleiden mit den armen Menschen.

– Gott wird Ihnen lohnen, Herr, murmelte er; dieser Jammer ist zu groß.

– O eilen Sie, eilen Sie! bat Paul.

– Ich werde auch Holz mitbringen, damit wir ein Feuer im Ofen anzünden können.

Der brave Mann pflanzte das Talglicht, das er bisher in der Hand gehalten, in ein Astloch, das sich in dem alten Tische zeigte. Dann ging er.

Die Bettlerin hatte mit wirren Blicken den beiden Männern zugesehen. Jetzt entfernte sie rasch das zerlumppte Tuch, das ihren Kopf einhüllte, erhob sich und blieb neben ihrem Kinde auf den Knien liegen. Paul war erstaunt, ein zwar todtbleiches und abgemagertes Gesicht zu sehen, aber ein Gesicht, das auffallend schöne und regelmäßige Züge zeigte. Das feuchte schwarze Haar floß in vollen Wellen auf die Schultern herab. Das große blaue Auge schwamm in einem matten Glanze. Durch die halbgeschlossenen Lippen, die leise zuckten, schimmerten schneeweiße Zähne. Das edle Oval dieses Gesichts bildete zu den Lumpen, die den schlanken Körper bedeckten, einen auffallenden Contrast. Soviel Paul unterscheiden konnte, waren die zerfetzten und verbleichten Kleider der Mutter und des Kindes aus guten Stoffen gefertigt; der Mantel der erstern, obgleich die Farbe sich nicht mehr erkennen ließ, schien sogar Seide zu sein. Die zerrissenen Woldecken, die das Lager bildeten, waren Fragmente eines kostbaren Fußteppichs, wie man sie in den Gemächern der reichen Leute findet.

– Licht, Licht hier? flüsterte die arme Frau, wie aus einem schweren Schläfe erwachend.

Dann fuhr sie mit beiden Händen über die Stirn und warf das feuchte Haar zurück. Ihre kleinen Hände zeigten sich bei dieser Gelegenheit: sie waren starr und braun von der heftigen Kälte. Auf ihrem Mantel, den eine Schnur am Halse befestigte, glänzte noch der Schnee.

Der Commis empfand eine Art Achtung vor dieser Bettlerin, die offenbar früher in guten, vielleicht glänzenden Verhältnissen gelebt hatte. Sie mochte eine Frau von dreißig und einigen Jahren sein, wenn das Elend ihre Züge nicht vorzeitig gealtert hatte.

– Was wollen Sie? fragte sie hastig und ängstlich, nachdem sie den jungen Mann einige Augenblicke angestarrt. Die Arme konnte sich der jüngsten Vergangenheit nicht mehr erinnern. Paul kam ihr auf die schonendste Weise zu Hülfe.

– Ich habe Sie in Ihre Wohnung geführt, liebe Frau.

– Ganz recht. Mein Gott, wo war ich denn?

– Vor dem Hause eines Reichen, der diesen Abend einen Ball giebt.

Die Frau zuckte heftig zusammen. Die Erinnerung schien ihr zurückzukehren. Wie von einem Gefühle der Schaam übermannt, schlug sie die Blicke zu Boden und suchte die Hände des Kindes, die sich ihr zitternd entgegenstreckten. Eine Thränenfluth rann plötzlich über ihre bleichen, hagern Wangen.

– Verzeihung, mein Herr, flüsterte sie, wenn ich nicht sogleich den Dank für Ihre Theilnahme aussprach; mein Geist leidet unter der Schwere des Schicksals, das auf mir lastet. Ich erinnere mich jetzt, daß ich die Leute um

Almosen angesprochen habe – aber nicht meinetwegen, sondern dieses armen Kindes wegen. Ich bekenne offen, daß ich nur noch lebe aus Liebe zu meiner Tochter.

Ein unheimliches Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie nach einer kurzen Pause hinzufügte:

– Man hat mich abgewiesen und mit Füßen getreten – ich erinnere mich jetzt der schrecklichen Vorgänge. Ein Mann erbarmte sich meiner . . .

– Und dieser Mann war ich, sagte Paul. Ich fordere keinen Dank, denn Sie haben mich nicht angesprochen. Nur in der Absicht, Ihnen nützlich zu sein, bleibe ich.

Die Frau warf die Decke über ihr Kind, dann erhob sie sich. Die halbnackten Füße staken in großen, schwerfälligen Schuhen, die hart wie Stein waren. Unter dem Mantel zeigte sich ein zerrissenes Kleid von schwarzer Seide. In der ganzen Erscheinung prägte sich der vollständige Verfall einer Dame vom Stande aus. Das Benehmen und die Seidenlumpen erinnerten an eine schöne Zeit.

– Ich bin keine Bettlerin von Profession, sagte sie bebend – diesen Abend habe ich zum ersten Male die Hand ausgestreckt, um ein Almosen zu empfangen. Ich ging an dem Hause des Reichen vorüber und sah die schön geschmückten Gäste – als ich noch die Freuden des Lebens schmeckte, öffnete ich gern meine Börse der Armuth, denn der Frohsinn macht geneigt, mitzutheilen; ich habe mich geirrt, die Menschen empfinden nicht Alle, wie ich.

Der Kutscher trat wieder ein. Er trug ein großes Brod, Butter und Käse und auf dem Rücken ein Bündel Holz.

– Hier ist Proviant! rief er mit seiner rauhen Stimme, aber in einem Tone, der seine Freude über das gute Werk verrieth.

Nachdem er die Speisen auf den Tisch gelegt, zündete er rasch ein Feuer in dem Ofen an. Das Kind folgte diesem Beginnen mit staunenden Blicken; die Mutter lehnte am Tische und weinte heiße Thränen.

– Nun wird es wohl warm werden! sagte der gute Mann. Aber haben Sie denn auch ein Messer, liebe Frau?

– Nein, wir haben kein Messer! rief das Kind.

– Thut Nichts; hier ist das meinige. Ich hole es schon wieder ab. Und nun muß ich fort, denn mein Pferd hat schon zu lange in der Kälte gestanden.

Paul schenkte dem Manne einen Thaler. Der erfreute Kutscher grüßte und entfernte sich.

Die Bettlerin war weinend auf den alten Stuhl gesunken. Wie traurig, wie trostlos zeigte sich der Raum, der füglicher jedes andere, nur nicht eine Wohnung für Menschen sein konnte. Das Feuer in dem Ofen brachte eine nicht viel bessere Wirkung hervor, als auf der Straße. Eine eisige Zugluft drang durch die zersprungenen Fensterscheiben. Die Flamme des Lichts konnte sich kaum brennend erhalten. In der benachbarten Pfarrkirche schlug es zehn Uhr; man hörte deutlich die vollen Töne der Glocke. Gleich darauf ließ sich die heisere Stimme des Wächters vernehmen, der dicht unter dem Fenster das gewöhnliche Lied absang, aber so rasch, als ob Gefahr im Verzuge wäre. Paul schauderte zusammen bei dem Gedanken, daß die armen Menschen die Nacht hier verbringen sollten.

Die Bewohnerin erhob sich, trocknete ihre Thränen und sagte:

– Mein Herr: Sie haben sich meiner so großmüthig angenommen, daß ich mich Ihnen zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet fühle. Ich werde für Sie zu Gott beten, daß er Sie in seinen Schutz nehme.

– Was die christliche Nächstenliebe zu thun befiehlt, ist eine heilige Pflicht, die ich übe, wo ich kann, und Sie sehen mich bereit, Ihnen auch ferner zu nützen, denn Ihre Lage ist wirklich so trostlos, daß Sie der kräftigsten Hülfe bedürfen.

Die arme Frau wiegte schmerzlich ihr bleiches Haupt.

– Ja, ja, murmelte sie, ich stehe am Rande des Verderbens! Mein Kind, mein armes Kind! Wodurch habe ich denn die göttliche Barmherzigkeit verscherzt, der sich alle Wesen erfreuen? fügte sie dumpf hinzu.

– Verlieren Sie den Muth nicht! ermahnte Paul.

– O, es ist leicht zu trösten, wenn man glücklich ist.

– Die Hülfe ist am nächsten, wenn die Noth am größten.

– Großer Gott, meine Noth ist so unsäglich, daß sie einen höhern Grad wohl nicht erreichen kann! Von meinem eigenen Elende will ich nicht einmal sprechen – aber sehen Sie mein Kind an – was hat das arme Mädchen verbrochen? Warum muß es in den Tagen der Unschuld leiden, wie eine Verbrecherin? Mir möchte der Kopf zerspringen! Ach, mein Geist ist fast zerrüttet, wie mein Leben! Wahnsinn und Tod wären mir willkommen, wenn ich allein in der Welt stünde!

Paul war tief erschüttert bei dem Anblicke der verzweiflungsvollen Frau, des Bildes des tiefsten Jammers.

– Und dennoch behaupte ich, daß Ihnen Hülfe nahe ist, sagte er.

– Wie? Wer würde sich meiner nachhaltig annehmen?

– Gott, dem zu vertrauen Sie aufgehört haben.

– Mein lieber Herr, betrachten Sie mich – bedenken Sie den Zustand, in dem Sie mich auf der Straße gefunden.

– Und wer hat mich zu Ihnen geführt? Die Vorsehung! Sie hat noch mehr gethan, die räthselhaft waltende, sie hat mir einen oberflächlichen Blick in Ihre Verhältnisse gestattet, und wenn Sie Vertrauen zu mir fassen, so zweifle ich nicht, daß Sie bei dem Wendepunkte Ihres Lebens angekommen sind.

Die Fremde hatte den Commis starr angesehen.

– Sie haben einen Blick in meine Verhältnisse gethan? fragte sie nach einer Pause.

– Ja.

– O, erklären Sie sich, mein Herr.

– Wenn Sie mir offen antworten wollen.

– So weit ich es vermag.

– Sie nannten den Namen Kronau.

– Das ist wohl möglich; mein Geist war so verwirrt, daß es mir vorkam, als ob ich in der Stimme des einen der Ballgäste den Baron von Kronau erkannte. Doch ich habe mich getäuscht, habe eine Vision gehabt.

– Und wenn Sie nun wirklich den Baron gesehen und gehört hätten?

– Das wäre gräßlich!

– Wenn ich Ihnen nun sage, daß ein Baron von Kronau sich auf dem Balle bei jenem Banquier befindet, vor dessen Hause Sie dem Tode des Erfrierens preisgegeben waren?

Alle Fibern der Fremden waren angespannt; ihre Lippen zuckten, ihre Augen glüheten in einem unheimlichen Feuer.

– Kennen Sie den Baron? fragte sie.

– Ich habe ihn nur flüchtig gesehen; aber ich zweifle nicht daran, daß ich ihn werde näher kennen lernen.

– Mein Gott, mein Gott, wenn es derselbe wäre!

– Sie leisten auch mir einen Dienst, wenn Sie mir Ihre Beziehungen zu dem Baron mittheilen. Eine Ahnung sagt mir zwar, daß er der Urheber sein könne . . .

– Ein Baron Friedrich von Kronau – ja! ja! rief die Bettlerin. Er trägt die Schuld an meinem Unglücke, er allein! Und wehe ihm, wenn ich ihn erreichen kann!

– Friedrich von Kronau! murmelte Paul.

– Mein Herr, bietet sich Ihnen Gelegenheit, den Ballgast zu sehen?

– Ja.

– Sie wissen jetzt, wo ich mein Leben friste, Sie kennen die Höhle, in der ich wohne – wenn Sie das gute Werk dieses Abends krönen, wenn Sie mir das Vertrauen zu der Vorsehung zurückgeben wollen, o so beschreiben Sie mir den Mann, der unter dem Namen Kronau auf dem Balle tanzt, während ich mit meinem Kinde dem Jammer und dem Elende preisgegeben bin.

– Morgen ist's Sonntag, sagte Paul; Sie sehen mich gegen Mittag wieder. Und damit Sie das Nöthigste kaufen können, behalten Sie meine Börse. Ich treffe Sie doch morgen?

– Ich kann ja nur des Abends ausgehen, um mich den Blicken der Menschen so viel als möglich zu entziehen – Sie treffen mich sicher. Gott lohne Ihnen, was Sie an mir gethan haben!

Nachdem Paul noch Worte des Trostes gesprochen, entfernte er sich. Als er auf die Hausflur trat, war ein Mann beschäftigt, die Thür zu schließen, die auf die Straße führte.

– Halt! rief der Commis.

– Was giebt's? fragte eine rauhe Stimme.

– Lassen Sie mich hinaus.

Der Mann hob seine Laterne empor, um das Gesicht des Fremden zu erkennen

– Woher kommen Sie denn? fragte er verwundert.

– Aus dem Zimmer jener armen Frau.

– Ah, von dort. Nun, es ist gut, daß sich endlich Jemand um das Weib bekümmert. Der Herr hat sie gewiß unterstützt?

– Mich wundert, daß Sie sich der Mutter und des Kindes nicht annehmen, die von dem Nöthigsten entblößt sind.

– Ja, Sie wundert das! rief höhrend der Mann. Ist es denn nicht genug, daß ich dem Bettelvolke die Stube lasse, ohne auf Miethzins zu dringen?

– Freund, jene Höhle nennen Sie eine Stube?

– Gleichviel. Wenn es morgen nicht Sonntag wäre, würde ich der Polizei Anzeige machen und die Fremden fortschaffen lassen.

– Sie werden sich ruhig verhalten, Freund, sagte Paul, der bereits gemerkt, was der rauhe Mann bezweckte; die armen Leute mögen ruhig wohnen.

– Wenn sie den Zins zahlen, der bisher aufgelaufen ist.

– Nennen Sie die Summe.

– Zwei Thaler.

– Morgen Mittag komme ich, um zu zahlen.

– Nun, der Herr wird doch wohl zwei Thaler bei sich tragen – ich brauche Geld, bin selbst ein armer Mann Halten Sie mich nicht länger hin.

– Ich habe meine ganze Baarschaft bereits ausgegeben; verlassen Sie sich darauf, daß ich morgen Mittag komme und zahle. Einer solchen Kleinigkeit wegen jagt man die armen Menschen nicht auf die Straße.

Der Mann hatte die Thür wieder geöffnet.

– Gut, dort ist meine Wohnung, sagte er. Ich erwarte Sie.

– Sie werden mir dann erzählen, wie die Frau zu Ihnen gekommen ist.

– Ja, es ist eine seltsame Geschichte, murmelte der Mann. Kommen Sie nur, ich werde sie Ihnen erzählen. Gute Nacht!

Paul ging. Die Thür flog knarrend hinter ihm zu. Der Mann stand noch einige Augenblicke überlegend auf der Hausflur.

– Hm, murmelte er, der Fremde hatte all sein Geld ausgegeben – er sah vornehm aus – keine andere als meine saubere Miethbewohnerin ist jetzt im Besitze seiner Baarschaft, die jedenfalls so viel beträgt, als ich zu fordern habe. Besser ist besser; ich will doch einmal nachsehen.

Er wickelte sich in seinen alten Schaafpelz, ging über die mit Schnee bedeckte Hausflur, öffnete ohne Umstände die Thür und trat in das Zimmer, das Paul so eben verlassen hatte. Die arme Frau war beschäftigt, ihrem Kinde, das aufrecht auf dem Lager saß, das Nachtessen zu reichen.

– Ah, das geht hier ja hoch her! rief er aus. Der Tisch ist mit Fleisch und Brod besetzt und in dem Ofen prasselt ein Feuer, daß es eine wahre Freude ist. Der vornehme Besuch hat sich nobel gemacht. Gratulire, Frau Eberhardi! Ach, und neben dem Licht liegt ja auch noch eine wohlgespickte Börse. Nun darf ich wohl hoffen, daß ich endlich Zahlung erhalte.

– Lieber Herr Heinze, antwortete die arme Frau schüchtern, diese Börse hat mir allerdings der fremde Herr großmüthig zurückgelassen; aber ich habe noch nicht einmal nach dem Inhalte derselben gesehen.

– Der Herr ist Ihnen fremd? fragte Herr Heinze.

– Ich habe ihn diesen Abend zum ersten Male gesehen.

– Nun, das kümmert mich nicht. Also, was enthält die Börse?

Die Frau schob die Ringe zurück, es wurden einige Silbermünzen sichtbar.

– Zwei Thaler, sagte sie dann.

– Nun, diese zwei Thaler reichen hin, um mich zu befriedigen. Geben Sie das Geld! befahl er barsch.

Die Miethbewohnerin sah ihren Wirth bittend an.

– Lieber Herr, sagte sie, begnügen Sie sich diesen Abend mit der Hälfte; man hat mir zu morgen mehr versprochen ...

– O, ich lasse mich nicht anführen! rief Herr Heinze zornig. Sie haben Geld, und wollen nicht zahlen. Man kennt das. Möbel und Kleidungsstücke sind nicht vorhanden. Da nimmt man das Töchterlein an die Hand, geht aus dem Hause und kommt nicht wieder. Ich habe den Fall mehr als einmal erlebt. Jeder muß sehen, wie er zu dem Seinigen kommt. Wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie übermorgen früh der Polizei überliefere ...

– Um Gotteswillen! rief entsetzt die arme Frau. Ich habe Nichts verbrochen, bin auch keine Bettlerin – nur jetzt gönnen Sie mir, daß ich hier wohnen kann. Ich wollte meinem Kinde Schuhe kaufen und ein warmes Röckchen – aber nein, nein, Elise muß warten – hier nehmen Sie das Geld! Und nicht wahr, nun kann ich wieder einen Monat wohnen?

Herr Heinze nahm das Geld und murmelte, indem er sich entfernte:

– Wenn Sie pünktlich zahlen, habe ich Nichts dagegen

Die arme Frau warf sich betrübt über ihr Kind und schloß es in die Arme.

– Nun kanb ich wieder nicht für Dich sorgen! rief sie schluchzend. Der hartherzige Mann braucht das Geld nicht so nöthig, als wir; aber er ist in seinem Rechte und

das Recht geht in dieser Welt über die christliche Nächstenliebe. Elise, ich hoffe zu Gott, daß er bald Rettung sendet.

– Liebe Mutter, ich kann ja noch warten, antwortete das Kind auf diese rührenden Klagen. Es ist nicht nöthig, daß ich ausgehe, wir haben nun eine Wohnung. Vielleicht bringt der gute Fremde wieder Geld.

– Bete, o bete für ihn, Elise! Er hat uns eine Wohlthat erzeugt, die wir ihm nie genug danken können. Wenn er mir nicht zu Hülfe gekommen wäre, hättest Du mich vielleicht nicht wiedergesehen.

– Ach, was wäre dann aus mir geworden! rief erschreckt das Kind. Wer sollte für mich sorgen, wenn Du ausbleibst?

– Gott, der Vater aller Menschen! Doch, nun iß Dich satt, Du hast ja lange gehungert – hier ist Brod und Fleisch – nimm, Elise, nimm.

In fieberhafter Hast holte die Unglückliche die Speisen herbei. Dann schürte sie noch einmal das Feuer an, das wirklich einige Wärme in dem traurigen Raume verbreitete.

– Bist Du krank? fragte Elise, als sie sah, daß die Mutter im trüben Nachsinnen an dem Tische saß, ohne die Speisen zu berühren.

– Warum?

– Du hast doch eben so lange nicht gegessen, als ich, Du mußt Hunger haben, wie ich – und doch issest Du nicht.

– Es ist wahr, ich muß mich Dir erhalten! murmelte sie.

Dann aß sie von dem Brode, das ihre Thränen benetzten. Ein Fieberfrost schüttelte die Arme in ihren feuchten Kleidern. Draußen heulte der Nordost und peitschte den hartgefrorenen Schnee an die Fenster, daß die elenden Scheiben, die an manchen Stellen durch Papier und Lumpen ersetzt wurden, laut klirrten. Frau Eberhardi, wie wir sie haben nennen hören, wärmte sich noch eine Zeitlang an dem Ofen, dann löschte sie das Licht aus, warf die Lumpen ab, die sie zum Trocknen ausbreitete, und suchte das traurige Lager auf, das ihr wenigstens einen geringen Schutz gegen die große Kälte bot und erlaubte, die müden, zerschlagenen Glieder auszuruhen. Bald herrschte in der Wohnung des Elends und des Jammers eine tiefe Stille. Das Kind schlief sorglos; den Gram der Mutter vertrieb die Schläferin, die sich ihrer nach den überstandenen Drangsalen und Plagen gewaltsam bemächtigte. Der Gott des Friedens breitete seinen Mantel auf einige Stunden über die Unglücklichen aus, die am nächsten Morgen neuer Jammer und neues Elend erwarteten. Nach und nach erlosch das Feuer in dem Ofen und eine eisige Luft füllte den Raum an, um das Traurige desselben zu erhöhen. Glückliche die beiden armen Schläferinnen, die sich ihrer Umgebung nicht bewußt waren!

#### ZEHNTES KAPITEL.

Wir kehren zu dem Balle des Banquiers zurück.

Welch einen Contrast bildeten diese Räume zu der Wohnung der beiden Schläferinnen, die wir so eben verlassen haben.

In den Sälen des Commerzienraths rauschten seidene Gewänder, blitzten Diamanten und schöne Frauenaugen, man hörte rauschende Musik und genoß kostbare Erfrischungen in silbernen Schalen, die von betretenen Dienern servirt wurden, man spielte Whist und Pharao um große Summen und besprach neue Actienunternehmungen – es war mit einem Worte eines jener übermüthigen Feste in vollem Glanze, auf denen man tanzt und spielt, ohne sich um zukünftige Bankerotte zu kümmern, nur den Reiz der Gegenwart genießend. Hunderte von Wachskerzen verbreiteten ein schönes Licht. Gründer und Directoren von neu errichteten Creditanstalten schwelgten mit ihren Agenten. Die Hoffnung auf glückliche Zeiten sprach aus den Gesichtern der ältern Männer, die dem Tanze zusehend oder in den Nebenzimmern plauderten. Auch Journalisten fehlten nicht, die den Creditbanken, als den einzigen dem Volke Heil bringenden Instituten, das Wort reden und schreiben. Geistreiche Männer, die sich mühsam in einer scheinbar nobeln Existenz erhalten, theilten Narren und dummen Köpfen, die von Eisenbahnactien behäbig leben, ihre Kenntnisse mit; der arme Geistreiche merkte sich dafür die glückliche Miene des reichen Geistesarmen, die ihn charakterisirt, denn er bedarf ihrer, um Carrière zu machen. Durch diesen Austausch bekommt Alles Leben; trotzdem aber hat eine solche Banquier-Fête stets Aehnlichkeit mit einem Feuerwerke: Geist, Witz, Freude, Koketterie und Täuschung – Alles glänzt eine Zeitlang und verpufft endlich wie eine Rakete, wie der Schwindel, den glänzende

Unternehmungen und vielversprechende Banken erzeugen.

Belauschen wir das Gespräch, das die beiden elegant gekleideten und schon bejahrten Herren führen, die dort in einer Nische auf dem rothen Plüschpolster sitzen. Der Eine trägt ein Ordensbändchen in dem Knopfloche seines schwarzen Fracks; der Andere trägt einen grünen Frack mit goldenen Knöpfen, Cravatte von weißem Atlas, weiße Weste und schwarzes Uhrgehänge. Der Mann im grünen Frack sagte:

– Herr Geheim-Rath, die Zeit der Wuchergesetze ist vorüber, sie müssen abgeschafft werden. Hat das Geld einen freien Cours, stellt man den Zinsfuß nicht mehr fest, so öffnet der Kapitalist den Handwerkern und kleinen Kaufleuten seine Kasse und es wird diesem bedrängten Stande nicht mehr an Betriebskapitalien fehlen. Die Leute zahlen unter Umständen gern fünfzehn, zwanzig, selbst fünfundzwanzig Procent. Und, glauben Sie mir, die Concurrnz wird einen zu hohen Zinsfuß nicht aufkommen lassen.

– Sie haben Recht, mein Herr, antwortete der Rath. Ich werde mich höchsten Orts für die Sache verwenden. Auf diese Weise wird der Noth des Arbeiterstandes abgeholfen. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben und hoffe, Sie werden mir noch Auskunft über Zustände geben, die ich näher zu beobachten nicht Gelegenheit habe.

Die Commerzienrätthin wußte es so einzurichten, daß sich Lucie stets an ihrer Seite befand; sie gab sich ersichtlich große Mühe, die ernste Stieftochter zu erheitern. Wir

suchen die Allwissende aus, jene alte Dame, die bei dem Eintritte in den Saal sich über die frappante Aehnlichkeit der Tochter mit der verstorbenen Mutter ausgesprochen hatte. Die Allwissende saß in einem Kreise von Damen, bei denen falsche Zähne und falsche Haare eine große Rolle spielten. Eine dieser Damen, Fräulein Eulalia, war noch unverheirathet, trotz ihrer vierzig Jahre. Sie trug ihr hellblondes Haar in langen Locken, um dadurch das magere Gesicht ein wenig vollständig zu machen. Ein Kranz großer weißer Rosen schmückte ihr Haupt. Das magere Gesicht mit der Habichtsnase und den großen, lichtblauen Augen umschwebte stets ein schmachtendes, melancholisches Lächeln, wenn die Paare der jungen Tänzer an ihr vorüberschwebten. Die Arme hatte diesen Abend noch nicht das Glück gehabt, zu tanzen, trotzdem sie reizend geschmückt war und gut tanzte. Die Hauptfarben in ihrer Toilette waren Rosa und Weiß. Den magern Hals schmückte eine schwere Goldkette, deren Form die gute alte Zeit verrieth. Eulalia von Friedstädt war die Tochter eines armen Edelmanns, von dem man sagte, daß er seine Güter durch unglückliche Speculationen verloren habe. Man betrachtete ihn schon seit längerer Zeit als dem Stande der Negocianten angehörig, denn er vermittelte und schloß Käufe von Rittergütern ab. Für gewisse Blätter schrieb er die Börsenberichte und Leitartikel, wenn es galt, die Actionäre irgend eines Unternehmens zu beruhigen. Herr von Friedstädt war ein geistreicher, aber käuflicher Mann. Der Commerzienrath benutzte ihn zu Zwecken, die wir später noch kennen lernen werden.

– Fräulein Eulalia, Sie haben diesen Abend noch nicht getanzt, sagte die Allwissende. Mein Gott, in Ihren Jahren sich mit Zusehen begnügen . . .

– Ah, Madame Kummer, ich bin eigentlich nicht des Tanzens wegen gekommen.

Die Allwissende hieß also Madame Kummer. *Nomen est omen*, pflegt man zu sagen; hier aber paßte der Name ebensowenig, als der Titel zu manchen Büchern. Madame Kummer war die fröhlichste Person von der Welt, und hätte sie nicht eine zu große Geschwätzigkeit und mitunter ein wenig Bosheit gehabt, die alte Dame mit den weißen Emailzähnen und der braunen Perrücke würde eine angenehme Gesellschafterin gewesen sein.

– Und weshalb denn, wenn man fragen darf?

– Ich beobachte.

– Ah, Sie sind Philosophin.

– Ein wenig, Madame Kummer. Ich befolge den Grundsatz: wenig sprechen, aber viel hören.

– Das ist auch mein Princip.

– Kennen Sie die beiden Herren, Madame Kummer?

– Welche Herren meinen Sie? fragte sie dann, indem sie ihr goldenes Lorgnon an die Augen setzte.

– Die jetzt zu der Commerzienrätthin treten.

– Ah, diese! Ganz recht, ganz recht. Ich kenne nur den Einen, den bleichen und magern.

– Wer ist er denn?

– Er ward mir als der Procurist des Banquiers vorgestellt, und heißt, wenn ich nicht irre, Mansberg. Der

Mann gefällt mir; er verbindet männlichen Ernst mit einer angenehmen Tournüre.

– Und der Andere? fragte Eulalia. Ich meine den raschen und beweglichen mit dem vollen Gesichte, der sich in diesem Augenblicke vor den Damen tief verneigt.

– Ein schöner Mann! flüsterte Madame Kummer. Seine Tournüre hat etwas chevalereskes. Wie ehrerbietig er der Commerzienrätthin die Hand küßt.

– O sehen Sie doch, Madame Kummer! flüsterte Eulalia.

– Was, was denn, meine Beste?

– Madame Delius ist entrüstet über diese Vertraulichkeit – sie erhebt sich – nun entfernt sie sich mit ihrer Stieftochter –

– Wahrhaftig – und ohne zu grüßen.

– Die beiden Männer sehen ihr lächelnd nach.

– Das hat Etwas zu bedeuten.

– Die Sache ist auffällig.

– Ohne Widerrede.

– Scheint es doch, als ob man die Herrin vom Hause verhöhnnte.

– Nun gehen die beiden Herren Arm in Arm durch den Saal.

– Wüßte man doch, was dieses Benehmen zu bedeuten hätte.

In diesem Augenblicke erschien der alte Herr von Friedstädt, ein stattlicher Sechziger, der seine Haare und seinen Bart schwarz färbte. Die stets ein wenig gerötheten Augen bedeckte eine feine Brille. Seine Toilette war

untadelhaft, sie verrieth den Mann von Geschmack. Eulalia fragte ihn, ob er den Fremden an Mansbergs Seite kenne.

– Ja, ich kenne ihn, mein Kind, antwortete der Vater, indem er dem jungen Manne freundlich zuwinkte, der langsam durch den Saal ging. Findest Du Interesse an ihm?

– Seine ganze Erscheinung fällt mir auf.

– Ah, ich glaube es wohl! Jener Herr ist Edelmann, ist ein Baron von Kronau. Wir haben vorhin Bekanntschaft gemacht – bei Gott, ein fein gebildeter geistreicher Cavalier, der zu sprechen und sich zu bewegen weiß. Ich stelle ihn Dir vor.

Der Baron kam in die Nähe des Edelmanns. Herr von Friedstädt redete ihn an. Fräulein Eulalia ward ihm vorgestellt. Der Baron war so liebenswürdig, die Dame sofort zum Tanze zu führen. Er tanzte so graziös wie keiner der Männer, die sich im Saale befanden.

– Ein köstlicher Mann! rief Frau Kummer, die ihn beobachtete. Der Baron hat gewiß die Cirkel der Chaussée d'Antin in Paris kennen gelernt, von denen man sich erzählt, daß sie die Muster der civilisirten Welt sind. Das ist echt französische Tournüre! Und seine Toilette – ja, ja, er ist in Paris gewesen.

– Sie sind eine feine Beobachterin, sagte lächelnd der Edelmann.

– Habe ich Recht?

– Aus dem kurzen Gespräche mit dem Baron habe ich erfahren, daß er wirklich eine Zeit lang in Paris gelebt hat.

– Wie kommt er jetzt in unsere Stadt?

– Er besucht seinen Freund Mansberg, den Geschäftsführer des Commerzienraths.

– Verschaffen Sie mir Gelegenheit, ihn kennen zu lernen, Herr von Friedstädt.

– Ich werde nicht ermangeln, Madame.

– Einem solchen Manne müssen die ersten Kreise unserer Stadt geöffnet werden, damit er eine vortheilhafte Meinung von uns mit sich nimmt, wenn er wieder abreist. Sein Auftreten spricht mehr für ihn, als seine Bekanntschaften, die ihn allerdings nachdrücklich empfehlen. Ich habe also Ihr Wort, Herr von Friedstädt?

– Sie werden den Baron diese Nacht noch kennen lernen.

– Er kann sich versichert halten, daß er eine Einladung zu meinem nächsten Balle erhält. Sie wissen doch, daß dem Feste des Commerzienraths das unsrige folgt?

– Vortrefflich! So dürfen wir diese Wintersaison zu der glänzendsten zählen, die wir bisher gehabt haben.

– Madame Delius ist eine wahre Perle; sie hat neues Leben in unsere erstarrten geselligen Zustände gebracht. Das Concert war vortrefflich; auch wir werden nun dem Beispiele, das sie uns in dieser Hinsicht gegeben, folgen müssen. Apropos, befindet sich Madame Delius nicht wohl?

– Was giebt Ihnen Anlaß zu dieser Vermuthung?

– Nun, sie hat sich mit ihrer Stieftochter, die, beiläufig gesagt, ein Engel ist, in das Seitenzimmer dort zurückgezogen. Unter uns, Herr von Friedstädt, es freut mich, daß die Dame es nicht verschmäht, sich an der Seite ihrer schönen und erwachsenen Tochter zu zeigen.

– Aber, meine Beste, Lucie ist ja nur ihre Stieftochter – das weiß die Welt, und wenn sie es nicht wüßte, würde sie es errathen, da Madame Delius noch zu jung ist . . .

– Ganz recht, ganz recht, mein Verehrungswürdiger! sagte Madame Kummer mit einem feinen Lächeln. Madame Delius ist noch jung, und, der Neid muß es ihr lassen, schön und geistreich. Ich wünsche dem Commerzienrathe von Herzen alles Glück zu dieser zweiten Verbindung – aber eine schöne Frau besitzt stets Eigenheiten – ich würde es ihr verzeihen, wenn sie sich nicht an der Seite der Stieftochter zeigte. Aber immerhin, ihr Benehmen zeigt von Takt und Verstand.

In diesem Augenblicke brachte der Baron Fräulein Eulalia zurück. Die Dame glühete vor Wonne und Entzücken über die Auszeichnung, die ihr geworden, denn sie hatte es wohl bemerkt, daß die Blicke Aller mit besonderem Interesse auf ihr geruht. Sie gerieth fast außer sich, als der Baron ihr die schmeichelhaftesten Complimente über ihren leichten und graziösen Tanz machte. Auch der Vater ward dadurch angenehm berührt, der seine Tochter für eine fein gebildete und schöne Dame hielt. Der Baron machte Glück, wo er sich zeigte. Der Edelmann vermittelte nun die erste Bekanntschaft des Fremden mit Madame Kummer, deren Geschwätzigkeit

den Baron in Beschlag nahm. Der freundliche Leser wird uns den Bericht des folgenden Gesprächs erlassen, da es, wie wir versichern können, ohne Interesse ist. Der Baron von Kronau war so artig, die Conversation der Madame Kummer interessant zu finden.

Wir betreten in dem Augenblicke das Seitengemach, in dem Lucie es am Arme eines Tänzers verläßt. Philippine befand sich allein.

– Diese Bosheit! flüsterte sie. Wie es scheint, will man mich planmäßig compromittiren. Ich kann nicht glauben, daß die Anwesenheit des Barons eine zufällige ist; sie ist ohne Zweifel Mansbergs Werk, in diesem Falle ist der Baron ein indiscreter, erbärmlicher Mensch. O, daß der Zufall mir diesen Menschen entgegenführte! Ein heftiges Auftreten nützt hier nicht, ich will vorsichtig sein, und später mit Doris überlegen.

Otto Mansberg trat ein. Er stellte sich überrascht, als er die Dame erblickte.

– Ich wage es nicht, Sie um einen Tanz zu bitten, sagte er lächelnd.

– Wenn ich auch keinen Grund habe, Ihnen die Gewährung dieser Bitte abzuschlagen, so wäre es mir dennoch lieber, daß Sie mir Gesellschaft bis zu Lucien's Rückkehr leisteten.

– Sie sehen mich bereit, antwortete Mansberg, indem er sich niederließ. Das stolze Weib lenkt ein! dachte er triumphirend.

– Sie stellten mir vorhin einen Baron von Kronau vor, mein Herr, begann Philippine so ruhig, als es ihr möglich war.

– Ich hielt es für Pflicht, da Madame Delius die Frau vom Hause ist. Der Herr Commerzienrath hat mir die Erlaubniß ertheilt, den Freund einzuführen.

– Ah, er ist Ihr Freund!

– Und wird so lange bei mir bleiben, als es ihm und mir gefällt. Herr von Kronau ist Herr seiner Zeit und seiner Handlungen. Sie kennen ihn nicht, Madame Delius?

– Vielleicht doch!

– Das trifft sich gut.

– Aber nicht genug, um ein Urtheil über ihn zu fällen. Ich erwarte von Ihnen . . .

– Ein Urtheil? fiel Mansberg rasch und ironisch lächelnd ein.

– Da Sie ein Freund des Barons sind . . .

– Muß ich ihn auch kennen, das ist richtig. Ich halte den Baron für einen liebenswürdigen, fein gebildeten Mann, der würdig ist, überall gut empfangen zu werden. Auf die Personen, die ihn bis jetzt kennen gelernt, hat er einen vortheilhaften Eindruck gemacht. Der Herr Commerzienrath schätzt ihn, weil ich ihn empfehle . . .

– Der Grund ist unverwerflich! meinte ruhig Philippine.

– Und Madame Kummer, die feine Kennerin, schwärmt für den Baron – sie unterhält sich schon eine Viertelstunde mit ihm. Nur Ihnen, Madame, scheint er zu mißfallen.

Es ist dies um so mehr zu beklagen, da Ihr Gemahl meinen Freund protegirt. Sie kennen ihn nur oberflächlich, wie Sie sagten; geben Sie sich doch die Mühe . . .

– Nein, nein! Sie begreifen wohl, daß meine Stellung mir nicht erlaubt, die Aufmerksamkeit auf einen fremden Gast zu richten. Ich glaube übrigens Ihrem Urtheile, mein Herr, und werde mein Benehmen danach einrichten. Aber wenn ich wünsche, daß der Baron unser Haus so wenig als möglich betritt, so leitet mich nur die Rücksicht für meine Stieftochter.

– Ah, für Fräulein Lucie!

– Die Medisance ist in solchen Fällen thätig, und wird hier um so thätiger sein, da der Baron in den Gesellschaften Glück macht.

– Diesen Grund muß ich achten.

– Vielleicht auch den zweiten.

– Und dieser wäre?

– Mein Mann wünscht, daß Sie sich die Neigung Lucien's erwerben. Habe ich mir auch vorgenommen, in dieser wichtigen Angelegenheit neutral zu bleiben, so kann ich doch nicht zugeben, daß der Baron, wenn auch nur scheinbar, eine Rolle in unserm Hause spiele, die Ihnen unangenehm sein muß. Ich halte es für Pflicht, der Sache ihre natürliche Entwicklung zu lassen. Lucie ist ein so sensibles Wesen, daß man die zarteste Rücksicht nehmen muß. Bedenken Sie es, Herr Mansberg, und erkennen Sie daraus, daß ich den Plänen meines Mannes nicht hinderlich bin.

– Philippine! flüsterte Otto.

– Mein Herr! Mein Herr!

– O Verzeihung, wenn ich Sie mit diesem Namen nenne!

– Still, Lucie kommt.

Die junge Dame trat ein. Der Tänzer führte sie an ihren Platz und entfernte sich. Der Procurist, dessen Leidenschaft bei dem Anblicke des reizenden Mädchens erwachte, suchte seine Unbefangenheit zu bewahren; er wandte sich artig zu der jungen Dame, die mit gerötheten Wangen neben der Stiefmutter saß.

– Hat Fräulein Delius nun einen Tanz für mich übrig? fragte er.

– Mich bindet vor der Hand kein Versprechen, mein Herr.

– So werde ich die Ehre haben, den nächsten Walzer mit Ihnen zu tanzen.

Lucie verneigte sich.

Jetzt erschien auch der Commerzienrath, den die Gesellschaft in einem der Nebenzimmer fast eine Stunde lang gefesselt hatte.

– Verzeihung, Philippine, daß ich Sie allein gelassen, sagte er lächelnd, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte. Aber Sie wissen es ja, der Pflichten des Herrn sind so viele . . .

– Sie haben recht gethan, mein lieber Freund! antwortete die junge Frau, seine Hand an ihr Herz drückend. Wir gehören diesen Abend mehr der Gesellschaft, als uns an. Uebrigens habe ich es unserer Tochter und Herrn

Mansberg zu danken, daß mir die Stunde rasch verflossen ist, die mir an Ihrer Seite zu verbringen nicht vergönnt war.

Der Commerzienrath bemerkte seinen Procuristen, der sich höflich verneigte.

– Haben Sie getanzt, Mansberg?

– Nein, Herr Commerzienrath.

– So lieben Sie diese Zerstreung nicht?

– Ich werde die Ehre haben, Fräulein Lucie zu dem nächsten Tanze zu führen.

– Und dieser Tanz ist ein Walzer, fügte Philippine hinzu.

Der Banquier küßte die Hand seiner Frau; dann fragte er:

– Was soll diese Bemerkung bedeuten?

– Sie zu erklären wird Ihnen nicht schwer werden, wenn Sie bedenken, daß ich nur erst die Polonaise mit Ihnen getanzt habe.

Der Banquier war sehr heiter; man hatte ihm von allen Seiten Complimente seiner schönen und geistreichen Frau wegen gemacht. Auch ein Mann von sechsundvierzig Jahren ist nicht frei von Eitelkeit, er ist stolz, wenn Andere ihn beneiden. Die Musik begann in dem Saale.

– Ihren Arm, Philippine!

Die junge Frau stand rasch auf.

– Und Sie, Mansberg? fragte der Banquier

– Ich folge Ihnen, Herr Commerzienrath.

Der Procurist bat Lucien um ihre Hand. Als die Paare das Zimmer verlassen wollten, trat ihnen der Baron entgegen. Er wich zurück, um Platz zu machen.

– Verdammt! murmelte er vor sich hin. Die reizende Tochter des Banquiers ist mir entgangen, ich komme zu spät. Also das nächste Mal.

Er sah dem Tanze zu. Seine Blicke folgten unablässig der anmuthigen Lucie, die leicht und graziös durch den Saal schwebte. Jetzt mischte sich der Commerzienrath mit seiner strahlenden Gattin in die Reihen der Tänzer.

– Philippine! murmelte der Baron vor sich hin. Die Schlange hat sich noch einen passablen Mann und ein großes Vermögen erlistet. Sie ist glücklicher gewesen, als ich. Ah, bah! Ein Narr, wer die Hoffnung aufgibt! Diese Sphäre der Geldmenschen scheint ein ergiebiges Terrain zu sein.

In diesem Augenblicke legte sich ihm eine Hand auf die Schulter.

– Herr von Friedstädt!

– Ich bin es, Herr Baron. Sie stehen einsam, verlassen, schließen Sie sich doch der Gesellschaft näher an. Dort ist das Buffet, hier befinden sich die Spielzimmer.

– Ich übte einen Verrath an mir selbst, mein bester Herr, wenn ich mich der Beobachtung der Damen entzöge, die einen köstlichen Anblick gewähren – nicht etwa der gewählten und reichen Toilette wegen; nein, es giebt reizende Gestalten, glühende Augen und schwelende Lippen. Man muß es sagen: der Herr Commerzienrath hat eine vortreffliche Gesellschaft.

– Sie sehen, der Bürgerstand distinguirt sich immer mehr, meinte lächelnd Herr von Friedstädt.

– Der Adel und die Geldaristokratie werden sich amalgamiren.

– Warum nicht? Die Zeiten der Vorurtheile sind vorüber. Wer ist die reizende, etwas bleiche Dame mit dem braunen Haare, die am Arme meines Freundes Mansberg dahinschwebt?

– Sie kennen die lieblichste Blume unsers Damenflors nicht?

– Nein, aber ich bewundere sie.

– Sie ist die Tochter des Commerzienraths Delius.

– Ah!

– Lucie hat die schärfste Kritik nicht zu scheuen.

– Wenn sie eben so geistreich, als schön ist! flüsterte der Baron.

– Sie hat eine sorgfältige Erziehung genossen. Ihr Freund Mansberg kann sein Glück machen.

– Wie, Mansberg? fragte neugierig der adelige Elegant.

– Man sagt, der Banquier habe ihm die Tochter zuge-dacht.

– Wahrhaftig, nicht übel, ein schönes Paar! Und Mansberg hat mir kein Wort davon gesagt. Nun, ich bin kurz vor dem Balle angekommen, er hat nicht Zeit zu vertraulichen Entdeckungen gehabt. Die Dame ist jung, schön, geistreich und auch sonst wohl nicht arm?

– Ihre verstorbene Mutter besaß ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Thalern. Herr Mansberg ist der Geschäftsführer des Commerzienraths . . .

– Ah, ich begreife! das Kapital wird dem Bankhause nicht entzogen, wenn man den Schwiegersohn zum Compagnon macht. Demnach ist die projectirte Heirath mehr als eine Convenienz, sie ist ein Geschäft. Ich wünsche meinem Freunde Glück, viel Glück. Sie nannten die junge Dame Lucie?

– Ja.

– Fräulein Lucie muß jedem Männerherzen gefährlich werden.

– Sie sprechen ja, als ob Sie verheirathet wären, Herr Baron? sagte Herr von Friedstädt mit einem forschenden Seitenblicke.

– Nein, mein Herr, ich bin noch nicht verheirathet.

– So bietet sich Ihnen noch eine herrliche Aussicht.

– Wollen Sie nicht auch andeuten, daß es Zeit ist, sich in Hymens Joch zu beugen?

– Nein, Herr Baron; aber ich wundere mich, daß es noch keiner Schönen gelungen ist, Sie in den Schlingen zu fangen, die uns Männern allen drohen.

– Ein Mann von festen Grundsätzen läßt sich nicht leicht fangen. Die Ehe ist nach meiner Ansicht ein zu wichtiger Schritt, als daß man ihn in der Verblendung der Leidenschaft thun sollte. Den Einen verblendet Schönheit, den Andern Reichthum – der Traum ist schön, aber kurz – und nun das Erwachen! Es prüfe, was sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.

– Mir aus der Seele gesprochen! sagte eifrig der Edelmann.

– Schönheit beglückt nicht immer.

– Das ist leider nur zu wahr.

– Das Vermögen macht den Mann abhängig von der Frau.

– Sie haben Recht, Herr Baron.

– Und eine geistreiche Frau ohne Herz gleicht einer strahlenden Blume ohne Geruch und Duft. Man ergötzt sich eine Zeitlang daran, dann tritt eine Erschlaffung ein, die nach und nach in Ueberdruß übergeht.

– Sie sprechen mir aus der Seele.

– Ah, wie selten findet man alles das vereinigt, was das wahre Glück in der Ehe schafft! Ich habe es nicht abgeschworen, mich in den Stand der heiligen Ehe zu begeben; aber es ist mein fester Grundsatz, sorgfältig zu prüfen, ehe ich wähle und über die Zukunft bestimme.

– Ich ehre diesen Grundsatz.

– Das Veilchen blüht im Verborgenen – verzeihen Sie, daß ich mich dieses Gemeinplatzes bediene; aber er paßt vortrefflich auf die angezogenen Verhältnisse. Wie oft findet man unter einer unscheinbaren Hülle die kostbarsten Schätze

Die beiden Männer schwiegen, da andere Gäste in ihre Nähe traten. Wozu, wird der Leser fragen, berichtet man uns ein Gespräch, das weder Neues noch Piquantes bietet? Soll es die Personen, die es geführt, charakterisiren? Nein, antwortet der Verfasser; aber sowohl der Baron, als der Herr von Friedstädt hatten Gründe, sich gegenseitig ihre Ansichten von der Ehe zu erkennen zu geben. Der Baron wollte als ein Mann von strengen Grundsätzen, als

ein gesetzter Charakter gelten, und Eulalia's Vater pflichtete ihm von Herzen bei, da seine Tochter weder Schönheit und Jugend, noch Reichthum ihrem künftigen Gatten bieten konnte; er ließ sie gern als das Veilchen gelten, das im Verborgenen blüht und kostbare Schätze im Innern unter unscheinbarer Hülle birgt. Der Vater einer alten Jungfer versäumt keine Gelegenheit, seine Netze im Interesse der Tochter auszuspannen, vorzüglich wenn er sie für geistreich und sehr liebenswürdig hält. Eulalia sollte einen Mann haben und wäre es auch ein Mann ohne Vermögen. Der Baron, ein strenger Moralist, wie es schien, konnte ja der Mann sein, der sich in der Schlinge fangen ließ.

– Sie sind also kurz vor dem Balle erst angekommen? fragte Herr von Friedstädt, um ein gleichgültiges Gespräch anzuknüpfen, das die Umstehenden hören konnten.

– Ja, mein Herr.

– Und werden Sie lange bei uns bleiben?

– Einige Monate gewiß.

– Ich freue mich, Sie in meinem Hause willkommen zu heißen.

Der Baron verneigte sich und versprach, seinen Besuch abzustatten.

Wir wenden uns nun zu Otto und Lucie, die das Seitengewach wieder betreten hatten.

Die beiden jungen Leute befanden sich allein, da der Commerzienrath und Philippine in ein Gespräch mit näher befreundeten Personen verwickelt waren. Die Leidenschaft des Procuristen für dirs liebenswürdige Mädchen loderte in heller Gluth auf. Er konnte sich nicht von ihr trennen, nachdem er sie an den Platz zurückgeführt hatte. Lucie ahnte seine Absicht. Die Nähe des jungen Mannes erfüllte sie mit einem leichten Schauer.

– Wo bleibt meine Stiefmutter? fragte sie mit beklommener Stimme.

– Sie sehnen sich nach ihr – ich finde das begreiflich. Madame Delius nimmt eine Stellung in Ihrem Hause ein, zu der ich Ihnen, mein Fräulein, nur Glück wünschen kann. Sie ist Ihnen die aufrichtigste Freundin. Wenn sie sich jetzt mit dem Commerzienrathe fern hält, so glaube ich die Absicht zu erkennen, mir einige Minuten der Unterredung mit Ihnen zu verschaffen.

– Mit mir? Und allein?

– Madame Delius theilt den Wunsch Ihres Vaters.

– Welchen Wunsch? fragte Lucie bang.

– Ihr Glück zu befördern.

– O, ich zweifle nicht daran. Wie könnte sie auch das Gegentheil wünschen wollen?

– Lucie, Sie hegen eine unbegründete Abneigung gegen mich.

– Mein Herr!

– Wenn ich mich bemühe, die Absichten Ihres Vaters zu verwirklichen, so folge ich auch der Verehrung für Sie, die mein ganzes Herz erfüllt.

– Herr Mansberg, ich erinnere Sie an das Gespräch, das vor dem Einzuge meiner Stiefmutter zwischen uns stattfand.

Der Procurist entließ ihre Hand, die er soeben ergriffen hatte.

– Sie stoßen mich grundsätzlich zurück! murmelte er.

– Nein, nein! rief sie, erschreckt über den Ton und Gesichtsausdruck Otto's. Ich will Sie nicht kränken; aber ich möchte Sie auf die Unmöglichkeit dessen aufmerksam machen, was Sie wünschen. Kann ich meinen Gefühlen gebieten? Betrachten Sie mich als die Tochter Ihres Chefs

...

– Ah, dahinaus wollen Sie!

Otto kniff die Lippen zusammen und ließ seine glühenden Blicke über die reizende Gestalt Lucien's hinschweifen, die in heftiger Erregung vor ihm saß.

– Sie erinnern mich an das früher stattgehabte Gespräch, begann er nach einer Pause. Gut, ich will darauf Bezug nehmen, weil Sie es wollen. Ihr Vater hat seine Ansicht noch nicht geändert ...

– Mein Herr, treten Sie nicht zwischen Vater und Tochter!

– Ich muß es, um Ihnen meine Ergebenheit zu zeigen.

– Sie zwingen mich, den Ball zu verlassen.

– Nein, Sie werden bleiben und mir danken, wenn Sie mich gehört haben. Sie lieben Ihren Vater?

– Deß ist Gott mein Zeuge!

– Nun, so ersparen Sie ihm einen großen Kummer.

– Worüber?

– Daß er Ihnen befehlen muß, mir Ihre Hand zu reichen.

Lucie stand entrüstet auf.

– Jeder Befehl meines Vaters ist mir heilig . . .

– Lucie, ich beschwöre Sie!

– Doch dieser Befehl würde mich ungehorsam finden.

– Und der Rath Ihrer Stiefmutter?

– Mein Herr, ich kann Sie nicht mehr anhören!

Die junge Dame wollte sich entfernen. Otto hatte den Muth, sie an der Hand zurückzuhalten.

– So dürfen wir uns nicht trennen! flüsterte er. Wollen Sie Ihrem Vater nicht gehorchen, so stürzen Sie ihn wenigstens nicht in's – Unglück!

– Was ist das?

– Von Ihnen hängt es ab, daß er als Geschäftsmann und als Gatte glücklich bleibe. Die Ehre Ihrer Stiefmutter liegt in meiner Gewalt – erkaufen Sie sie durch Ihre Hand. Sie wissen nun Alles; entscheiden Sie sich, ehe es zu spät wird. Ich kann nicht ohne Sie – Ihr Vater kann nicht ohne mich existiren. Lucie, ich beklage, daß Sie mich so weit treiben. Leben Sie wohl; ich werde mich nur dann wieder Ihnen nähern, wenn Sie mich dazu auffordern.

– Hoffen Sie das nicht! flüsterte Lucie bestürzt.

– Ich hoffe es nicht, weil ich weiß, daß es geschehen wird.

– Nie! Nie!

– Sie werden mit Ihrem Vater Rücksprache nehmen wollen . . .

– Noch diese Nacht.

– Unterlassen Sie es, Sie führen sonst um so schneller seinen Ruin herbei und kränken die Ehre Ihrer Mutter im Grabe. Begreifen Sie nun, warum seine Stirne sich trübt, wenn er Sie erblickt? Sie sind das Ebenbild der Frau, die ihn betrogen hat. Noch bewahre ich dieses Geheimniß allein – Sie werden es zum Verderben Ihrer Familie mir entreißen.

Otto Mansberg blickte noch einmal die erbleichende Dame mit drohenden Blicken an, dann verließ er rasch das Gemach. Lucie sank wie betäubt auf einen Sessel nieder.

– Mein Gott, hauchte sie vor sich hin, erleuchte mich! Und Du, Mutter, die Du meine Pein siehst, gieb mir Muth und Kraft, daß ich die Schwere meines Schicksals ertrage!

Das Benehmen, das der Vater ihr gegenüber beobachtete, mußte wohl einen tiefern Grund haben, als den, den sie bis jetzt angenommen; daß die Aehnlichkeit mit der Verstorbenen allein seine Abneigung nähre, war nicht wahrscheinlich. Aber wie kam Mansberg in den Besitz eines Geheimnisses, das der Vater sorgfältig in sich zu verschließen gezwungen war? Die arme Lucie irrte umsonst in dem uferlosen Meere der Vermuthungen. Plötzlich fühlte sie eine Hand auf der ihrigen. Sie blickte erschreckt empor – Vater Graff, der alte Kassirer stand vor ihr.

– Weinen Sie nicht, Lucie, sagte er theilnehmend, aber erschrecken Sie auch nicht vor diesem bösen Mansberg.

– Herr Graff, woher wissen Sie . . .

– Ich war ein unfreiwilliger Zeuge der so eben stattgehabten Scene. Der junge Bösewicht hat mich nicht bemerkt. Sehen Sie, mein liebes Fräulein, ich bin alt und an die Nachtschwärmereien nicht gewöhnt – die Müdigkeit übermannte mich, da suchte ich mir dort ein Plätzchen hinter der Gardine; mein leiser Schlaf ward durch Ihren Eintritt gestört. So kam es, daß ich das gehört habe, was ich wohl nicht hören sollte. Beruhigen Sie sich, es ist ein Glück, daß ich hier war, denn Sie würden mir, wie ganz natürlich, doch Nichts gesagt haben. Nun kenne ich die Pläne jenes Elenden, und weiß, worauf er sein Verfahren faßt: er verdächtigt Ihre verstorbene Mutter und Ihre Stiefmutter.

– Graff, rathen Sie mir: was soll ich thun? fragte Lucie.

– Das will ich Ihnen sagen. Aber wollen Sie mir auch folgen?

– Ich verspreche es Ihnen mit Hand und Mund.

– So stellen Sie sich, als ob Nichts geschehen sei.

– Aber mein armer Vater . . .

– Ihm sagen Sie kein Wort, er würde Ihnen doch nicht glauben. Der würdige Geschäftsführer muß sich in seiner eigenen Schlinge fangen. Vertrauen Sie der Vorsehung, die jede Schurkerei, und wird sie noch so heimlich begangen, an das Licht zieht; aber vertrauen Sie auch mir, dem alten, treuen Diener Ihres Hauses. Die Verhältnisse sind so listig verwickelt, daß wir sehr vorsichtig verfahren müssen, wenn Ihr Vater nicht Schaden erleiden soll. Er darf sein Benehmen gegen den Procuristen nicht ändern, und dies würde unfehlbar geschehen, wenn er jetzt

schon den Wicht näher kennen lernte. Beobachten Sie Ihre Stiefmutter und schenken Sie ihr um des Himmels willen nicht volles Vertrauen, denn ich fürchte, daß sie der Einfluß Mansbergs trifft. Ist es zur Bewahrung unsers Geheimnisses nöthig, so stellen Sie sich, als ob Sie nach und nach den Wünschen Ihres glühenden Verehrers geneigt würden. Ach, ich weiß, die Rolle fällt Ihnen schwer; aber spielen Sie sie, so gut Sie können, die traurige Nothwendigkeit dazu liegt vor. Muß ich alter Mann doch eine Maske vor das Gesicht nehmen, um das zu scheinen, was ich nicht bin – ein scheuer Bedienter. Dieser Mansberg hat Alles angewendet; er hält uns für Möbel nach dem alten Schnitte und würde uns gern beseitigen, wenn es nur ginge. Nun gute Nacht, ich gehe heim. Schlafen Sie ruhig. Denken Sie daran, daß Mansberg ein Versehen diesen Abend begangen hat, hätte er sich nicht hinreißen lassen, wir wüßten noch Nichts. Gute Nacht, mein liebes Fräulein!

Lucie reichte ihm ihre kleine Hand, die vor Erregung zitterte.

– Grüßen Sie Paul, flüsterte sie verschämt lächelnd.

Der Alte drückte herzlich ihre Hand, dann verschwand er. Man hat ihn nicht mehr im Saale gesehen.

Um Mitternacht ging die Gesellschaft zur Tafel, die mit so auserlesenen Speisen und Weinen besetzt war, daß selbst die verwöhntesten Gäste ihre Verwunderung ausdrückten. Das Orchester begleitete das Mahl mit rauschender Musik.

Während man im Saale tafelt, führen wir den Leser in ein Zimmer des ersten Stocks. Wir treffen hier Doris, die Zofe, und Anne, die Wirthschafterin. Beide sitzen an einem reich besetzten Tische. Die Domestiken feiern das Fest der Herrschaft.

Frau Weiß, die eine große Küchenschürze trug, war sehr erregt; die alte Frau, wir müssen es sagen, hatte der Flasche mehr zugesprochen, als ihr dienlich war. Doris hatte ihr nachdrücklich zugeredet.

Die Zofe, weiß gekleidet, war nicht übel; sie bot, trotz ihres Alters, doch noch eine hübsche Erscheinung. Der Wein hatte ihr die Wangen geröthet und die Augen glänzend gemacht.

– Ich bin recht müde, sagte Anne gähmend, die behaglich in einem Lehnstuhle saß.

– O, das glaube ich, denn Sie haben sich weidlich abgeplagt. Es ist ein Riesenwerk, die Tafel für so viele Gäste zu besorgen. Sie haben ein Meisterstück geliefert. Stoßen wir an auf das Wohl unserer Herrschaft.

– Ja, das wollen wir! rief Anne, die sich wieder ermunterte.

– Der Herr Commerzienrath und seine schöne Gattin sollen leben.

– Sie sollen leben!

Die beiden Frauen stießen an und leerten die Gläser.

– Bravo! rief Doris lachend. Man sieht, daß Sie die Herrschaft in das Herz geschlossen haben.

– Nun ja, sagte die Alte.

– Man muß sich nur erst näher kennen.

– Ja, der Schein trügt sehr oft.

– Das kann man hier mit Recht sagen, Sind Sie mir noch böse, Frau Anne?

Die Zofe reichte ihr die kleine Hand über den Tisch.

– So halb und halb, Mamsell Doris.

– Schlagen Sie ein.

– Die Frau Commerzienrätthin hat mich zu empfindlich beleidigt.

– Und dafür soll ich büßen?

– Sie haben mir die Thür gezeigt.

– Weil ich Sie nicht kannte.

– So hätten Sie sich erkundigen müssen.

– Können Sie denn gar nicht vergessen, Frau Anne?

fragte Doris mit einem leichten Anfluge von Unwillen. Ich habe Sie so lieb gewonnen, daß ich Sie küssen möchte, und Sie . . .

Anne lächelte.

– Sie haben mich wirklich lieb gewonnen? wiederholte sie.

– Wie Madame Delius, die es mir zur Pflicht gemacht hat, Sie wie die zweite Herrin vom Hause zu behandeln.

– Das hat Madame Delius gethan? fragte Anne auffahrend.

– So wahr, als ich vor Ihnen sitze.

– Da muß sie wirklich zur Erkenntniß gekommen sein, oder Herr Delius hat es ihr befohlen.

– Nein, meine Herrin läßt sich in solchen Dingen nicht befehlen; sie handelt aus freiem Antriebe.

– Dann ist hier meine Hand.

Doris ergriff die dargebotene Hand und drückte sie.

– Wir sind also Freundinnen?

– Ja!

– Also auf unsere Freundschaft! rief sie, indem sie die Gläser mit Champagner füllte. Sehen Sie nur, wie der köstliche Wein schäumt.

– Champagner?

– Die Herrin hat ihn geschickt. O, die gute Dame denkt im Tumult der Freude auch an ihre Leute. Trinken wir auf unsere Freundschaft.

– Nein, das schickt sich nicht, sagte Anne, deren Kopf immer mehr erglühete.

– Was schickt sich nicht?

– Daß wir erst an uns denken. Wir haben eine Person vergessen, die gleich nach der Herrschaft kommen muß.

– Wer ist denn diese Person?

– Die Tochter vom Hause.

– Mein Gott, wo hatte ich denn meine Gedanken? Fräulein Lucie, die reizende junge Dame –

Frau Weiß wurde lebhafter. Indem sie sich emporrichtete, fragte sie:

– Haben Sie das Fräulein im Ballstaate gesehen?

– Mein Gott, ich habe ihr ja die Toilette gemacht. Lucie ist so schön, wie ich selten eine Dame gesehen habe.

– Und gut ist sie, gut, wie ein Engel aus dem Himmel. Fräulein Lucie soll leben!

– Noch lange und glücklich, wie sie es verdient.

Frau Weiß hatte ihr Glas geleert. Schmunzelnd sah sie einige Augenblicke vor sich hin.

– Das ist ein wohlschmeckender Wein, meinte sie dann. Hu, wie der durch die Adern geht und das Blut heiß macht.

– Haben Sie denn noch keinen Champagner getrunken?

– Nein, so hoch haben wir uns hier nicht verstiegen. Dann und wann ein Glas Rheinwein war Alles.

– In dem Hause eines Millionärs kann man jeden Tag Champagner trinken. Noch ein Glas, Frau Anne!

– O, nun nicht mehr.

– Sie beleidigen mich.

– Das will ich nicht.

– Sie vergessen, daß unsere Freundschaft jetzt an die Reihe kommt.

– Nun, da will ich noch ein Glas wagen.

Doris hatte die Gläser gefüllt; Beide standen auf, stießen an und tranken. Die gute Alte kannte die Wirkung des feurigen Weins nicht; nach diesem dritten Glase schon vergaß sie ihre Grundsätze, ward sehr aufgeregt und begann zu lallen. Von nun an ward das Gespräch lebhafter, und der guten Frau Weiß, die sich nie in einem solchen Zustande befunden, trat das Herz auf die schwere Zunge. Das Sprichwort, im Wein ist Wahrheit, bewährte sich auch hier: Anne zeigte sich als eine offenerzige, gern plaudernde Person. Vielleicht hatte Doris dies gewollt. Beobachten wir Beide noch kurze Zeit.

– Sie sind doch eine lustige Person, Mamsell Doris. Sie wissen es schon anzufangen, daß man Ihnen nicht böse

sein kann. Unten amüsirt sich die Herrschaft, wir amüsiren uns hier oben.

– So muß es auch sein. Meine liebe Freundin, das Leben ist kurz, es fließt rasch dahin, und ehe man sich dessen versieht, ist es vorbei. Nur närrische Leute machen sich Sorgen und leisten auf die Freuden der Welt Verzicht. Man braucht deshalb nicht auszuarten – und so denkt auch meine Madame. Wie anders ist der Herr Commerzienrath schon geworden, seit er verheirathet ist.

– Ja, ja! stammelte Anne.

– Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er sich um seine jetzige Frau bewarb; immer ernst, immer Wolken auf der Stirn und sehr oft mißmuthig zeigte er sich in den Gesellschaften. Ist er denn zu Hause auch so gewesen? Aber trinken wir doch, der herrliche Wein verraucht ja.

Anne ließ sich nicht lange zureden, sie nippte von dem schäumenden Weine und machte ein so seliges Gesicht, daß sich an ihrem Wohlbehagen nicht zweifeln ließ.

– Sie fragten, ob der Herr Commerzienrath früher auch so gewesen sei?

– Ah, wir sprachen von unserm Herrn – ja, wie war er denn früher?

– Nun, ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich mich recht gefreut habe, als ich von seiner zweiten Heirath hörte. Da wird es doch endlich einmal anders werden, dachte ich. Und richtig, es ist so gekommen. Wir führten hier ein Leben, wie in einem Kloster. Wir machten keine Besuche und empfangen keine Besuche.

– Das arme Fräulein muß ja ganz melancholisch geworden sein.

– Und ich mit dem Fräulein. Statt sich nun zu zerstreuen, wozu ich ihr rieth, ging sie täglich nach dem Friedhofe.

– Du lieber Himmel, das ist der rechte Ort für eine junge Dame. Und dahin ging sie täglich?

– Mitunter zwei Male – Abends und Morgens.

– Was machte sie denn da?

– Um am Grabe ihrer Mutter, die sie nicht gekannt hat, zu beten.

– Ist das eine sonderbare Idee! rief Doris verwundert.

– Und Herr Delius war immer so ernst gestimmt, daß ihn der Anblick seiner schönen Tochter nicht einmal erheitern konnte.

– Frau Anne, unter uns gesagt, das Verhältniß zwischen Vater und Tochter gefällt mir nicht.

– Mir eben so wenig.

– Das muß anders werden. Die Frau Commerzienrätthin wird schon dafür sorgen.

– Und ich werde das Meinige ebenfalls dazu beitragen.

– Was wollen Sie thun, Frau Weiß?

– Lucie muß heirathen, muß fort aus dem Hause! Glauben Sie mir, es giebt kein anderes Mittel! sagte die Alte mit klugen Mienen. Herr Delius kann einmal seine Tochter nicht leiden . . .

– Der seltsame Mann. Was hat Lucie ihm denn zu Leide gethan?

– Nichts! Nichts! fuhr Anne auf. Sehen Sie, Mamsell Doris, das ist eben mein Aerger. Ist es denn die Schuld der Tochter, daß die Mutter bei ihrer Geburt gestorben ist? Lucie ist jetzt so alt, als die Mutter bei ihrem Tode war – Mamsell Doris, ich habe die Selige noch gekannt – Beide sehen sich ähnlich wie ein Ei dem andern. So etwas ist noch nicht dagewesen, kommt auch nicht wieder. Die erste Madame Delius wandelt immer noch auf der Erde. Ja, ja, Lucie ist ihre Doppelgängerin, wie Madame Graff sagt, die Frau unsers alten Kassirers. Es ist erstaunlich, man sollte es nicht für möglich halten. Haare, Stirn, Auge, Nase, Wangen, Mund, Kinn, Hals, der ganze Wuchs, der Gang, die Sprache und das Benehmen – Alles, Alles, kurz die ganze Madame Delius ist zurückgeblieben. Und wie hat der Herr Commerzienrath seine erste Frau geliebt! Er hat sie auf den Händen getragen – nein, das ist nicht genug – man kann wohl sagen, daß er sie vor lauter Liebe hätte essen mögen. Sehen Sie, Mamsell Doris, fuhr Anne fort, deren Redelust den höchsten Grad erreicht hatte – ich kam sechs Wochen vor der Entbindung der Seligen in dieses Haus. Mein Mann war gestorben und mein Kind war gestorben. Da sitze ich eines Abends bei der jungen Frau im Zimmer. Herr Delius war noch in seinem Comptoir. Hier in diesem Zimmer, Mamsell Doris, das zum Schlafzimmer der Madame eingerichtet war. Ich erzählte gerade, wie mir es ergangen und wie mein Mann gestorben war – da bricht die junge Frau plötzlich in ein heftiges Weinen aus, daß ich denke, sie bekommt Krämpfe. Was ist Ihnen denn, Madame Delius? O, das dürfen

Sie nicht, bedenken Sie Ihren Zustand, diese Aufregung kann böse Folgen haben! – Ich suchte sie zu beschwichtigen, umsonst, sie weinte fort und sagte endlich: Mir ist, als ob ich werde sterben müssen.

– Großer Gott, wie kommen Sie denn auf diesen sonderbaren Gedanken, liebe Madame? – Verlassen Sie sich darauf, ich muß sterben! – Da schlug es sieben Uhr auf dem Thurme. Um diese Zeit mußte Herr Delius kommen. Die junge Frau suchte sich zu beruhigen und trocknete ihre Thränen, dann bat sie mich, dem Herrn zu verschweigen, was sie gesagt hatte, sie wolle nicht, daß er sich ängstige. Da kam der Herr, und ich ging, denn ich wußte, daß ich bei den Liebkosungen überflüssig war. Durch die halboffene Thür sah ich noch, daß sich die junge Frau an die Brust ihres Mannes warf und seinen Hals umschlang, als ob man sie von ihm wegreißen wollte. Ich glaube, nun haben sie Beide vor lauter Liebe geweint.

Anne trocknete ihr glühendes Gesicht. Doris benutzte die Pause zu der Bemerkung:

– Wenn der Commerzienrath in Lucien das Ebenbild seiner vergötterten Frau sieht, so müßte er doch vielmehr in großer Liebe an der Tochter hängen, statt bei ihrem Anblicke düster gestimmt zu werden.

Frau Weiß wiegte den Kopf.

– Ja, so sollte man meinen; aber es ist nicht so.

– Dies liefert den Beweis, daß der Herr Commerzienrath ein Melancholiker ist, den die junge Frau tüchtig in die Cur nehmen muß, was auch geschehen wird. Die arme Lucie dauert mich.

– Ach, sie ist ein so seelensgutes Geschöpf, daß ich mein Leben für sie lasse.

– Ihre Erzählung hat mich böse gemacht auf den Commerzienrath. Frau Anne, Sie sind ja hier Alles in Allem, haben gehört und gesehen: Vermuthen Sie denn nicht, warum Herr Delius seine Tochter nicht liebt?

Die Alte fühlte sich geschmeichelt.

– Wohl war ich Alles in Allem! sagte sie mit großer Genugthuung.

– Und werden es auch bleiben. Die Frau Commerzienrätthin hält große Stücke auf Sie. Neulich sagte sie noch: Es ist ein wahres Glück, daß wir die verständige Frau Weiß hier vorgefunden haben.

– Das sagte die Frau Commerzienrätthin?

– Mein Wort darauf! versicherte Doris.

– Die gute Dame!

– Fassen Sie nur Vertrauen zu ihr, Frau Anne.

– Ja, das will ich auch.

– Sie liebt ihren Mann eben so zärtlich, als die verstorbene Frau, wenn sie ihm auch nicht an den Hals fliegt und in Thränen ausbricht.

– Davon bin ich überzeugt.

– Er muß von seinem Vorurtheile gegen Lucie bekehrt werden. Was meinen Sie?

– Ich meine, meine liebe Mamsell Doris, das wird schwer werden.

– Das wäre ja traurig.

– Ich will Ihnen einmal etwas mittheilen, flüsterte Anne geheimnißvoll. Dann können Sie selbst urtheilen, ob

es nicht das Beste ist, daß Lucie sich verheirathet. Ich bin ganz dafür, daß Herr Mansberg ihr Mann wird. Hören Sie also: die verstorbene Madame Delius hatte wirklich die Ahnung von ihrem Tode, und darum glaube ich seit jener Zeit an Ahnungen. Nach jenem Vorfalle, den ich Ihnen erzählt, wurde sie stets trauriger. Eines Tages, es war kurz vor ihrer Entbindung, rief sie mich zu sich. Anne, sagte sie, besorgen Sie diesen Brief zur Post, aber so, daß Niemand Etwas davon merkt, und bleiben Sie nicht lange, mein Mann soll nicht wissen, daß Sie fortgewesen sind, denn er will, daß Sie sich stets in meiner Nähe aufhalten. Das wußte ich; um aber der guten Dame gefällig zu sein, ging ich. Unterwegs las ich die Adresse – sie war an einen Baron von Kronau gerichtet, dessen Gut in der Nähe liegen mußte. Von dem Baron hatte ich nie gehört. Was kümmerte es auch mich? Ich besorgte den Brief zur Post und kam zurück. Den folgenden Tag gegen Abend sagte Madame Delius zu mir: Anne, ich habe ein wenig Kopfschmerz und will einen Spaziergang durch den Garten machen. Gut, antwortete ich, so will ich Sie begleiten.

– Nein, bleiben Sie; mit dem Schlage sieben werde ich zurückkommen, sollte indeß mein Mann früher das Comptoir verlassen, so rufen Sie mich aus dem Fenster.

– Nun müssen Sie wissen, Mamsell Doris, daß Herr Delius eben fortgegangen war, um in dem Comptoir noch eine Stunde zu arbeiten, und daß es im Garten schon dämmerte. Die junge Frau nahm ihren Mantel und ging spaziren. Sie war noch keine Viertelstunde fort, als der

Arzt kam, der gewöhnlich Morgens seine Besuche abstatete. Ich befand mich allein in dem Zimmer. »Wo ist Madame?« fragte er. Im Garten, Herr Doctor! »Allein?« Ja, sie hat es so gewollt. Nun fuhr mich der Doctor an, der ein Freund des Herrn Delius war, daß ich beinahe in Ohnmacht fiel. Sie ist eine leichtsinnige Person, daß sie ihre Herrin allein gehen läßt, und sie weiß doch, was ich ihr befohlen habe. Madame Delius soll nicht eine Minute allein bleiben. Kommt das noch einmal vor, so werde ich dafür sorgen, daß sie entlassen wird. Nun lief der Doctor selbst in den Garten. Ich war so bestürzt, daß ich ihm folgte; mir war, als ob schon ein Unglück geschehen sei. Der Arzt ging durch den einen, ich ging durch den andern Weg. »Madame Delius!« rief ich: Plötzlich lief ein Mann an mir vorüber, der mich beinahe umgestoßen hätte; ich sah ihm nach – da verschwand er durch die Gartenthür, die in die Seitengasse führt, und zugleich hörte ich, daß er die Thür verschloß. Wie betäubt blieb ich stehen. Ich glaube, ich stünde heute noch, wenn der Doctor und Madame Delius nicht gekommen wären.

– Wer war der Mann gewesen?

– Vielleicht der Baron von Kronau, an den Sie einen Brief zur Post gebracht.

– Ich kam auf diesen Gedanken; aber was hatte die junge Frau, die von Todesahnungen geplagt wurde, mit dem Manne in dem einsamen Garten zu thun?

– Weiter, weiter, liebe Frau Weiß! Vielleicht läßt sich ein Schluß ziehen.

– Während beide nach dem Hause gingen, hörte ich den Doctor der Dame heftige Vorwürfe machen. »Das war mehr als thöricht, das war unbesonnen, verwegen, ja, ich wage es zu behaupten, daß es schlecht war. Sie opfern Ihre Gesundheit und compromittiren Ihren guten Mann.« – »Nein, nein, das will ich nicht, bedenken Sie, Doctor, daß ich sterben muß; ach, ich habe ja vielleicht nur noch einige Tage zu leben!« Der Arzt suchte zu trösten, schalt sie eine Närrin und forderte von diesem Augenblicke an unbedingten Gehorsam; er drohete, wenn sie nicht folgsam sei, dem Herrn Delius Alles zu sagen, was an jenem Abende vorgefallen sei. Na, da hätten Sie das Geschrei und Bitten hören müssen; ich glaubte, die arme Frau bekäme Krämpfe. Erst als der Doctor versicherte, schweigen zu wollen, beruhigte sie sich wieder.

Nun verflossen noch einige Tage. Alles ging in dem gewohnten Gleise. Sehen Sie, Mamsell Doris, dort in jenem Alkoven schlief die junge Frau, und damit sie nie allein war, mußte ich hier schlafen – hier auf derselben Stelle stand das Sopha. Es war in der Nacht vor der Entbindung – ich vergesse die Geschichte nicht, so lange ich lebe. Madame Delius hatte noch lange in der Bibel gelesen, nachdem sich ihr Mann entfernt hatte. Ich saß und ordnete Kinderwäsche. Plötzlich legte Madame Delius, die sehr bleich aussah, ihre Bibel auf den Tisch.

»– Anne, sagte sie, mir wird wieder recht schwer um's Herz. Was ist das? Du wirst sehen, daß ich sterben muß. Immer erscheint mir meine Mutter, die auch so plötzlich aus dem Leben geschieden ist.

»– Liebe Madame, es ist Nichts, gar Nichts. Ihre ängstliche Stimmung ist erklärlich, ich kenne das aus eigener Erfahrung. Warten Sie nur noch einige Tage und Sie werden über Ihre Vorurtheile lächeln.

»– Nein, nein, sagte sie traurig, und die Thränen liefen ihr über die Wangen; es sind zu viel Anzeichen meines frühen Todes vorhanden.

»– Du lieber Himmel, was denn für Anzeichen?

»– Mir ist recht bange vor dieser Nacht.

»– Aber warum denn? Warum denn, liebe Madame?

»– Vielleicht ist es gut, daß ich sterbe.

»– Ein solches Unglück wird der gnädige Gott verhüten. Was möchte wohl daraus werden, wenn jede junge Mutter sterben sollte?

»– Anne, ich will Dir erzählen, was in vergangener Nacht geschehen ist.

»– Nun, so erzählen Sie einmal, Madame Delius.

»– Die Thür meines Schlafgemachs war offen; ich hatte schon einige Zeit in einem unruhigen Schlummer gelegen, als mich ein seltsames Gefühl erweckte. Ich kann Dir dieses Gefühl nicht beschreiben, sagte Madame Delius. Die Nachtlampe verbreitete ein schwaches Licht. Ich hörte Nichts weiter, als deine Athemzüge, denn du schiefst fest. Da fiel mir meine Mutter wieder ein. Ach, tausend Gedanken zogen durch meinen Kopf. Ich mußte weinen und beten. Als ich die Worte sagte, Mutter, muß ich denn wirklich sterben – da –

Madame Delius schwieg, als ob sie erst Kräfte sammelte, um mir das mitzutheilen, was sich ereignet hatte. Ich

sah sie mit großen Augen an und wartete. Da hörte ich, daß deutlich drei Mal an die Thür geklopft ward.

– Das hörten Sie? fragte Doris.

– So wahr ich jetzt vor Ihnen sitze.

– Und Madame Delius?

– Die arme Frau zitterte, faltete die Hände und sagte nach einer langen Pause: »dasselbe Klopfen habe ich in der verflossenen Nacht gehört. Genau so, wie es in diesem Augenblicke stattgefunden. Du hast es doch gehört?«

– Ich wollte nicht nein und nicht ja sagen, denn ich hatte es wirklich gehört. Drei langsam auf einander folgende Schläge. Furchtsam bin ich in meinem Leben nicht gewesen; ich stand auf, nahm die Wachskerze von dem Tische, ging und öffnete die Thür. In dem Vorzimmer war Alles ruhig – der Mond schien so hell durch das Fenster, als ob es Tag sei. Die Möbel standen an ihrem gewöhnlichen Platze und die Thür, die nach dem Corridor führte, war verschlossen. Ich öffnete auch diese und sah auf den Corridor hinaus – er war hell von dem Mondenlichte; aber ich sah Nichts, gar Nichts. Das Klopfen mußte doch wohl Täuschung gewesen sein. Nachdem ich die Thüren sorgfältig geschlossen, ging ich zu meiner Herrin zurück. Sie hielt ihre kleine goldene Uhr in der Hand.

»– Anne, sagte sie, vorige Nacht war es ebenfalls drei Viertel auf Eins, als ich nach dem Klopfen die Uhr ergriff. Sieh'!

Der Zeiger stand auf drei Viertel Eins.

»– Thorheit, rief ich, trotzdem mir selbst wunderbar zu Muthe war; wir haben uns getäuscht.

»– Also hast Du doch auch gehört, daß es klopfte?

»– Ich habe Nichts gehört, Madame!

– Es war vergebens, die arme Frau zu beruhigen; sie las noch kurze Zeit in der Bibel und ging dann zu Bett. Daß ich die ganze Nacht wenig geschlafen habe, schäme ich mich nicht zu sagen. Nun denken Sie sich das seltsame Zusammentreffen, fuhr Anne fort, indem sie ganz nahe an den Tisch rückte. In der folgenden Nacht drei Viertel auf Eins ward Lucie geboren, und Madame Delius wurde sehr krank. Acht Tage später starb die junge Mutter; ich sah nach der Uhr – es war wiederum drei Viertel auf Eins in der Nacht. Mir ward seltsam zu Muthe. Sollte das nur Zufall gewesen sein? Was meinen Sie, Mamsell Doris? Daß sich eine Person täuscht, gebe ich zu – aber Madame Delius und ich – nein, das ist nicht gut möglich. Ich bleibe dabei, es giebt Ahnungen. Damals fiel mir ein, daß auch bei dem Tode meines seligen Mannes Etwas geschah . . .

Doris hatte nicht Lust, diese neue Spukgeschichte zu hören; sie unterbrach die Redselige mit den Worten:

– Frau Weiß, ist weiter Nichts vorgefallen? Wenn nun vielleicht der Mann aus dem Garten geklopft hätte?

– O, daran habe ich ebenfalls gedacht; aber dann müßte ich ihn doch in dem Vorzimmer oder auf dem Corridor gesehen haben, und Madame Delius hätte nicht von der Geschichte gesprochen. Denken Sie doch nur: wenige Stunden vor ihrem Tode befand sie sich ganz wohl, kein Mensch hätte geglaubt, daß sie sterben würde, selbst der Arzt hoffte auf Genesung, und Herr Delius war zur Arbeit

in sein Comptoir gegangen, das er in acht Tagen nicht gesehen hatte. Da sitze ich also vor dem Bette und habe das kleine reizende Mädchen an der Brust. Madame Delius erwachte aus dem Schlafe und sah mich lächelnd an.

»– Was macht mein Kind? fragte sie.

– Ich nahm es und hielt es ihr entgegen. Sie küßte es mit einer Zärtlichkeit, daß ich glaubte, sie würde es erstickten; ich mußte meinen Säugling zurücknehmen.

»– Anne, sagte sie, Du wirst mein Kind pflegen und ernähren, wenn ich todt bin.

– Nun lachte ich aber Madame Delius aus. Sie schüttelte zwar mit dem Kopfe und sagte, diese Nacht! diese Nacht! aber ich schalt sie eine Schwärmerin und sprach von einer lustigen Kindtaufe. Nun ward die Kranke mit jedem Augenblicke ruhiger und ernster; sie bat mich, das Kind in die Wiege zu legen. Ich that es, weil das kleine Mädchen schlief. Auf einmal sagt Madame Delius: Anne, es wird mir doch recht schwer, aus der Welt zu scheiden, mein Kind ist gar zu hübsch. Willst Du den Wunsch einer Sterbenden erfüllen? – Ich lachte und nickte mit dem Kopfe.

»– So höre mich ruhig an. In meiner Toilette liegt ein Papier; wenn ich todt bin, gieb dieses Papier . . .

Der guten Anne erstarb das Wort auf der Zunge, denn in diesem Augenblicke ward deutlich drei Mal an die Thür geklopft. Die beiden Frauen starrten sich erschreckt an. In dem Thurme der nahen Pfarrkirche schlug es drei Viertel auf Eins. Gleich darauf ließ sich ein Tusch des Orchesters in dem Erdgeschosse vernehmen; die bei Tafel

sitzenden Gäste brachten das Wohl des Herrn Delius aus und ließen ihn und seine Gattin leben.

– Nein, das ist doch zu arg! sagte Doris, der die Musik wieder Muth verliehen hatte. Der Zufall spielt hier mit einer so wunderbaren Präcision, daß man wirklich an Ahnungen glauben möchte. Herein! Herein! rief sie aufgeregt.

Die Thür blieb verschlossen Nichts regte sich. Als ein zweiter Tusch sich hören ließ, nahm die Zofe die Kerze und ging hinaus. Eine halbe Minute später kam sie mit der Nachricht zurück, daß Vorzimmer und Corridor kalt und leer seien. Es hat Jemand einen Scherz gemacht, fügte sie hinzu.

Frau Anne schien die Wirkung des Champagners nicht mehr zu verspüren; sie saß still an dem Tische, hatte die Hände gefalten und sagte kopfschüttelnd:

– Wer möchte sich wohl in der Kälte vor die Thür stellen, um einen solchen Scherz zu machen. Das ist eine ernste, sehr ernste Sache!

– Tolles Zeug! rief Doris lachend. Wir haben Wein getrunken, das Blut ist aufgeregt. Und da wir von Thürklopfen sprechen ...

– Sie haben es also doch gehört.

– Nun, mir war es so.

– Das sagte ich der verstorbenen Madame Delius auch; ja, ich befand mich in demselben Falle ihr gegenüber, wie Sie mir, Mamsell Doris. Ich hatte gehört, wollte aber nicht zugestehen.

– Fahren Sie fort. Was sagte Ihnen also die Kranke weiter.

– Nichts, Nichts! Schweigen wir davon. Ich habe in meiner Aufregung schon zu viel gesagt. Das Klopfen erinnerte mich noch zur rechten Zeit, daß ich ein schwatzhaftes Weib bin.

Doris gab sich Mühe, ihr die Sache auszureden; aber die Alte ließ sich nicht bewegen.

– Der alte Heinrich hat geklopft! sagte die Zofe.

– Nein, nein!

– Der gute Mann ist ein Schalk; er wird wohl auch Champagner getrunken haben, wie wir.

Die Zofe hätte gern mehr erfahren; es war unmöglich, noch ein Wort aus der Alten zu bringen. Es schlug ein Uhr.

– Wohin, Frau Weiß?

– Ich will noch einmal in die Küche gehen.

– Und dann?

– Mit Fräulein Lucien sprechen.

– Gehen Sie zu Bett, Anne, daß Sie ausschlafen.

Anne öffnete die Thür – Lucie trat ihr entgegen.

– Sie kommen schon, mein Fräulein? rief Doris.

– Die Tafel ist vorüber; ich kann und mag nicht mehr tanzen.

Frau Weiß küßte bewegt dem jungen Mädchen die Hand; dann nahm sie ihm den Pelzmantel ab. Da stand Lucie im Schmucke einer Braut.

– Mamsell Doris, sagte sie, bringen Sie Ihrer Herrin diesen Pelzmantel.

– Will sie auch schon das Fest verlassen?

– Nein, sie sprach davon, eine andere Toilette zu machen.

– Himmel, das hätte ich bald vergessen!

Die Zofe verließ rasch das Zimmer. Kaum hatte sie sich entfernt, als Lucie sagte:

– Nicht wahr Anne, Du bist an solche Feste auch nicht gewöhnt? Du siehst traurig aus – was ist Dir?

– Ich habe an Ihre selige Mutter gedacht.

– Ach, lebte doch meine Mutter noch!

Heinrich erschien, um das Tischgeschirr abzutragen. Lucie machte mit Hülfe Anne's ihre Nachttoilette und ging, ohne sich weiter um das Fest zu kümmern, zu Bett.

Anne ging noch einmal durch die Küche, dann suchte auch sie ihr Stübchen auf. Die Ballgäste entfernten sich gegen Morgen.

#### ELFTES KAPITEL.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Kälte hatte sich in der Nacht bis zu einem Grade gesteigert, der in der Witterungsgeschichte nur selten vorgekommen war. Als Paul gegen zehn Uhr Toilette machte, sah ihn die Mutter verwundert an.

– Wohin, mein Sohn? sagte sie.

– In das Comptoir, ich will eine Stunde arbeiten. Der Vater ist müde vom Balle, er mag heute zu Hause bleiben.

– Und ich dächte, auch Du bliebest in der warmen Stube. Die Kälte ist so groß, daß man keinen Hund hinausjagt. Ich bin überhaupt gegen die Gewohnheit, den

Sonntag Morgen in das Comptoir zu gehen. Das Wenige, was in der einen Stunde gearbeitet wird, kann Montags auch geschehen. Bleibe zu Hause; wenn der Vater aufsteht, frühstücken wir zusammen.

Madame Graff hatte ihre Gründe, den Sohn zurückzuhalten; sie wußte nämlich, daß ihr Mann in Gegenwart des Sohnes mehr sprach, als sonst, und die Neugierde, über den Ball des Commerzienraths Näheres zu erfahren, drückte ihr fast das Herz ab. Was sollte sie der Madame Grün mittheilen, wenn diese nach ihrer Gewohnheit gegen Mittag einen Besuch abstattete? Der Gedanke war ihr schrecklich, sagen zu müssen: ich weiß noch Nichts! Und Madame Grün, die regelmäßig die Kirche besuchte, mußte jedenfalls auf dem Heimwege vorsprechen. Daß sie heute nicht ausbleiben würde, trotz der großen Kälte, ließ sich mit Gewißheit annehmen, denn das Fest des Herrn Delius war für gewisse Kreise ein Ereigniß.

– Ich muß fort, liebe Mutter, sagte Paul. Gerade diesen Morgen ist es nöthig, da Montags große Zahlungen zu machen sind.

– Mansberg, der die Nacht geschwärmt hat, wird jedenfalls nicht erscheinen.

– Du weißt ja, liebe Mutter, daß der Procurist uns beobachtet; sollen wir ihm Gelegenheit geben, seine Unzufriedenheit auszusprechen? Nein, diesen Kummer will ich dem Vater ersparen. Mansberg ist so jung, daß ein Tadel von ihm eine Beleidigung für den Vater ist.

– Ich glaube gar, Ihr fürchtet Euch vor diesem Menschen! rief auffahrend die Mutter.

– Von Furcht kann die Rede nicht sein.

– Er hat zwar schon durch seinen Einfluß viel Veränderungen bewirkt; aber Euch Beide wird er wahrlich nicht vertreiben können, wenn er auch Lust dazu hat. Und soviel begreift er auch, daß man einem Körper die rechte Hand nicht abhaut. Ihr thut Eure Pflicht und damit Basta! Herr Delius wird ihn schon zur Vernunft bringen, wenn Mansberg auch, wie man sagt, Lucien heirathen soll. Das ist einmal wieder so eine Geldheirath. Na, das wird eine schöne Ehe geben!

Paul verbarg seine Verlegenheit, indem er vor den Spiegel trat, und den Shawl anlegte.

– Warum denn, liebe Mutter? fragte er mit unsicherer Stimme.

– Warum? Warum?

– Fräulein Lucie ist ein schönes, gutes Mädchen.

– O, wer wollte das in Abrede stellen! Ich kenne kein Mädchen, das sich an Schönheit mit ihr vergleichen ließe.

– Du meinst, Mutter, Mansberg passe nicht für sie?

– Nein, umgekehrt; Lucie Delius paßt für Mansberg nicht.

– Weil sie zu sanft ist.

– Nein, weil sie an einer unheilbaren Monomanie leidet.

– O, Mutter! rief Paul.

– Ja, ja, die Aerzte haben erklärt, sie sei gemüthskrank. Es ist schade um das hübsche Kind.

Der Commis trat von dem Spiegel zurück.

– Mutter, sagte er, hüte Dich um Gotteswillen, diese Ansicht in Gegenwart anderer Personen auszusprechen, denn Du würdest die Tochter unsers Chefs in ein arges Gerede bringen. Die Welt ist stets geneigt, das Albernste und Schrecklichste zu glauben. Schweige vorzüglich in Anwesenheit der Madame Grün . . .

– Madame Grün, mein lieber Sohn, weiß es längst.

– Wer hat es ihr gesagt?

– Ich nicht.

– Wie anders kann sie erfahren haben . . .

– Sie hat Nichts erfahren, Madame Grün hat es gesehen.

– Wo denn?

– An dem Grabe der verstorbenen Madame Delius.

– Es ist natürlich, daß die Tochter das Grab der Mutter besucht.

– Auch im Winter, wenn der Schnee fußhoch über der Erde liegt, wenn die Vögel in der Luft erfrieren? Nein, mein lieber Paul, so etwas thut ein verständiger Mensch nicht. Das liebe Mädchen geberdet sich ja, als ob sie die Mutter, die sie nie gekannt, erst vor acht Tagen verloren hätte. Tolles Zeug!

– Wäre Lucie nicht die Tochter des reichen Banquiers, man würde sich nicht um sie kümmern.

Es lag nicht in dem Charakter der Madame Graff, irgend Jemandem Recht zu geben; selbst auf die Gefahr hin, indiscret zu werden, mußte sie ihrer Ansicht Geltung verschaffen.

– Höre, Paul, rief sie eifrig, ich greife Nichts aus der Luft.

– Das weiß ich; aber Du schenkst den Gerüchten, wie sie kommen, zu leicht Glauben. In dem vorliegenden Falle mußst Du schon behutsam sein.

Der Widerspruch reizte die Alte immer mehr; sie mußte sich völlig aussprechen.

– Höre einmal an, mein Freund, mein ungläubiger Thomas: was würdest Du sagen, wenn, Du vorgestern bei dem entsetzlichen Schneewetter ein junges Mädchen auf dem Friedhofe gesehen hättest, das wie eine Bildsäule an dem Grabe steht, betet und weint und sich darum nicht kümmert, daß sie der Schnee fausthoch bedeckt? Was würdest Du sagen, wenn Du sähest, daß dieses arme Geschöpf mit den zarten Händen den Schnee wegschafft, um ein elendes Blättchen Immergrün von dem kalten Boden zu pflücken, das es inbrünstig an die Lippen drückt und dognn im Reisig verbirgt? Wer thut so Etwas mitten im Winter? Nur eine überspannte oder gemüthskranke Person. Ja, ja, man hat die schöne Lucie vorgestern so gesehen.

– Wer hat sie gesehen?

– Madame Grün.

– Und wie kommt denn Madame Grün mitten im Winter auf den Friedhof?

– Ah, das hat einen andern Grund, mein lieber Sohn. Das Grab ihres Mannes befindet sich dicht neben dem der Madame Delius; von diesem Grabe hatten ruchlose

Hände das Holzgitter gestohlen, wahrscheinlich um damit einzuheizen. Na, so viel Pietät muß doch wohl eine Frau für ihren Mann haben, daß sie mit dem Zimmermann an das Grab geht, und ihm angiebt, wie er das neue Gitter machen soll. Das hat nun Madame Grün gethan, und bei dieser Gelegenheit hat sie die Tochter des reichen Banquiers in dem tiefen Schnee gesehen. Als sie den Rückweg antrat, ging Lucie dicht vor ihr her. Da sah sie in der Straße eine Bettlerin, ein altes, zerlumptes Weib, das in einem Thorwege kauerte. Was that Fräulein Lucie? Sie ging zu dem Weibe und wollte ihr Geld geben; aber unglücklicherweise hatte sie keine Börse bei sich. Während sie suchte, streckte das Bettelweib die braungefrorene Hand aus. Mein Gott, ich habe kein Geld bei mir, sagte die Tochter des reichen Banquiers, ich möchte gern helfen, aber ich kann nicht.

– Nun, Mutter, rief Paul, da zeigte sich Lucie doch edel und großmüthig! Oder hält man diese Theilnahme mit der Noth des Nebenmenschen auch für einen Beweis von Gemüthskrankheit?

– O nein; aber höre nur weiter. Fräulein Lucie sieht also die steifgefrorenen Hände der Bettlerin – was thut sie? Hier, arme Frau, nehmen Sie meinen Muff und wärmen Sie sich. Da warf sie der Bettlerin den kostbaren Muff zu und ging weiter. Was soll nun wohl ein zerlumptes Bettelweib mit einem Muff, der zwölf bis fünfzehn Thaler kostet? Welcher vernünftige Mensch giebt ein Almosen in Form eines Muffs? Nur eine Person, bei der es nicht ganz richtig ist.

– Du urtheilst zu hart, Mutter.

– Nein, das ist Verrücktheit.

– Lucie wollte der Armen einen Beweis ihres Mitleidens geben.

– Wenn die Frau das Almosen noch verdient hätte! rief Madame Graff.

– Wer kann das Gegentheil behaupten?

– Die seidenen Lumpen der Bettlerin, die offenbar ein heruntergekommenes Weib war. Der zerrissene Mantel hatte einen modernen Schnitt, ein Capüchon und war von Seide. Wer weiß, wodurch das Weib so tief gesunken war, das übrigens noch nicht in dem Alter stand, in dem es nicht mehr arbeiten kann.

– Das Alles hat Madame Grün gesehen? fragte Paul ein wenig ironisch.

– Ah, sie hat noch mehr gesehen. Was denkst Du nun, was das Weib gethan hat?

– Die arme Frau wird ihre Hände in den Muff gesteckt und ihre Wohnung aufgesucht haben.

– Nein, sie hat einen Trödelladen aufgesucht.

– Weil ihr das Geld nöthiger war, als der Muff, den sie doch nicht tragen konnte.

– Nun sah Madame Grün, daß sie den Pelz für einen halben Thaler verkaufte. Es ist himmelschreiend! Einen Fö für einen halben Thaler! Kaum hatte das Weib das Geld, so lief es wie besessen davon, wahrscheinlich um sich Spiritus zu kaufen. Madame Grün ging in den Laden und fragte nach verschiedenen Gegenständen, natürlich nur Vorwands halber. Da sah sie den Muff. Na, die Grün

ist Kennerin. Was kostet dieser Muff? fragte sie den Trödler. Vier Thaler, war die Antwort Sie will einen Thaler abhandeln – umsonst, der Schacherjude besteht auf seiner Forderung, und da da der Muff vier Thaler unter Brüdern werth war, kauft ihn Madame Grün. Wer hat nun den Vertheil?

Der Trödler, der im Handumdrehen drei und einen halben Thaler gewonnen hat. Wodurch? Durch die Ueberspanntheit Fräulein Lucien's.

Paul hatte seine Toilette vollendet.

– Nun, fragte die Mutter, was sagst Du zu der saubern Geschichte?

– Ich sage, daß Du einen bösen Mund hast, Frau! rief eine Stimme.

Diese Stimme war die des Herrn Graff, der in dem Augenblicke aus der Schlafkammer trat, sich fest in den Schaafpelz hüllte und seine weiße Mütze über den Kopf zog. Der Kassirer war nach der durchwachten Nacht übler Laune; der Kopf schmerzte ihm, er hatte schlecht geschlafen.

– Mann, Mann! rief die Alte.

– Kümmere Dich nicht um Dinge, die Dich nicht angehen.

– Die mich nicht angehen?

– Wie Du hier sprichst, sprichst Du auch andern Orts.

– Nur Madame Grün . . .

– Ich will von Madame Grün Nichts wissen.

– Sie ist meine einzige Freundin, eine brave, unbescholtene Wittwe.

– Aber ein Klatschmaul, wie Du.

– Höre, Emerentius, mache mich nicht böse!

– Bringe den Kaffee! befahl der Hausherr, indem er sich mißmuthig in das Sopha warf. Madame Graff stämmte beide Fäuste in die Seite und stellte sich vor ihren Gatten hin.

– So, rief sie – bringe den Kaffee!

– Das ist Deine Pflicht!

– Der Herr hat geschwärmt, ist übler Laune, und nun soll ich fliegen wie eine Dienstmagd – nein, so haben wir nicht gewettet; ich bin die Hausfrau und nicht die Dienstmagd. Nun sehe mal Einer: nicht einmal meine Meinung darf ich mehr äußern, soll schweigen wie mein Herr Gemahl, der nur dann den Mund aufthut, wenn er mir Grobheiten sagen will.

– Bertha, reize mich diesen Morgen nicht!

– Vater! bat Paul.

– Diesen Morgen spricht der Herr, um seinen Groll, seinen Unmuth auszulassen. Hat man Dich gestern Abend vielleicht nicht so fetirt, wie Du es wünschest?

– Bertha, ich verlange, daß Du über meine Stellung zu dem Commerzienrathe wie überhaupt über das Haus desselben schweigst. Ich weiß, wie ich mich zu verhalten habe. Dem Geschwätz will ich nun ein Ende machen, und geht es nicht anders, so verbiete ich der Madame Grün das Haus, denn von ihr kommt größtentheils die Anregung von allen Gerüchten.

– Du willst meiner einzigen Freundin das Haus verbieten? fragte die vor Zorn zitternde Bertha.

– Bringe den Kaffee, Frau! wiederholte Graff mit starker Stimme,

– Nein, so habe ich den Mann noch nie gesehen.

Paul war hinausgegangen.

– Bertha, sagte Herr Graff, wenn Dir unser ehelicher Friede lieb ist, wenn Du willst, daß wir nächstes Jahr unsere silberne Hochzeit mit Ehren feiern sollen, so sprichst Du kein Wort mehr weder von dem Commerzienrathe noch von seiner Tochter. Wie kannst Du es wagen, sie unserm Sohne, der in dem Comptoir des Herrn Delius angestellt ist, als geisteskrank zu bezeichnen? Wenn der Chef das hört, so muß er uns aus dem Dienste jagen!

– Aber Madame Grün . . .

– Es hängt von Dir ab, daß ich ihre Besuche dulde.

Ich muß nur den Kaffee holen, dachte die Alte; er ist auf dem besten Wege, sich zu besänftigen.

Sie ging.

– Die Frau ist von Herzen gut, murmelte der Kassierer vor sich hin, und es thut mir leid, daß ich sie von Zeit zu Zeit einmal anfahren muß; aber es ist nöthig, um ihre Zunge in Schranken zu halten. Ja, die Frauen, seufzte er, man muß große Nachsicht mit ihnen haben, wenn sie alt werden.

Paul, völlig angekleidet, trat ein.

– Vater, ich gehe aus.

– Wohin, mein Sohn?

– Um Nachrichten über den Baron von Kronau einzuziehen.

– Na, dieser Bursche fehlte auch dem saubern Herrn Mansberg noch. Es bietet sich Dir also Gelegenheit . . .

– Eine so günstige, daß ich sie nicht versäumen darf. Der Mensch hat ein Verbrechen auf seinem Gewissen, ein schweres Verbrechen.

– Die Mutter kommt.

Paul grüßte und verließ das Zimmer und das Haus. Madame Graff trat mit dem Kaffee ein, den sie auf einem blanken Präsentirteller trug. Sie war eine gute, sparsame Hausfrau, die für ihren Gatten mit Aufmerksamkeit sorgte und ihn pflegte. Das wußte der Kassirer, und er dankte es ihr. Beide saßen beim Frühstück. Da ward die Glocke an der Hausthür gezogen.

– Sieh' nach, Bertha! sagte unmuthig der Hausherr

Die Frau ging, um zu öffnen. Ein lautes und lebhaftes Gespräch entspann sich auf der Hausflur.

– Mein Himmel, murmelte Herr Graff, da kommt die redselige Freundin. Die fürchterliche Kälte hält das Weib nicht ab, den lästigen Sonntagsbesuch zu machen. Ich bin durchaus nicht ausgelegt, mich in ein Gespräch einzulassen.

Die beiden Frauen traten ein. Madame Grün, die der Leser bereits auf dem Friedhofs kennen gelernt hat, war ganz in Pelz eingehüllt. Durch den weißen Spitzenschleier schimmerte das volle, von der Kälte braunroth gefärbte Gesicht.

– Guten Morgen, Herr Graff! grüßte die bewegliche Frau.

Der Kassirer dankte, ohne sich in seinem Frühstücke zu unterbrechen.

– Sie haben geschwärmt, mein bester Herr Graff? Ah, da ist man ein wenig übernächtigt und verdrießlich – nun, das kommt ja nicht oft vor, ein Mal im Jahre kann man sich den Folgen eines Balls schon aussetzen. Wie war das Fest? Glänzend, gewiß sehr, glänzend, o, das läßt sich denken. Die junge Frau des, Commerzienraths wird schon dafür sorgen, daß das Vermögen ihres Mannes gut angewendet wird. Ich war in der Kirche – mein Gott, wie leer war diesen Morgen das Gotteshaus! Man möchte glauben, die ganze Stadt sei auf dem Balle gewesen und schlafe noch. Aber Fräulein Delius war trotz des Balles in ihrem Stuhle. Du lieber Himmel, wie bleich und elend sah die junge Dame aus. Ich wette, daß sie wieder geweint hat.

– Madame Grün ist immer gut unterrichtet! murmelte verdrießlich der Kassirer.

– Warum sollte ich nicht, mein bester Herr Graff? Mir drängt sich Alles, ich kann es wohl sagen, wie von selbst auf. Und doch kümmere ich mich so wenig um andere Leute – Sie wissen es ja. Gerade wie Sie, meine liebe Freundin. Nun, man hat ja auch stets ein wenig mit sich selbst zu thun. Bald wird das Gitter von dem Grabe des verstorbenen Mannes gestohlen . . .

– Hat man den Thäter entdeckt? fragte Madame Graff.

– Nein.

– Das wäre allerdings eine interessante Neuigkeit gewesen.

– O, ich kann mit einer andern Neuigkeit dienen! rief eifrig die Freundin.

– Sprechen Sie, sprechen Sie!

– Einer Neuigkeit, die auch für den grämlichen Herrn Kassirer von Interesse ist.

Vater Graff war nach dem starken Kaffee ein wenig andern Sinnes geworden; er fühlte sich behaglich. Darum fragte er:

– Was bringen Sie denn, Madame?

– Denken Sie sich, ein früherer Liebhaber der Madame Delius ist hier.

– Madame Grün! fuhr heftig der Kassirer auf. Können Sie diese Verleumdung verantworten?

– Ja, mein Bester, sogar beweisen.

– Und wodurch?

– Durch diesen Brief, den ich in dem Muffe des Fräulein Delius gefunden habe. Hier ist er – lesen Sie, Herr Graff!

Der Kassirer las. Mit Entsetzen erkannte er die Wahrheit dieser Beschuldigung. Nachdem er das Papier zu sich gesteckt hatte, sagte er:

– Madame Grün, wenn Sie sich nicht blamieren wollen, so schweigen Sie über den schlechten Scherz, den sich ein Unberufener mit Ihnen erlaubt. Merken Sie sich: Sie können in das Zuchthaus kommen, wenn Sie diese niederträchtige Verleumdung verbreiten. Aber wollen Sie darüber sprechen, so machen Sie meine Frau nicht zur

Genossin Ihres Frevels, damit sie nicht auch bestraft werde. Wollen Sie ferner in unserm Hause willkommen sein, so schweigen Sie.

Der Kassirer stand auf und ging in sein Zimmer, in dem er Sonntags ein Stündchen zu arbeiten pflegte. Die beiden Frauen sahen sich bestürzt an. Als sie sich nach einer Viertelstunde trennten, gelobten sie sich ein tiefes Schweigen zu beobachten. Ob sie Wort gehalten haben?

### ZWÖLFTES KAPITEL.

Paul hatte, als er das Haus verlassen, den Weg nach der Straße genommen, in welcher die Bettlerin wohnte. Der Weg war nicht weit; bald stand der Commis, der heute einem jungen Kaufherrn glich, vor dem alten, schmutzigen Hause. Die Fenster der traurigen Wohnung ließen sich leicht erkennen, sie waren an manchen Stellen mit Werg und Papier verstopft. Der biedere Hausbesitzer ließ sich für die Abtretung eines elenden Raumes gut bezahlen, der nicht einmal Schutz vor den Einflüssen der Witterung gewährte. Paul dachte mit Schaudern daran, daß die Pferde des Commerzienraths ein besseres Unterkommen hatten und sorgfältiger gepflegt wurden, als diese unglückliche Mutter mit ihrem Kinde. Er trat durch die geöffnete Thür auf die Hausflur. Ein schneidender Wind zog von der Straße dem Hofe zu, dessen schwarze, schlechte Gebäude sich übersehen ließen. Hier wohnten das Elend und die Armuth. Ganze Familien waren in einen engen, schmutzigen Raum zusammengepreßt. Der Vorübergehende in der Straße gewahrte Nichts von

dem traurigen Zustande seiner Mitmenschen, die hier der Kälte, dem Hunger und der Botmäßigkeit eines Lumpenhändlers preisgegeben waren.

Der Commis ging links nach der ihm am Abende zuvor bezeichneten Thür; An dieser Thür befand sich ein Messingschild mit dem Namen ›Gotthold Helfreich Heinze‹. Wie christlich klangen diese Worte! Sollte man nicht meinen, daß jedem Bedrängten in Gottes Namen hier Hülfe werden müßte? Und dieser Gotthold lebte bequem von den Thränen und den Bettelpfennigen der Armuth.

Der Leser lernt den Mann kennen, wenn er den Commis begleitet, der in diesem Augenblicke die Klingel zieht. Das heisere Gebell eines Hundes antwortete zunächst auf dieses Zeichen. Eine Minute später ward die Thür geöffnet.

– Was wünschen Sie, mein Herr? fragte eine dicke, sonntäglich geputzte Frau.

– Herr Heinze ist der Besitzer dieses Hauses?

– Ja, mein Herr.

– So möchte ich ihn sprechen.

– Treten Sie ein!

Paul befand sich auf einem geräumigen, gut eingerichteten Vorsaale. Ach, wäre das Wohnzimmer der armen Frau gegenüber nur halb so gut und warm gewesen! Der Fuß ging auf wollenen Decken bis an die Thür des Zimmers. Aus der geöffneten Küche quoll ein angenehmer Bratengeruch hervor. Alles verrieth den wohlhabenden, behäbigen Bürger.

Die Frau öffnete die Thür eines Zimmers. Wer hätte einen solchen Raum in diesem Hause gesucht. Hier zeigte sich nicht nur Wohlhabenheit, sondern Eleganz und Luxus. Ein liebliches Mädchen trat dem Ankommenden entgegen.

– Wo ist der Vater, Helene? fragte die Frau.

– Dort im Zimmer, antwortete eine sanfte Stimme. Er kleidet sich an.

– Rufe ihn.

Das Mädchen, vielleicht zwanzig Jahre alt, verschwand. Paul war erstaunt über die reizende, elegante Jungfrau, aus deren Zügen Milde und Sanftmuth sprachen. Sollte sie es zugeben, daß eine Mutter mit ihrem Kinde dem Hungertode nahe war, oder wußte sie um die traurige Existenz der beiden Personen nicht? Die dicke Frau, wahrscheinlich die Mutter Helenen's, bot dem Gaste freundlich einen Stuhl. Sie sprach, um ihn zu unterhalten, von der entsetzlichen Kälte, von der Theuerung der Lebensmittel und des Brennmaterials und von andern Dingen, die ein Weib gewöhnlichen Schlags zum Stoffe der Unterhaltung zu wählen pflegt. Auf den ersten Blick hätte man sie für leutselig und höchst gutmüthig halten mögen.

– Ich habe diesen Morgen die Kirche versäumt, sagte sie; die Kälte ist doch gar zu arg!

Herr Heinze unterbrach das für den Commis lästige Gespräch. Der Lumpenhändler sah recht stattlich aus. Niemand hätte ihn für denselben Mann gehalten, der gestern Abend mit der Laterne in der Hand die

Thür des Hauses geschlossen. Er glich in seinem grauen Schlafrocke von feiner Wolle und in seinen gestickten Hausschuhen, vielleicht einem Geschenk der reizenden Tochter, einem wohlhabenden Krämer. Die Cigarre, die er mit Appetit rauchte, verbreitete ein angenehmes Aroma. Wäre der Ausdruck seines Gesichts nicht hart und mürrisch gewesen, Paul würde sich zu ihm hingezogen gefühlt haben. Sein eckiger Schädel mit den schwarzen, borstigen Haaren verrieth einen unbeugsamen Willen.

– Sie erkennen mich wohl nicht wieder? fragte Paul, nachdem er begrüßt hatte.

– Nein, mein Herr!

– Sie öffneten mir gestern Abend die Thür . . .

– Ah so! Sie kommen von da drüben. Nun erinnere ich mich. Nehmen Sie Platz. Womit kann ich dienen?

– Sie wollten mir Auskunft über die arme Frau geben, die, ich muß es gestehen, mein Mitleiden erregt hat.

Die Züge des Herrn Heinze wurden freundlicher. Indem er sich gemächlich in einen Lehnstuhl setzte und die buntbeschuheten Füße kreuzte, sagte er:

– Es ist wahr, die Person ist sehr arm, und wenn Sie sich ihrer annehmen, verdienen Sie einen Gotteslohn.

– Lieber Mann, sagte sehr sanft die dicke Frau, ich bleibe dabei, man muß seine Wohlthaten nicht durch das Fenster auf die Straße werfen; es giebt Leute genug, die man mit Fug und Recht unterstützen kann; Jene dort – sie zeigte mit der fleischigen Hand, an der einige Goldringe glänzten, nach der andern Seite des Hauses – jene dort, Gott verzeihe mir die Sünde, ist eine Landläuferin,

die ihr Schicksal verdient hat. Unser Herrgott ist gerecht, er giebt einem Jeden, was er verdient. Die Frau ist früher in Sammt und Seide gegangen, man sieht es ja noch an den Lumpen – warum hat sie das Ihrige nicht zu Rathe gehalten? Jetzt fällt sie andern Leuten zur Last. Hätte sie das Kind nicht, ich würde sie keinen Tag mehr unter unserm Dache dulden. Aber mein Mann ist immer so gutherzig; er nimmt auf, was kommt. In jener Stube könnte eine Familie aus der Stadt wohnen. Ja, Gotthold hat schon manchen dummen Streich gemacht.

Gotthold rauchte ruhig seine Cigarre; als Hulda, die übrigens ihre Vorwürfe sehr sanft gesprochen, geendet hatte, sagte er:

– Ereifere Dich nicht, Hulda! Du bist zu ungestüm.

– Lieber Herr, jetzt frage ich Sie, ob ich ungestüm bin? Wenn ich nach dem Rechten sehe, wenn ich auf Ordnung halte, damit wir mit Ehren bestehen können, so nennt mich mein Mann ungestüm. Bedenken Sie nur die Steuern und Abgaben! Man kann sie fast nicht mehr erschwingen. Der König will sein Geld haben. Die Stadt will ihr Geld haben und die Brandkassensteuer will auch bezahlt sein. Ob wir Miethe eingenommen haben oder nicht – wir müssen pünktlich zahlen. Und was kostet das Haus an Reparaturen ...

– Hulda!

– Laß mich doch ausreden, lieber Gotthold.

– Ist nicht nöthig.

– Aber so laß mich doch! bat sie, ohne ihre Ruhe zu verlieren.

– Ich weiß schon, was Du sagen willst.

– Nun, was will ich denn sagen?

– Daß Frau Eberhardi keine Miethe zahlt.

– Wovon soll die Frau auch bezahlen?

– Ja wovon! murmelte der Mann, nachdem er einen langen Zug aus seiner Cigarre gethan.

– Du wirst morgen der Polizei Anzeige machen.

– Nein.

– Die Stube wird anderweit vermietet.

– Nein!

– Warum denn nicht?

– Weil die jetzige Bewohnerin ihren Zins bezahlt hat.

– Wann denn?

– Gestern Abend, Du warst schon zu Bett gegangen.

Diesen Morgen habe ich vergessen, es Dir zu sagen.

– Nun, das ändert die Sache. Wer steht aber dafür, daß sie in Zukunft bezahlt?

– Ich, antwortete Paul. Der Betrag ist ohne Zweifel so gering, daß man ihn ohne Umstände bewilligen kann.

– Wer giebt mir die Ehre? fragte Gotthold, indem er seine Hausmütze mit der goldenen Quaste ein wenig rückte.

– Ich handle im Auftrage einer frommen, wohlthätigen Dame, die ihren Namen verschwiegen wissen will. Nehmen Sie also für den nächsten Monat – wieviel?

– Zwei Thaler! antwortete Gotthold.

– Verzeihung, mein Herr, fiel Hulda ein; wir können wahrlich das Zimmer zu dem Preise nicht mehr vermieten, die Steuern und Abgaben sind zu hoch. Einen halben Thaler mehr für den Monat . . .

– Hier ist das Geld, sagte Paul, indem er die Summe auf den Tisch zählte.

Als er aufblickte, sah er, daß Helene, die hinter dem Stuhle ihrer Mutter stand, sich erröthend abwandte und zu dem Fenster trat, wo sie mit den Blättern einer Camélie spielte. Sie schien sich der Habsucht der Alten zu schämen. Der Commis war mitleidig genug, um dem Gespräche eine andere Richtung zu geben.

– Das Geschäft ist nun abgeschlossen, sagte er. Die Dame, die mich sendet, wünscht Näheres über die arme Frau zu erfahren, die sie unter ihren Schutz genommen hat.

– Was ich weiß, will ich gern sagen, murmelte Gott-hold. Ich habe einen Freund, der mit alten Sachen handelt und ein gutes Geschäft macht. Eines Tages war ich in seinem Laden. Da trat eine Frau mit einem Kinde ein. Diese Frau verkaufte einen Goldring. Da sah sie am Fenster ein Papier, auf dem mein Freund anzeigte, daß in seinem Hause ein Zimmer zu vermieten sei. Sie fragte nach dem Preise. Er war ihr viel zu hoch, denn mein Freund hat nur feine Zimmer. Was wollen Sie anwenden? fragte ich. Höchstens drei Thaler war die Antwort. Für diesen Preis kann ich Ihnen ein Zimmer geben. Das wäre mir lieb, sagte die Frau, kann ich es gleich beziehen? Auf der Stelle. Wir gingen nach meinem Hause. Die Frau

gefiel mir, denn sie war gut gekleidet und benahm sich gut. Für den Ring, der einen Diamant enthielt, hatte sie fünfzehn Thaler bekommen; ich wußte also, daß sie Geld hatte. Das Zimmer, das hinten im Hofe eine Treppe hoch liegt, gefiel ihr, sie miethete und zahlte einen Monat voraus. Als die Zeit um war, fehlte es an Geld. Was sollte ich machen? An die Luft setzen wollte ich sie nicht, ich gab ihr jenes Zimmer, das sie jetzt bewohnt. Die guten Kleider muß sie nach und nach verkauft haben, denn sie geht vollständig in Lumpen. Da haben Sie die Geschichte.

– Wie lange ist die Frau in der Stadt? fragte Paul.

– Einige Tage über drei Monate wohnt sie in meinem Hause; ob sie früher schon hier gewesen ist, weiß ich nicht. Uebrigens muß sie eine unverdächtige Person sein, denn die Behörde hat ihr den Aufenthalt gestattet.

– Das beweist Nichts, sagte Hulda. Es ist gut, daß die Sache noch so gekommen ist.

Paul erhob sich; er wußte nun, wer die Leute waren, mit denen er es zu thun hatte. Geld, Geld und wiederum Geld war die Losung. Gotthold schien weniger hartherzig zu sein, als die sanfte Hulda, die den Gast artig und zuvorkommend behandelte. Helene verneigte sich erröthend, als der Commis das Zimmer verließ. Die dicke Gattin des Lumpenhändlers begleitete ihn bis zur Thür.

– Wenn nicht früher, sagte sie lächelnd, als sie die Thür schloß, so sehen wir uns nächsten Ersten wieder?

– Verlassen Sie sich darauf, Madame!

Paul klopfte an die gegenüberliegende Thür. Die Bewohnerin forderte zum Eintreten auf. Welche Veränderung war seit dem verflossenen Abende in dem traurigen Zimmer vorgegangen, und wie anders sahen die beiden Bewohnerinnen aus! Die Mutter trug ein anständiges schwarzes Kleid von Wolle, reinliche Schuhe und Strümpfe, und die Tochter, ein liebliches Kind, schmückte ein Kleid von lebhaften Farben. Auf dem Tische lag ein weißes Tuch ausgebreitet. An der Stelle des elenden Lagers stand ein reinliches Bett. Die sonst zu Schlafdecken benutzten Teppiche waren auf dem Boden ausgebreitet. Dem Ofen entströmte eine wohlthätige Wärme, die das ganze Zimmer erfüllte, das nun ein wohnliches Ansehen erhalten hatte.

Frau Eberhardi war in der einfachen Toilette, die sie mit Geschmack geordnet, trotz ihres bleichen Gesichts eine wirklich schöne Erscheinung. Sie mochte in dem Alter von sechs- bis siebenundzwanzig Jahren stehen. In ihren Lumpen hätte man sie für eine alte Frau halten mögen. Wie schön stand ihr der einfache Scheitel und der volle Flechtenkranz. Das Kleid schloß elegante Körperformen ein. Verschämt lächelnd, ihr Kind an der Hand, trat sie dem Commis entgegen, den sie auf den ersten Blick erkannte.

– Mein Retter, mein Wohlthäter! flüsterte sie.

Paul grüßte verwundert.

– Mit Freude sehe ich, sagte er artig, daß eine wohlthätige Hand meinen Absichten zuvorgekommen ist.

– Die Hand einer guten, liebevollen Fee, mein Herr, die aus dem Himmel in mein Jammerthal herniedergestiegen ist.

– Schade, daß sie Ihnen nicht früher erschienen, meinte Paul.

– Wenn die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Dies hat sich an mir buchstäblich bewährt. Ihnen danke ich mein Leben . . .

– Madame!

– Ja, es ist so, ich spreche es mit dankerfülltem Herzen aus. Und der Tochter des Herrn Heinze habe ich diese Einrichtung zu danken, die mir das Leben in freundlicher Gestalt erscheinen läßt. Mademoiselle Heinze ist gestern erst nach langer Abwesenheit in das väterliche Haus zurückgekehrt; sie wußte nicht, daß ich hier wohnte. Diesen Morgen sah sie mein Kind – sie kam zu mir und eine Stunde später war diese Einrichtung getroffen, die sie noch vollkommener zu machen gedenkt. Wie ich schließen muß, weiß der Vater nicht um den Act der Wohlthätigkeit seiner Tochter, die entrüstet darüber war, daß man sich für ein solches Zimmer Zins zahlen läßt. Ich trage das Kleid meiner Wohlthäterin und Elise ward mit einem Anzuge aus dem benachbarten Magazine geschmückt. Gott lohne es dem guten Kinde, das bei dem Anblicke meines Elendes Thränen geweint hat. Ach, könnte ich es ihr je vergelten!

– Sieh' nur, Mutter, rief die kleine Elise, meine Jacke ist von Sammt und ganz neu! Du hast mir früher einmal

eine solche als Weihnachtsgeschenk gegeben! Ach, und wie warm hält sie!

Die Mutter drückte den Kopf ihres Kindes an sich.

– Gedenke stets Deiner Wohlthäterin, Elise, und Abends und Morgens schließe sie in Dein Gebet ein.

– Ganz gewiß, liebe Mutter!

– Und dann vergiß auch den Herrn nicht, der Dir die Mutter erhalten hat.

Paul unterbrach diese Herzensergießungen, indem er den Zweck seines Besuchs berührte.

Die junge Frau erröthete.

– Ich werde mein Versprechen halten, sagte sie leise.

– Und ich wiederhole, daß mich nicht die Neugierde, sondern nur der Wunsch zu Ihnen führt, Ihnen zu nützen. Kenne ich Ihre Beziehungen zu dem Baron von Kronau, so kann ich mich Ihnen vielleicht näher erklären.

Bei Nennung des Namens Kronau zuckte die Frau sichtlich zusammen; zitternd brachte sie das Kind in die Nähe des Ofens und gab ihm ein Bilderbuch, in dem es lesen sollte. Dann kam sie zurück.

– Heute kann ich Ihnen einen Stuhl anbieten, mein Herr; Mademoiselle Heinze hat auch dafür gesorgt. Ich bitte, nehmen Sie Platz.

Das Benehmen der armen Frau und die Art und Weise des Sprechens verriethen eine feine Bildung und die Gewohnheit, sich in guten Kreisen zu bewegen. Paul war neugierig, zu erfahren, wie eine solche Frau, die mit Vorzügen des Geistes und des Körpers ausgestattet, in eine völlig hilflose Lage gekommen sei. Er ließ sich auf dem

dargebotenen Stuhle nieder; die Bewohnerin nahm ihm gegenüber Platz.

– Mein Herr, Sie behaupten, daß Sie einen Baron von Kronau kennen?

– Ja, Madame.

– Ist er Ihr Freund?

– Nein, ich habe ihn nur gesehen, nicht einmal gesprochen. Aber wie gesagt, ich habe Gründe, Näheres über den Mann zu erfahren, denn er sucht hier Verbindungen anzuknüpfen, die für gewisse Personen Nachtheil bringen können. Eine dieser Personen steht mir so nahe, daß ich Alles wage, um sie zu schützen.

– Ah, ich verstehe! sagte Madame Eberhardi. Sie fürchten den Baron, der sich einzuschmeicheln weiß.

– Nehmen Sie an, daß mir jeder Beweis willkommen ist, der ihn als einen gefährlichen Aventurier entlarvt, wofür ihn zu halten ich auch die triftigsten Gründe habe. Ich will ihm nicht schaden, will ihn nur unschädlich machen. Daran darf ich wohl nicht zweifeln, daß er zu Ihrem Unglücke, zu Ihrer wahrhaft entsetzlichen Lage den ersten Anlaß gegeben hat.

Der jungen Frau traten die Thränen in die Augen.

– Es ist so! antwortete sie schmerzlich. Der Baron ist mehr als treulos, er ist so heimtückisch und consequent bössartig gegen mich gewesen, daß ich ihn als meinen ärgsten Feind betrachten würde, wenn er nicht der Vater meines Kindes wäre. Daß ich seine rechtmäßige Frau bin, will ich weiter nicht geltend machen, denn nach dem,

was geschehen, ist es mir unmöglich geworden, in Zukunft mit ihm zu leben.

– Sie sind die Gattin des Barons? rief Paul überrascht

– Ja! antwortete sie, tief erröthend.

– Mein Gott, wie verderbt muß dieser Mann sein, daß er die heiligsten Pflichten vernachlässigt, die einem Menschen obliegen. Wie sorglos, wie heiter und bieder tritt er auf! Und während Sie im Elende leben, tanzt er auf dem Balle!

– Mein Herr, es fragt sich nun, ob der, den Sie kennen, derselbe Baron von Kronau ist, dem ich die Schuld an meinem Jammer beizumessen habe. Es giebt der Barone dieses Namens mehrere . . .

– Sie glauben seine Stimme erkannt zu haben?

– Wenn ich den Zustand bedenke, in dem ich mich gestern Abend befand, so ist eine Täuschung wohl wahrscheinlich.

– Sehen wir ab davon – hier ist die Karte des Barons.

Frau Eberhardi, wir wollen sie noch so nennen, nahm hastig das glänzende Blatt, das ihr Paul überreichte.

– Baron Friedrich von Kronau! rief sie aus. Der Name ist derselbe.

Der Commis gab nun eine kurze Beschreibung der Person des Barons.

– Er ist es, sagte bestimmt die Frau. Die Narbe, die sich an seiner Stirn zeigt, hat er aus einem Duelle davongetragen, zu dem ich, wie er sagt, den Grund gegeben haben soll. Jetzt kann ich nicht mehr zweifeln, daß wir mit dem rechten Manne zu thun haben. Großer Gott,

fügte sie hinzu, indem sie schmerzlich die kleinen Hände faltete, keine Ahnung hat dem Ballgaste gesagt, daß seine Franziska bettelnd im Schnee liegt, daß sie für sein Kind die Hand um ein Almosen ausstreckte. Ihm war es zu kalt, die Börse zu ziehen, und ich ... Giebt es denn eine Vorsehung? rief sie aus.

Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Worte. Plötzlich trocknete sie ihre Thränen und sammelte gewaltsam ihre Fassung; es schien, als ob das schmerzlich wehmüthige Gefühl, das die Zusammenstellung der Umstände erregt, durch das herbe der Entrüstung verscheucht würde.

– Mein Herr, begann sie erregt, Sie sind mir fremd, ich habe Sie nur flüchtig gesehen; aber wenn Sie auch nicht den Beweis gäben, daß Sie hochherzig denken und handeln, ich würde Ihnen dennoch mit dem Vertrauen entgegenkommen, das ich jetzt an den Tag legen werde. Ach, nie habe ich mehr das Bedürfniß gefühlt, mich auszusprechen, als heute. Mag die verlassene Lage, in der ich mich befinde, Alles entschuldigen, was die Unterhaltung zwischen Ihnen und mir, was überhaupt meine Mittheilung Inconvenables enthält.

– Zählen Sie auf meine Discretion und Theilnahme, Madame! versicherte Paul.

– Wohlan, so hören Sie. Mein Vater war ein Landpfarrer in der Gegend des Harzes. Erlassen Sie mir die nähere Bezeichnung des Dorfes, dessen Bewohner ihren Seelsorger zwar ehrten und schätzten, aber ihm nur wenig bieten konnten, um ihm die Erziehung seiner zahlreichen

Familie, die aus sechs Töchtern bestand, zu erleichtern. Ich war die zweite in der Reihe der Kinder, die der gute Vater nach Kräften leiblich und körperlich pflegte. Die Revenüen des Amtes wurden streng eingetheilt, um Allem gerecht zu werden. Man glaubte in mir besondere Fähigkeiten zu erblicken, die einer sorgfältigen Ausbildung werth seien. Den Bemühungen meines guten Vaters gelang es, mir unentgeltlichen Unterricht auf der höheren Töchterschule der benachbarten Stadt zu erwirken, einem Institute, das in großem Ansehen stand. Wohnung und Kost erhielt ich gegen billige Entschädigung bei einem Verwandten, der als Schreiber bei dem Gerichte angestellt war. Drei Jahre ging Alles gut; ich erhielt die besten Zeugnisse und ertheilte an jüngere Mitschülerinnen Privatstunden, die mir so viel eintrugen, daß ich davon die Kosten der Toilette bestreiten konnte. Im vierten Jahre starb mein Vater. Es war dies der erste Unglückschlag, dem bald noch andere folgten. Der Tod des allgemein geachteten Pfarrers fand unter ungewöhnlichen Umständen statt – man hielt ihn für einen Selbstmörder. Zweifelte auch Jeder daran, der ihn näher kannte, denn er war zu religiös gesinnt und mit zu großem Gottvertrauen erfüllt, als daß er Hand an sich selbst legen sollte – so sprach doch Alles für diese Annahme. Mein Vater war nämlich gegen Abend eines heitern Sommertages in den nahen Wald gegangen, um nach seiner Gewohnheit die Predigt für den folgenden Sonntag zu memoriren. Er kam nicht zurück. Ich befand mich damals auf Ferien in

der Heimath. Die Angst um den Vater kann ich nicht beschreiben. Wir durchsuchten die ganze Nacht mit Hülfe einiger Nachbarn den Wald – umsonst, es zeigte sich keine Spur. Der Sonntag kam, die Kirche mußte geschlossen bleiben, ein Umstand, der das Aussehen vermehrte. Der Landrath, der Nachricht davon erhielt, sandte seine Gensdarmen aus. Am dritten Tage fand, man den Vermißten – er lag mit zerschmettertem Haupte in einem tiefen Gebüsch – ein abgefeuertes Pistol befand sich noch in seiner erstarrten Hand. Bedurfte es eines stärkern Beweises von dem stattgehabten Selbstmorde? Aber woher hatte der unglückliche Mann die Waffe genommen? Wir erinnerten uns nicht, je ein solches Instrument im Hause gesehen zu haben. Der Selbstmord ward constatirt und man begrub den Pfarrer, den Seelsorger, in einem Winkel des Kirchhofs ohne Sang und Klang. Es folgte ihm Niemand, als die kranke Wittwe mit ihren sechs Töchtern. Ach, mein Herr, das war ein trauriges, schreckliches Begräbniß! Die zurückgebliebene Familie mußte das Pfarrhaus verlassen, um dem neuen Pastor Platz zu machen. Wir fanden nirgends Mitleid, denn die beschränkten Bauern legten der Familie, und vorzüglich mir, der Stadtdame, wie sie mich nannten, die verzweiflungsvolle That des Vaters zur Last. Man sagte, die Sucht der Töchter, vornehme Damen zu spielen, habe den schwachen Mann zu Ausgaben verleitet, die seine Kräfte überstiegen, und dadurch sei er in Schulden gerathen, in Verhältnisse, die ihn als einen geistlichen Herrn compromittirten. Ach, hätten

die verblendeten Leute gewußt, wie geordnet seine Sachen waren, wie der gute Vater gedarbt hatte, um seinen Töchtern eine anständige Existenz zu schaffen! Mich und meine ältere Schwester traf vorzüglich die Verachtung der Leute, man schalt uns leichtsinnig, verschwenderisch, verdorben. Die Medisance in einer Stadt ist beißend – aber die in einem Dorfe ist fürchterlich, denn sie vernichtet.

Wir mußten den kleinen Heimathsort verlassen und zogen nach der Stadt, wo ich die unbedeutende Pension meiner Mutter durch den Ertrag meines Privatunterrichts zu vermehren gedachte.

»– Dahin gehören diese Leute! riefen die Bauern. Das Dorf taugt nicht, aber die Stadt ist für sie gemacht.

Ich übergehe die Kränkungen, die man der armen Pfarrersfamilie nachrief.

Kümmern sich die Leute in der Stadt auch weniger um einander, so hatte der Tod meines Vaters, den die Zeitungen berichtet, doch auch hier die Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt. Meine arme Mutter starb vor Gram und Kummer. Da standen nun die Kinder allein und hilflos in der Welt. Meine jüngste Schwester war so alt als Elise, ich zählte damals neunzehn Jahre. Was nun beginnen, da wir weder Vermögen besaßen, noch Pension bezogen? Ich allein konnte sechs Personen nicht erhalten, zumal da sich meine Lectionen verringerten, denn gewisse Familien nahmen Anstand, mir Zutritt zu gestatten; die Tochter eines Selbstmörders war ihnen eine peinliche Erscheinung. So stieg unsere Noth mit jedem Tage. Meine

ältere Schwester suchte sich einen Dienst in einer vornehmen Familie, aber weit, weit von der Heimath, damit Niemand die Nachrede hörte. Was sollte ich beginnen? Durfte ich mich von den vier jüngern Schwestern trennen, die Nichts hatten, als meine geringe Fürsorge? Ich nahm Rücksprache mit dem Vetter, dem Gerichtsschreiber, der gern gegeben hätte, wenn er bemittelt gewesen wäre. Ein Baron von Kronau suchte eine Erzieherin für seine Töchter; er wandte sich an die Vorsteher des Instituts, und diese, die, ich kann es nicht verschweigen, stolz auf meine Ausbildung waren, brachten mich in Vorschlag. Man stellte mich dem Baron, einem stolzen Edelmann, vor. Er fand Gefallen an mir und fragte nach den Bedingungen des Engagements. Ich theilte ihm meine Familienverhältnisse mit, um die Höhe der Summe zu rechtfertigen, die ich zu fordern gezwungen war. Zu meinem Erstaunen gewährte er sie ohne Umstände, sprach von den günstigen Zeugnissen, die man mir ertheilt, und zahlte einen Vorschuß von hundert Thalern, damit ich für das Unterkommen meiner kleinern Geschwister sorgen konnte. Wer war glücklicher, als ich; der Baron erschien mir als ein Retter in der höchsten Noth. Nun traf ich meine Vorbereitungen zu der Abreise. Meine Schwestern nahm der gute Schreiber zu sich, denn ich konnte ihm ja nun Kostgeld zahlen. Emma, die Schwester, die in der Reihe nach mir folgte, war damals fünfzehn Jahre alt; sie trat in die Dienste einer kranken, bejahrten Dame, die eine Gesellschafterin und Vorleserin suchte. Mit leichtem Herzen reiste ich nach dem Orte meiner Bestimmung. Ich traf mit

dem Baron, der noch eine weitere Reise gemacht hatte, zufällig an einem und demselben Tage dort ein. Die Baronin, eine schöne, stolze Dame von kaum zweiunddreißig Jahren, empfing mich gnädig; sie stellte mich sogleich ihren beiden Töchtern vor, Mädchen von acht und zehn Jahren. Man nahm mich höchst ceremoniel in Eid und Pflicht. Da die Familie auf einem zwischen Dörfern gelegenen Rittergute wohnte, war mir allein die Ausbildung der jungen Baronessen überlassen. Bis auf den Religionsunterricht, den der Pfarrer des nächsten Dorfes ertheilte, gab ich in allen Zweigen Lectionen. Meine Kenntnisse in der Musik benutzte die Mutter zu ihrer Unterhaltung. Ich muß dem Hause des Barons nachrühmen, daß es mir einen sehr angenehmen Winter gewährte. Verzeihung, mein Herr, wenn ich von Umständen spreche, die Ihnen als nicht zur Sache gehörig erscheinen müssen; ich halte die Erwähnung derselben aber für nöthig, da sie auf gewisse Dinge ein helles Licht werfen.

Die Baronin war stolz und der Baron schien mir ein strenger und verschlossener Mann zu sein. Ueber das Verhältniß zwischen den beiden Gatten bin ich nie recht in's Klare gekommen; nur soviel glaube ich mit Gewißheit annehmen zu können, daß sie nicht glücklich lebten, wenn sie es auch der Welt zu verbergen suchten. Die Baronin war ebenfalls eine geborene von Kronau, eine entfernte Verwandte ihres Gemahls, der sie, wie man sagte, ihrer Schönheit wegen geheirathet hatte. Aus einer armen,

aber alten adeligen Familie stammend, hatte sie dem Gatten einen Stammbaum, aber kein Vermögen zugebracht. Der Baron bedurfte dessen nicht, da er sehr reich war.

Im nächsten Frühlinge erschien ein Bruder der Baronin, Friedrich von Kronau.

– Ah, sagte Paul, jetzt tritt unser Held auf!

– Ja, er tritt auf, um eine Stelle in einem schrecklichen Familiendrama zu spielen. Ob er nun gerade die Katastrophe herbeigeführt, will ich nicht behaupten, daß er sie aber beschleunigt, ist eine Thatsache, die ich verbürgen kann. Friedrich war arm wie seine Schwester; er hatte als Lieutenant in einem Jägerregimente gedient, die militärische Laufbahn aber verlassen, weil ihm das Vermögen fehlte. Man gab diesen Grund an, aber ich glaube nicht daran. Der Baron empfing den Schwager freundlich, denn er fand an ihm einen heitern Gesellschafter; die Baronin aber schien über die Ankunft ihres Bruders nicht sonderlich erfreut zu sein, denn ich hörte mehr als ein Mal, daß sie ihm Vorwürfe wegen des Ausscheidens aus der Armee machte. Friedrich gab lachend zur Antwort: Schwester, das verstehst Du nicht!

Das Gut liegt in einer reizenden Gegend. Der Sommer verfloß noch angenehmer, als der Winter. Friedrich von Kronau schien ein neues Leben in die Familie gebracht zu haben; er arrangirte Feste, Spazirfahrten und Jagden. Außerdem verrichtete er die Geschäfte eines Secretairs. Auf diese Weise machte er sich seinem Schwager, der die Bequemlichkeit liebte, unentbehrlich. Auch die Baronin schien sich zu fügen, denn sie behandelte ihren Bruder

freundlicher. Friedrich war eine schöne, gewinnende Erscheinung, selbst meine Schülerinnen, deren Fortschritte er bewunderte, hatten ihn lieb gewonnen.

Hatte der Baron in der ersten Zeit mich mit dem Stolz des Aristokraten behandelt, so erzeugte er mir später nach und nach Aufmerksamkeiten, die mir schmeichelten. Er war der Erste, der mir freundliche Worte sagte und wegen meiner Erziehungsmethode ermunternden Beifall zollte. Oft mußte ich ihm auf dem Flügel neue Compositionen vorspielen, die er aus der Stadt kommen ließ. Er hatte früher selbst Musik getrieben, die Anfangsgründe dieser schönen Kunst waren ihm nicht fremd – ich fand es natürlich, als er auf den Gedanken kam, von mir Unterricht zu nehmen, um sich zu vervollkommen, es war ja Muße genug dazu vorhanden. Die Lectionen wurden regelmäßig abgehalten, und ich fand den gelehrigsten Schüler. Die Stunden, die ich seinem Unterrichte widmete, waren mir Erholungsstunden. Ach, hätte ich sie nie erlebt! seufzte die arme Frau. Am Flügel wurde der Grund zu meinem gegenwärtigen Unglücke gelegt.

Ich hörte auf die Schmeicheleien des eleganten, heitern Barons und glaubte den Versicherungen, daß er mich liebe.

»– Bedenken Sie, daß ich nur eine Erzieherin, die Tochter eines armen Landpfarrers bin.

»– Aendert das Ihre Person, Franziska? fragte er dann vorwurfsvoll. Schmälert Ihre geringe Abkunft die Vorzüge, die Sie in meinen Augen besitzen?

»– Sie sind ein Edelmann!

»– Ich verlache die Standesvorurtheile.

»– Ein Beweis Ihrer Intelligenz.

»– In meiner Intelligenz könnte ich so weit gehen, daß ich Sie um Ihre Hand bitte.

Ich wich bestürzt zurück.

»– Herr Baron, scherzen Sie nicht grausam mit einem armen Mädchen, das sich glücklich preist hier ein Asyl gefunden zu haben.

»– Wie lange wird Ihnen dieses Asyl geöffnet sein?

»– Mein Gott, steht mir eine Veränderung bevor?

»– Ihre älteste Schülerin wird diesen Winter schon in ein großes Pensionat der Stadt gebracht, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn die jüngere nächstes Jahr nicht folgte. Vertrauen Sie mir, Franziska, Ihre Zukunft wird gesichert sein! tröstete der Baron. Wie es auch kommen möge – Ihr Freund sorgt für Sie, und ich bin Ihnen ein aufrichtiger, liebender Freund!

Unser Verhältniß ward täglich inniger, ich mußte den Baron lieben, er war ja der Erste, der sich der verlassenen Waise so herzlich annahm. Die in Aussicht stehende Veränderung war zu natürlich, als daß ich nicht daran glauben sollte. An Ersparnisse war nicht zu denken, da ich meinen ganzen Gehalt auf die Erziehung meiner jüngern Geschwister verwandte. Ward ich in dem Hause des Barons überflüssig, so stand ich hilflos in der Welt da, und, ach, ich war ja die Ernährerin einer Familie, die sorgende Mutter armer Waisen. Von meiner ältern Schwester hatte ich keine Kunde erhalten, ich wußte nicht einmal, wo sie sich aufhielt. Der Gedanke, das Glück meiner

Geschwister zu gründen, entzückte mich, und als Gattin eines Barons war mir dies möglich. Ich leugne nicht, daß dieser Gedanke viel dazu beitrug, mich zu bewegen, den Versicherungen des leidenschaftlichen Barons Glauben zu schenken.

Ein Gespräch, das während eines Spaziergangs stattfand, entschied über mein Schicksal. Mein Herr, ich theile Ihnen Alles mit, damit Sie meine gegenwärtige Lage sich erklären und den Charakter des Barons vollkommen beurtheilen können. Wollte ich Ihnen einige Theile meiner Geschichte verschweigen, so würden Sie falsche Schlüsse ziehen und den Haß verdammen müssen, der sich meiner gegen den Baron bemeistert hat.

»– Franziska, sagte der Elegant, ich muß der Ungewißheit meiner Lage ein Ende machen.

»– Wie, Herr Baron?

»– Das Verhältniß zu meinem Schwager ist scheinbar ein günstiges; aber nur scheinbar, denn in Wirklichkeit ist es der Art, daß es einem Manne von Ehre unerträglich wird. Wenn ich meine Anwesenheit hier am Orte ausgedehnt habe, so geschah es Ihretwegen. Ich wäre längst abgereist, wenn Sie mich nicht fesselten. Franziska, ich kann nicht scheiden, ohne von Ihnen die Beantwortung einer Frage erhalten zu haben.

Ich fragte ihn, was er wissen wollte.

»– Sie kennen mich, rief er aus, Sie wissen, daß ich Sie verehere – wollen Sie meine Gattin werden?

Da stand ich am Ziele aller meiner Wünsche!

»– Herr Baron, gab ich zu bedenken, Ihre Schwester und Ihr Schwager gehören der Aristokratie des Landes an, sie sind beide stolz auf ihre Familienverhältnisse – ich bin die Tochter eines armen Landpfarrers, diene um Lohn bei dem Baron von Kronau – man würde mich nicht anerkennen . . .

»– Possen! rief der Baron. Ich bin Niemandem in dieser Welt Rechenschaft schuldig und werde mich nie durch die Meinung Anderer bestimmen lassen. Mein Trieb zur Unabhängigkeit hat mich veranlaßt, aus dem Heere zu scheiden. Ich folge in jeder Beziehung meinen Ansichten und Neigungen, und lache über Vorurtheile. Geburtsadel und Reichthum können mich nicht bestimmen, mich für die Zeit des Lebens an ein weibliches Wesen zu knüpfen; ich fordere Eigenschaften, die Sie besitzen.

Diese Denkweise des Barons mußte meine Achtung, meine Neigung zu ihm erhöhen. Ich hielt es für eine Sünde, diesen edeln Mann zu täuschen oder irgend ein Geheimniß vor ihm zu bergen.

»– Herr Baron, ehe ich entscheide, lernen Sie mich kennen.

»– Ich kenne Sie, Franziska, denn ich habe Sie lange im Stillen beobachtet.

»– Aber meine Verhältnisse kennen Sie nicht, die schweres Gewicht in die Waagschale legen.

»– Sprechen Sie sich offen aus.

»– Das ist mein Wunsch. Vielleicht nehmen Sie Ihren Antrag zurück.

»– Nie, nie, und wenn Ihr Vater dem Proletariate angehörte!

Wir ließen uns in einer einsamen Laube des Parks nieder. Da meine Zöglinge mit den Eltern eine benachbarte Familie besuchten, hatten wir eine Ueberraschung nicht zu fürchten. Zeit und Ort waren geeignet zu einer langen, vertraulichen Unterredung.

»– Nun sprechen Sie! bat der Baron

– Erlauben Sie mir, daß ich ganz offen bin.

»– O ich bitte Sie darum, Franziska.

»– Mein armer Vater, der sich als Pfarrer eines guten Rufs und der Liebe seiner Gemeinde erfreute, ist auf eine seltsame Weise um's Leben gekommen.

»– Verunglückt?

»– Nein. Man hält dafür, daß er sich selbst entleibt hat.

Nun erzählte ich ihm die Unglücksgeschichte genau, wie sie sich zugetragen und wie Sie, mein Herr, sie bereits wissen. Die Erinnerung bewegte mich tief, ich mußte weinen. Der Baron küßte mir die Thränen von den Wangen.

»– Wie thöricht sind Sie, Franziska! rief er aus. Mag immerhin Ihr armer Vater in einem Anfalle von Melancholie oder Lebensüberdruß sich den Tod gegeben haben – das müßte ja ein Narr sein, der es Ihnen anrechnen wollte. Der Pöbel zählt den Selbstmord zu den Verbrechen; unter Umständen ist er für den Mann von Ehre Bedingung, Heldenthat. Wem das Leben eine Last ist, werfe sie ab; ein Feiger läßt sich knechten wie ein Slave, der Muthige macht sich frei. Uebrigens ist ja der Selbstmord Ihres

Vaters nicht erwiesen; der würdige Pfarrer kann als ein Opfer der Bosheit gefallen sein. Sprechen wir nicht mehr von dem unglücklichen Falle, es stimmt Sie trübe und ich möchte gern in Ihr lachendes Auge sehen!

Der liebenswürdige, edel denkende Baron beruhigte mich, und ich theilte ihm nun das Zweite mit, das mir auf dem Herzen lag.

»– Ich bringe meinem künftigen Gatten Nichts, Nichts, fuhr ich fort.

»– Begreiflicherweise! Würden Sie die Gouvernante spielen, würden Sie die Launen meiner stolzen Schwester ertragen, wenn Sie reich wären? Franziska, dieser Andeutung bedurfte es nicht. Und habe ich denn nach Vermögen gefragt?

»– Nein, Herr Baron.

»– O nennen Sie mich nicht ›Herr Baron‹; für Sie heiße ich Friedrich. Sind Ihre Bedenken nun beseitigt? fragte er zärtlich.

Mir fehlte der Muth, meine Bekenntnisse zu vollenden. Von dieser Güte und Liebe ließ sich ja Alles erwarten, Alles hoffen. Aber das Geschick meiner armen Schwestern, die außer mir keinen Hort in dieser Welt hatten, lag mir zu sehr am Herzen, ich konnte auf mein Glück nicht bedacht sein, ohne das ihrige zu berücksichtigen.

»– Bis jetzt, Herr Baron, bin ich in gewissen Beziehungen unabhängig, und ich benutze diese Unabhängigkeit zu Gunsten meiner jüngern Geschwister, indem ich ihnen meinen Gehalt sende. Eine Gattin, die Ihnen nichts bringt, hat kein Recht, Etwas zu fordern – wer erbarmt

sich meiner Schwestern, wenn ich nicht mehr für sie sorgen kann? Sie sehen, ich bin nicht ganz frei, mich binden Rücksichten . . .

»– Die ich ehre, wie sie es verdienen. Ihre Schwestern werden meine Verwandten, und indem ich Ihnen die Sorge für dieselben abnehme, erfülle ich eine willkommene, eine schöne Pflicht.

Der Baron beseitigte alle meine Bedenken, er pries sich glücklich, der Mann einer Frau mit solchen Grundsätzen zu werden. Wir verlobten uns vor Gott, der unsere Schwüre ewiger Liebe und Treue hörte. Bis zu einem gewissen Zeitpunkte sollte unsere Verlobung ein Geheimniß bleiben; als Grund davon gab der Baron ein Arrangement seiner Vermögensverhältnisse an, bei dem sein stolzer Schwager betheiligte sei. Dann aber sollte ihn Nichts abhalten, mich der Welt als seine Gattin vorzuführen. Die Heimlichkeit unserer Liebe, das Geheimnißvolle, zu dem wir gezwungen waren, erhöhte den Reiz, den ich in dem Umgange mit dem liebenswürdigen Baron fand.

Die Zeit verfloß; der Herbst, der Winter kam. Das Verhältniß zwischen meinem Verlobten und seinen Verwandten schien mir nicht mehr dasselbe zu sein; beide Parteien legten sich keinen Zwang mehr an, ihre gegenseitige Kälte ward stets bemerkbarer. Dagegen aber wuchs die Leidenschaft des jungen Barons für mich; er ward sogar eifersüchtig auf seinen eigenen Schwager, als dieser mir unerwartet ein reiches Weihnachtsgeschenk machte. Ich hatte Mühe, ihn zu beruhigen, indem ich ihm zu bedenken gab, daß mir meine Ehre über Alles ginge.

Eines Tages suchte mich der junge Baron in meinem Zimmer auf; er sah bleich aus und war im höchsten Grade aufgereggt.

»– Franziska, ich muß reisen, oder es trifft mich ein Verlust, der mich Deinetwegen doppelt schmerzen würde. Mein Vermögen ist ja auch das Deinige.

Ich erschrak.

»– Wann mußt Du reisen?

»– In einigen Tagen.

»– Ich kann wohl erwarten, daß Du bald zurückkehrst

...

»– Jeder Tag ist mir schrecklich, den ich nicht in Deiner Nähe erleben kann. Wüßte ich einen geeigneten Platz für Dich, Du dürftest nicht bei meinem Schwager bleiben.

Lag in diesen Worten auch eine Kränkung für mich, so schmeichelten sie mir doch, denn sie verriethen die Eifersucht meines Verlobten. Ach, und in seinen Händen lag nicht nur mein Glück, sondern auch meine Ehre. Trennte ihn die Reise für immer von mir, so war ich das beklagenswertheste Geschöpf auf der Erde. Ich erinnerte ihn an seine Schwüre, an meine trostlose Lage, an Alles, was ihn zur schleunigen Rückkehr bewegen mußte.

»– Je früher ich reise, je früher werde ich wieder bei Dir sein! rief er aus. Aber Du bist betrübt, setzest Mißtrauen in meine aufrichtige Liebe – was kann ich thun, Dich zu beruhigen? Gönn mir bis morgen Zeit, ich werde auf ein Mittel sinnen, das alle Zweifel, alle Sorgen bannt.

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. Der Mensch ist stets geneigt, in ungewissen Situationen das Aergste zu fürchten – ich sah mich schon als ein verstoßenes Wesen durch die Welt irren. Ach, und wie furchtbar haben sich jene Befürchtungen erfüllt! Nicht nur das Verbrechen bestraft sich von selbst, sondern auch der Leichtsinn. Den ganzen Tag sah ich meinen verlobten Bräutigam nicht; in der Abenddämmerung kam er in mein Zimmer.

»– Franziska, meine Schwester hat Besuch; ich kann also ein Stündchen mit Dir plaudern. Und nun höre mich an, ich habe eine Einrichtung getroffen, die Dich beruhigen wird. Zwar hat uns der Priester noch nicht verbunden, aber Du bist meine Gattin. Wir sind jetzt im Februar; in der Mitte des März fahren die ersten Schiffe nach Amerika – wir wandern aus; in der, neuen Welt werde ich mein kleines Vermögen durch Speculationen vergrößern.

»– Auswandern! Und meine armen Schwestern?

»– Ich habe an Alles gedacht. Hier werde ich Dir die Anerkennung nie verschaffen können, die Du verdienst; ja es wird mir selbst unmöglich sein, mit den Mitteln, die mir bleiben, uns eine ruhige Existenz zu sichern. Wenn ich Alles bedenke, so ist es das Beste, daß ich in Amerika als Landwirth auftrete. Dort nimmt man uns, wo für wir uns geben, der leidige Standesunterschied, der hier eine so große Rolle spielt, verschwindet. Ehe wir reisen, wirst Du für Deine Schwestern sorgen. Nimm dieses Taschenbuch, es enthält zweitausend Thaler; diese Summe wird wohl genügen, um die Erziehung Deiner Schwestern zu vollenden. Später kannst Du von Amerika mehr

senden. Nimm, Franziska, Du hast das Recht, mit mir zu theilen. Während Du nun Deine Familienangelegenheiten besorgst, kassire ich das kleine Vermögen ein, das mir der Vater hinterlassen hat, und welches bis jetzt, weil ein Proceß obschwebte, nicht flüssig gemacht werden konnte. Meine Schwester, die in guten Verhältnissen lebt, hat auf ihren Antheil zu meinen Gunsten verzichtet. Du kündigst morgen Dein Engagement, und triffst nach vier Wochen in Hamburg ein, wo wir uns im Hotel de l'Europa vereinigen, um uns nie wieder zu trennen. In Neu-York wird die Kirche unsern Ehebund segnen. Was meinst Du zu diesem Plane?

Wir beleuchteten ihn von allen Seiten; ich konnte ihm meine Billigung nicht versagen, zumal da ich mit der mir eingehändigten Summe meinen Geschwistern eine nachhaltige Unterstützung angedeihen lassen konnte. Nach reiflicher Ueberlegung konnte ich das Versprechens geben, um die bestimmte Zeit zur Auswanderung in Hamburg einzutreffen. Der Baron war entzückt, als er mich so gefügig fand.

Da überraschte uns die älteste der beiden Baronessen. Das Kind war erstaunt, den Onkel bei mir zu sehen.

»– Was willst Du? fragte der Onkel, der nicht minder bestürzt war, als ich.

»– Die Mutter schickt mich.

»– Was will die Mutter?

»– Mademoiselle soll mit mir eine vierhändige Sonate spielen und einige Lieder singen.

Ich versprach, auf der Stelle zu kommen.

»– Zögere nicht, flüsterte mir der Baron zu; ich gehe mit dem Kinde, damit es nicht plaudert. O, Mademoiselle Franziska singt vortrefflich! sagte er laut. Ich habe eben eine Lection bei ihr gehabt.

»– In dem Zimmer der Mademoiselle Franziska steht ja kein Instrument, hörte ich das Kind sagen.

»– Ah, wir haben nur die Noten studirt!

Bevor ich das Portefeuille verschloß, prüfte ich den Inhalt; es war mit Banknoten angefüllt. Und diese beträchtliche Summe konnte ich größtentheils meinen armen Schwestern zuwenden. Ach, hätte mich der Baron an das Ende der Welt führen wollen, ich würde ihm gefolgt sein. Mein Mißtrauen war verschwunden, ich sah der Zukunft ruhig entgegen. Zehn Minuten später trat ich mit einem Notenhefte in den Salon, wo eine kleine Gesellschaft von Herren und Damen versammelt war. Auch meinen Bräutigam traf ich dort an. Die Baronin forderte mich artig auf, mit meiner Schülerin eine Sonate vorzutragen. Es geschah. Die Gäste zollten reichen Beifall, und die Mutter schloß ihre geschickte Tochter entzückt in die Arme. Nun mußte ich einige Lieder singen. Die Gesellschaft amüsirte sich und ging dann zu Tische. Die Gouvernante, die ihre Schuldigkeit gethan, speiste in ihrem Zimmer allein. Ach, und die Einsamkeit war mir willkommen, denn ich konnte nun an meinen Vetter schreiben. Spät in der Nacht ging ich zu Bett. Am andern Morgen erfuhr ich, daß der junge Baron abgereist sei. Ueber das Warum und Wohin sprach sich Niemand aus, ich fragte

auch nicht, weil ich glaubte, ich sei am Besten unterrichtet. Denselben Tag bat ich in gewählten Ausdrücken den Baron um meine Entlassung, und schützte Familienverhältnisse vor, die mich zur Rückkehr in meine Heimath zwingen. Wenn ich dabei auf den Stolz des Edelmanns gerechnet, so hatte ich mich nicht getäuscht. Ein Diener brachte mir die schriftliche Mittheilung, daß ich reisen könne, wann ich wolle. Ich traf nun rasch meine Vorbereitungen, denn ich wollte die Zeit, die mir blieb, bei meinen Geschwistern verleben. Das Benehmen meiner Herrschaft gegen mich änderte sich nicht; es war wie immer kalt und gemessen. Ach, mein Verlobter hatte wohl Recht: Die Auswanderung nach Amerika war der beste Weg zur Unabhängigkeit.

Nun kamen Stunden, die mich noch jetzt mit Entsetzen erfüllen, wenn ich ihrer gedenke.

Es war gegen Abend. Am folgenden Tage wollte ich reisen. Meine Koffer standen gepackt und verschlossen. Ich saß am Fenster, gedachte meines Bräutigams, der aus Liebe zu mir seinen Rang opferte, und malte mir das Wiedersehen meiner Schwestern mit lebhaften Farben aus. Da trat der Baron mit seinem Gerichtsactuar ein. Erstaunt empfang ich den seltsamen Besuch.

»– Schon reisefertig? fragte der Gutsherr ironisch.

»– Sie haben mir zu reisen erlaubt, gnädiger Herr, und da ich mich nach meinen Geschwistern sehne . . .

»– Oeffnen Sie die Koffer! befahl der Actuar.

»– Warum? wagte ich zu fragen.

»– Ich befehle es Ihnen im Namen des Gesetzes!

Noch hatte ich keine Ahnung von dem Grunde dieses Ansinnens. Meine Koffer hatte ich selbst gepackt, und wußte, was sie enthielten.

»– Mein Gott, bin ich denn eine verdächtige Person? fragte ich entrüstet.

»– Zögern Sie nicht oder der Gerichtsdienner erbricht die Schlösser.

Der furchtbare Mann mit seinem blauen Kragen stand wartend in der Thür. Ich holte die Schlüssel und öffnete die beiden Koffer. Der Gerichtsdienner begann auszu packen und legte die Gegenstände auf den Boden nieder. Ach, ich hätte vergehen mögen vor Schaam und Zorn.

Man fand nichts Verdächtiges. Ich wollte meine Habseligkeiten in die Koffer zurücklegen.

»– Halt! befahl der Gerichtsactuar. Legen Sie Alles, was Sie an Papieren und Geld besitzen, auf den Tisch!

»– Bin ich denn eines Verbrechens verdächtig?

»– Im Namen des Gerichts! herrschte mich der Beamte an.

Ich blickte bittend zu dem Baron empor; der Ausdruck seines Gesichts verrieth Herzlosigkeit, Hohn, Verachtung. Stolz im Gefühle meiner Unschuld wandte ich mich ab, und öffnete den Secretair. In einem Fache lag neben der Börse das Portefeuille meines Bräutigams. Ein Schreck durchbebte meine Glieder – sollte man es auf das Taschenbuch abgesehen haben? Verwirrt stand ich einige Augenblicke vor dem offenen Secretair. Ich wußte nicht, was ich beginnen sollte. Plötzlich schob mich der Actuar bei Seite und holte das Taschenbuch hervor.

»– Ist es dies, Herr Baron?

»– Ah, das Portefeuille meiner Gemahlin! Es muß achttausend Thaler in Banknoten zu hundert Thalern enthalten.

Diese Worte kamen mir vor, als würden sie aus weiter Ferne gesprochen, denn vor meinen Ohren sauste es wie ein starker Wind. Ich verlor fast die Besinnung. Zitternd sank ich neben dem Sopha nieder.

»– Ich wünsche Glück, gnädiger Herr, sagte der Actuar. Zwölf Stunden später wäre uns der saubere Vogel entfliegen gewesen. Achttausend Thaler enthält das gestohlene Taschenbuch?

»– Ja. Sehen Sie nach.

»Es enthält nur – der Actuar zählte die Scheine – zweitausend

»– So hat man sechstausend bereits in Sicherheit gebracht.

»– Ich hoffe, die liebenswürdige Dame wird bald bekennen, wo der Rest der Summe verborgen liegt.

»– Mademoiselle Franziska hat ihren Plan schlaue angelegt. Nachdem sie endlich Gelegenheit gefunden, das Portefeuille ihrer Herrin aus dem Secretair zu entwenden, bittet sie mich um schleunige Entlassung. Hätte der vermißte Schlüssel nicht Veranlassung gegeben, den sonst wenig gebrauchten Secretair öffnen zu lassen und ihn zu durchsuchen, wir würden den Diebstahl vielleicht erst später entdeckt haben. Dafür, daß ich ihr Wohlthaten erwiesen, dankt mir die junge Dame, die meinen Kindern Moral predigt, durch einen Diebstahl.

Mehr bedurfte es nicht, um mir meine volle Fassung zurückzugeben. Ich dachte nur daran, meine Ehre zu vertheidigen.

– Ich habe nie den Secretair der gnädigen Frau berührt! rief ich entrüstet aus. Und nie habe ich gewußt, daß man eine so große Summe darin verbirgt. Aber wenn ich es auch gewußt hätte, ich bin keine Diebin, die das Eigenthum Anderer an sich nimmt. Armuth kann mich nicht veranlassen, meine Ehre zu verletzen.

»– Mademoiselle, sagte der Actuar, Sie begreifen, daß wir Sie für schuldig halten müssen, da wir das Portefeuille bei Ihnen finden.

»– Das Portefeuille!

»– Wie ist es in Ihre Hände gekommen?

Diese Frage setzte mich in Bestürzung. Sollte ich das Geheimniß meiner Liebe preisgeben? Sollte ich den Plan meines Verlobten verrathen? Konnte der Angriff auf meine Person nicht einen geheimen Zweck haben; vielleicht den, mich zurückzuhalten?

»– Dieses Portefeuille kann nicht der Frau Baronin gehören! stammelte ich.

»– Nicht übel! sagte der Baron. Sie stempelt mich zum falschen Angeber, zum Lügner.

Der Actuar fragte mich, wohin die fehlenden sechstausend Thaler gekommen seien – ich versicherte, daß es nur zweitausend enthalten habe . . .

»– Ein freiwilliges Bekenntniß mildert Ihre Schuld! rief man mir zu.

»– Ich bin nicht schuldig!

»– Leugnen ist umsonst, da wir das Gestohlene in Ihrem Besitze gefunden haben.

Auch die Baronin erschien, sie erkannte das Portefeuille als das ihrige. Meine Sinne verwirrten sich, ich konnte nicht mehr auf die Fragen antworten, die man an mich richtete; nur so viel verstand ich, daß man mich für undankbar, verstockt und verderbt hielt, und daß man nachsehen müsse, um zu erfahren, ob nicht mehr entwendet sei, als das Geld. Der Baron befahl, mir den Proceß zu machen.

»– Man führe die Schuldige in das Gerichtsgefängniß! befahl nun der Actuar.

Ich sank zu den Füßen des Barons nieder, und betheuerte bei allen Heiligen meine Unschuld und beschwor ihn, mich einer solchen Schmach nicht preiszugeben.

»– Wo ist das fehlende Geld? fragte die Baronin.

»– Ich habe nicht mehr gehabt. Nehmen Sie Alles, was ich habe, aber schonen Sie meine Ehre!

»– Wir fordern ein offenes Bekenntniß. Dann werden wir sehen, was zu thun ist.

Mir lag Alles daran, mich der Verhaftung zu entziehen, denn der Gedanke an das Gefängniß war mir eben so schrecklich, als der Tod.

»– Das Portefeuille ist ein Geschenk! rief ich aus. O, so glauben Sie mir doch, ich habe es nicht entwendet.

»– Wer schenkte es Ihnen? fragte die geizige Baronin, die alle Weiblichkeit verleugnete.

»– Ihr Bruder, der Baron Friedrich.

Der Gutsherr sah seine Gattin an.

»– Possen! sagte die Dame. Mein Bruder hat keinen Grund, dieser Person ein Geschenk zu machen. Uebrigens liegt in dieser Angabe eine Beschuldigung – mein Bruder kann sich nicht verantworten – unerhört, diese Person greift die Ehre der Familie an.

»– Rufen Sie den Baron zurück, bat ich; er wird meine Worte bestätigen.

»– Das soll geschehen; aber bis dahin verwahren Sie mir die gefährliche Diebin.

Ich ward in das Amtsgefängniß geführt oder vielmehr getragen, denn ich verlor das Bewußtsein. Als ich erwachte, befand ich mich in einem finstern Gemache. Es war Nacht; draußen erklang das Horn des Wächters. Da lag ich nun, die eine so glückliche Zukunft geträumt hatte, als eine Verbrecherin im Gefängnisse. Konnte der Baron, wenn er wirklich zurückkehrte, meine Unschuld bezeugen, ohne sich der That anzuklagen? Würde die stolze Familie zugeben, daß man eins ihrer Glieder des Diebstahls bezichtigte? Ach, ich kann Ihnen die Gedanken nicht wiederholen, die meinen Kopf durchkreuzten. Bald nahm ich an, Friedrich habe aus Liebe zu mir seine Schwester bestohlen, bald drängte sich mir die Befürchtung auf, er habe mir diese Lage absichtlich vorbereitet, um mich zu verderben und so seines Wortes entbunden zu werden. Einer Diebin konnte er unmöglich die Hand reichen. Dann wieder vermuthete ich, er habe mich mit den zweitausend Thalern abgekauft und sei

mit den sechstausenden, die man vermißte, nach Amerika gegangen. Ich verlor mich in ein Chaos von Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen. Bald weinte ich über den Verrath, den Friedrich an mir verübt, bald beklagte ich seine Verirrung, deren er sich aus Liebe zu mir schuldig gemacht. Wie und wann sollten sich diese Wirren lösen? Was sollte nun aus meinen armen Geschwistern werden?

– Sie befanden sich in einer schrecklichen Lage! sagte Paul theilnehmend.

– Worte sind nicht vermögend, meinen Zustand zu beschreiben.

– Fahren Sie fort, ich bitte!

Die arme Frau trocknete ihre Thränen.

– So verbrachte ich drei Tage in dem Gefängnisse, ohne daß man sich weiter um mich kümmerte, als daß man mir ein karges, schlecht zubereitetes Essen sandte. Mein Lager bestand aus einem alten Strohsacke und aus einer Decke. Am vierten Tage erschien die Baronin. Ich glaubte einen Engel eintreten zu sehen. Sie ermahnte mich, offen zu bekennen, was ich wüßte. Der Dame theilte ich mich mit; sie erfuhr mein Verhältniß zu ihrem Bruder und den Auswanderungsplan.

»– Demnach bleiben Sie dabei, von Friedrich das Geld empfangen zu haben? fragte die Dame, nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit.

»– Gnädige Frau, Gott ist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit rede.

Nun bat ich sie, mir die Freiheit wiederzugeben und das Reisen zu gestatten. Sie versprach, sich für mich zu verwenden, und ging. Den folgenden Tag hatte ich ein langes Verhör bei dem Actuar zu bestehen. Ich sagte die volle Wahrheit aus und verschwieg Nichts. Wiederum mußte ich schreckliche acht Tage in dem Gefängnisse verbringen. Meine Gesundheit litt unter den Qualen des Geistes und des Körpers. Krank brachte man mich zum zweiten Male in die Gerichtsstube. Der Actuar verkündete mir mein Urtheil; es lautete auf ein Jahr Zuchthaus. Ich brach besinnungslos zusammen.

– Das ist gräßlich! murmelte Paul, der in tiefster Seele erschüttert war. Kann denn so etwas in unserm Jahrhunderte noch geschehen?

– Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich den Guts- und Gerichtsherrn vor mir stehen, den Schwager meines Verlobten . . .

– Und des Diebes! fügte der Commis rasch hinzu.

– Sie sind von Rechtswegen verurtheilt, sagte er; aber ich habe Mitleid mit Ihrer Lage und werde aus Rücksicht auf Ihre Jugend Gnade für Recht ergehen lassen. Der Mann, von dem Sie das Geschenk erhalten haben wollen, ist nicht zu ermitteln, und ich vermuthe, daß er fremde Kriegsdienste genommen hat. Muß ich auch voraussetzen, daß Sie bei Bezugnahme auf meinen Schwager der Unmöglichkeit seiner Zeugenschaft gewiß waren, so will ich doch, um die ärgerliche Geschichte zu beenden, der Fürsprache meiner Gattin Gehör geben und das Geschehene als eine Familienangelegenheit betrachten. Reisen

Sie, mein Actuar wird Ihnen funfzig Thaler zahlen, damit Sie Ihre Heimath erreichen können.

Nun war ich frei, aber trotzdem konnte ich nicht reisen. In dem ärmlichen Wirthshause des nächsten Dorfes lag ich krank. Man hatte mir meine Sachen aus dem Schlosse nachgeschickt. Ach, ich mußte das letzte Geschenk annehmen, meine Lage zwang mich dazu. Nach vier Wochen konnte ich daran denken, meinen Weg fortzusetzen. Ich reiste zu Fuß. Der letzte Thaler war ausgegeben, als ich die Stadt erreichte, in der meine Geschwister lebten. Ich ging zu dem Schreiber. Der arme Mann war Tags zuvor begraben; seine Wittwe saß zwischen den Kindern und weinte. Wie anders wäre es gewesen, wenn ich das Geld mitgebracht hätte! So stand ich eine Bettlerin in dem Kreise armer Leute – nein, mehr als eine Bettlerin, als eine überführte Verbrecherin! Wie hübsch waren meine Schwestern geworden, aber auch wie unglücklich!

Ich überlegte nun mit der Wittwe, was zu thun sei. Die gute Frau war zwar selbst rathlos, aber sie kam mir freundlich entgegen. Wir faßten den Entschluß, eine Mädchenschule zu errichten und Unterricht in weiblichen Arbeiten zu ertheilen. Noch ehe dieser Entschluß zur Ausführung kam, erhielt ich einen Brief von Friedrich. Der brave Mann zeigte mir an, daß er nach den letzten Ereignissen auf dem Gute seiner Schwester mit mir brechen müsse; ich habe es versucht, einen Verdacht auf ihn zu wälzen, der glücklicherweise solcher Natur sei, daß er an seiner Person abgleite. Um kurz zu sein: der

Herr Baron erklärte mich für schuldig und seiner unwürdig. Ich hatte Alles gefürchtet, nur dies nicht. Ein Zweifel über die Absicht des Geschenks, das mich in's Unglück gestürzt, konnte nicht mehr obwalten. Der treulose Mann wollte sich meiner entledigen und mir zugleich den Muth rauben, je Ansprüche an ihn zu erheben. Die Verhältnisse gestalteten sich nun so traurig, daß Gegenwart und Zukunft meine ganze Sorge in Anspruch nahmen. Meine Elise vermehrte die Sorgen, die auf mir lasteten. Nach einem Jahre nahm die älteste meiner drei Schwestern einen Dienst, die beiden andern kamen auf Verwendung mitleidiger Menschen in das städtische Waisenhaus. Was seit jener Zeit bis jetzt sich ereignet hat, erlassen Sie mir wohl zu berichten; das, was Sie wissen, genügt, um den Herrn von Kronau zu charakterisiren. Daß meine Erzählung nur Wahrheit enthält, schwöre ich zu dem Allwissenden, der mich hört! Den Namen des Barons kann ich mit Recht nicht tragen, deshalb führe ich den meines unglücklichen Vaters.

Paul erhob sich; er dankte für die Mittheilung und versprach sie in dem Interesse der guten Sache zu verwenden.

– Sie bleiben also vor der Hand in unserer Stadt?

– Ja, mein Herr.

– Dafür, daß es Ihnen an Nichts fehle, werde ich sorgen.

– Sie können mir die größte der Wohlthaten erzeigen, wenn Sie mir eine Unterredung mit dem Baron verschaffen.

– Zweifeln Sie nicht, Sie werden ihn sehen und sprechen; aber ich bitte Sie, Nichts ohne mein Wissen zu unternehmen. Ueberlassen Sie es mir, den Zeitpunkt zu wählen, der Sie ihm entgegenführt. Noch dürfen Sie nicht auftreten, denn der gewandte Mann würde Ihnen schaden.

– Verfahren Sie nach Gutdünken; ich hoffe Nichts mehr von dem Elenden, ich hasse und verachte ihn. Wenn ich ihn noch einmal zu sprechen wünsche, so leitet mich nur die Absicht, eine Ehrenerklärung von ihm zu fordern. Das Glück meines Lebens kann er mir nicht zurückgeben, aber meinen guten Namen fordere ich von ihm.

Der Commis grüßte und entfernte sich, nachdem er heimlich einiges Geld auf den Tisch gelegt hatte. Auf dem Rückwege kam er an dem Hause des Banquiers vorüber. Da traten Mansberg und der Baron aus der Thür; beide stiegen in einen Fiaker und fuhren davon.

– Sage mir, mit wem Du umgehst und ich sage Dir, wer Du bist! dachte Paul. Der Procurist eines so bedeutenden Hauses hat Umgang mit einem verbrecherischen Abenteurer! Es ist Zeit, daß Herrn Delius die Augen geöffnet werden.

Er kam in dem väterlichen Hause an. Die Mutter empfing ihn in dem Wohnzimmer.

– Paul, der Vater erwartet Dich mit Sehnsucht! sagte sie.

– Wo ist er?

– Immer noch in seinem Zimmer.

Der Sohn ging zu dem Vater. Herr Graff erhob sich von seinem Arbeitssessel und flüsterte:

– Paul, man will die Gattin unseres Chefs compromittieren, will das Glück der kaum geschlossenen Ehe untergraben!

– Mansberg mit Hülfe eines Barons von Kronau.

– Aber das ist noch nicht Alles. O, mir sträuben sich die Haare empor, wenn ich daran denke.

– Was ist's denn noch?

– Auch die Ehre der verstorbenen Madame Delius will man antasten. Der Baron ist im Besitze eines compromittierenden Briefes, den die Verstorbene an den Vater des Barons gerichtet haben soll.

– Aus welcher Quelle kommt Ihnen die Nachricht?

– Lies diesen Brief!

Nachdem Paul gelesen, rief er aus:

– Ich bringe Waffen zur Abwehr, Vater. Mögen sie den Kampf beginnen, wir sind gerüstet. O, die würdigen Freunde!

Noch vor Tische erzählte Paul kurz, was er von dem Opfer des Barons erfahren hatte.

## ZWEITER BAND.

## ERSTES KAPITEL.

Das Boudoir der Frau des Commerzienraths war ein reizender Ort. Reichthum hatte dem feinsten Geschmacke die Mittel geliefert, eine Vereinigung von französischer Eleganz und englischem Comfort zu schaffen, die man ein Meisterstück nennen konnte. Der Leser wird es ohne Zweifel dem Verfasser verzeihen, er fordert es vielleicht selbst, daß er sich nicht auf Detailmalerei einläßt, aber die Leserinnen, deren Ansprüche oft mit der Kritik in Conflict gerathen, verlangen aus angeborener Neugierde, daß man ihnen gewisse kleine Geheimnisse Amors aufdeckt, um eine Geschichte vollständig zu machen. Wir betreten also das Boudoir Philippinen's; aber nicht mit der Frechheit gewisser französischer Schriftsteller, sondern mit der Achtung und Ehrfurcht, die den deutschen Novellisten vor dem Heiligthume der Frauen erfüllt.

Es ist zehn Uhr Abends. Eine milde Wärme, die dem zierlichen Bronzeofen entströmt, erfüllt das Gemach, dessen Wände Tapeten von dunkelrother Seide schmücken. Doppelte Vorhänge von weißer Seide verhüllen das einzige Fenster. Auf dem Boden breitet sich ein prachtvoller Teppich mit großen Blumen aus, deren lebhaft Farben sich selbst bei dem matten Lichte der unter Glasglocken brennenden Wachskerzen unterscheiden lassen. Die Möbel sind aus schwarzem Holze, mit Gold ausgelegt. Durch schwere weiße Gardinen sieht man in

einen Alkoven, der in seinen Draperien das Bett birgt. Pelzdecken bezeichnen den Eingang zu diesem Heiligthume. Zwei Marmorstatuen, von lebendigem Epheu umschlungen, stehen an der Pforte des Paradieses. Die eine dieser Statuen trägt eine Ampel in der ausgestreckten Hand, in der das Nachtlcht brennt.

Die Einrichtung dieses Raumes, den außer der Herrin nur der Commerzienrath und Doris betreten durften war das Werk Philippinen's. Hier verbrachte sie die letzte Stunde vor dem Schlafengehen.

Es giebt viele Frauen, die den Mann in ihre Toilettengeheimnisse einweihen und sich zwanglos kleiner Kunstmittel bedienen, um gewisse Mängel zu verbergen. Das Corset, das die Taille schlank macht, ist ihm eben so bekannt, als die Crinoline, die Rundung und Ausdehnung hervorbringt. Er kennt die Nadeln, Flechten und sonstige Zuthaten, die bestimmt sind, eine Haarfülle zu erzeugen, auf der sich die zerknitterte Nachtmütze wiegt. Philippine gehörte nicht zu diesen Frauen; sie war zu klug, um sich dem Gatten, der nicht mehr mit der ersten Glut der Jugend liebte, in einem Negligé zu zeigen, das der Sorgfalt entbehrte und ihre Schönheit beeinträchtigte. Die junge Gattin war entzückend in der Toilette des Tages – verführerisch schön im Nachtgewande, das sie nur nach einem duftenden Bade anlegte. Frisch und reizend trat sie dann dem Commerzienrathe entgegen, um ihn in einen süßen Sinnenrausch einzuwiegen. Sie kannte die Pflichten zu genau, die sie einem Gatten schuldete, der sechzehn Jahre älter war, als sie, und die Erinnerung

an eine junge Frau bewahrte. Es galt, die Vergangenheit des Gatten und ihre eigene vergessen machen. Sie wollte durch ihren Geist und ihre Reize herrschen, weil sie es mußte.

Am dritten Abende nach dem Balle befand sich Philippine in diesem Boudoir. Ein elegantes Nachtkleid hüllte ihre durch ein Bad erfrischten Glieder ein. Die langen Haarflechten waren dicht auf dem Haupte zusammengelegt; die vollen Seitenlocken spielten auf dem Schnee der Schultern, die von einer Wolke weißer Spitzen umflossen waren. Ein breiter Gürtel von weißem Atlas umschlang nachlässig den üppigen Körper. Hochrothe Saffianpantoffeln, mit weißem Pelz gefüttert, bekleideten die kleinen Füße. So lag sie nachlässig auf einem kleinen Divan von himmelblauer Seide, der nur Platz für zwei Personen bot.

Doris trat mit dem Thee ein. Neben der Tasse auf dem silbernen Präsentirteller lag die Modenzeitung. Die Pendüle schlug neun Uhr. Von dem Wintersturme, der in der Straße wüthete, hörte man nur ein schwaches Rauschen, das die Behaglichkeit des Boudoirs erhöhete.

– Frau Commerzienrätthin!

– Nun?

– Die alte Anne ist ein hartnäckiges Geschöpf. Es ist nicht eine Silbe über das bewußte Papier von ihr herauszubringen.

– Trinke Champagner mit ihr.

– Auch dieser Versuchung widersteht sie. Vorhin, sagte sie mir, daß sie nie wieder einen Tropfen Wein über ihre

Lippen bringen würde, und wenn man ihr goldene Berge verspräche; sie wolle lieber verschmachten . . .

– Giebt sie einen Grund an?

– Der kleine Rausch ist ihr übel bekommen. Wie sie sagt, befindet sie sich noch heute unwohl. Aber ich glaube nicht daran. Die kluge Alte behauptet, sie habe im Rausche tolles Zeug geschwätzt und bittet mich, darüber zu schweigen, was ich ihr natürlich versprochen habe. Kommt Zeit, kommt Rath. Verlassen Sie sich darauf: das Papier, das ohne Zweifel existirt, kommt in unsere Hände, oder ich will des Zutrauens nicht würdig sein, mit dem Sie mich beehren. Die alten Weiber, ohne Ausnahme, haben Leidenschaften, folglich hat sie auch Frau Weiß. Kenne ich diese, so erhalte ich auch das Papier – verlassen Sie sich darauf!

Die stolze Philippine schämte sich zwar des Eifers, mit dem die Zofe diese Angelegenheit zu der ihrigen machte; aber sie durfte unter den obwaltenden Verhältnissen ihre Mißbilligung nicht aussprechen, da Doris die einzige Vertraute, selbst die einzige Helferin war. Mit jener weiblichen Schlaueit, welche die Klugheit der Männer stets überlistet, hatte Philippine bereits Sorge getragen, sich in den Besitz von Geheimnissen zu setzen, deren Veröffentlichung sie bei Angriffen zu einer wirksamen Waffe benutzen konnte. Und daß Angriffe von gewissen Seiten her nicht ausbleiben würden, wußte sie. Es sagte ihr dies eine Art Furcht, mit der sie auf ihr vergangenes Leben zurückblickte. Vor Allem aber mußte sie darauf bedacht sein, sich an Mansberg zu rächen und seinen Einfluß auf

den Commerzienrath zu entkräften. Folgen wir der Dame in den Schlangenwindungen der Intrigue, die sie meisterhaft anlegte.

Sie reichte der Zofe mit einem feinen Lächeln die Hand.

– Gut, Doris, ich verlasse mich auf Dich. Es wäre mir lieb, wenn ich Beweise von der getheilten Liebe meiner schönen Vorgängerin erhielte, damit ich bei etwaigen Vorwürfen meinem Gatten, der immer noch die Erinnerung nicht verbannen kann, die Augen zu öffnen vermag. Und dann dürfen wir Otto Mannsberg nicht vergessen.

– Ah, der Geschäftsführer ist die Hauptsache! rief Doris leise.

– Vor der Hand habe ich ihn noch nicht zu fürchten, denn er hofft auf eine Vermittelung.

– Wohl möglich; aber er scheint Ihnen nicht recht zu trauen.

– Woraus schließt Du das?

– Ich beobachte bei jeder Gelegenheit, und so ist mir denn klar geworden, daß Mansberg und die alte Wirthschafterin auf einem vertrauten Fuße stehen. Beide suchen es zu verheimlichen, aber mir ist es nicht entgangen. Vielleicht datirt diese Freundschaft von früher her, vielleicht kann die Alte auch nicht vergessen, daß wir sie am Tage unserer Ankunft beleidigt haben, und Beide vereinigen sich nun gegen uns. Wenn mich nicht Alles täuscht, so trachtet Mansberg nach demselben Papier. Vergessen wir nicht, daß er in Fräulein Lucie bis zum Wahnsinne verliebt ist.

Philippine zuckte leicht zusammen. Ihr Stolz erhielt einen empfindlichen Schlag.

– Das ist wahrscheinlich, flüsterte sie.

– Aber ich komme ihm zuvor. Nach kurzer Zeit schon wird Anna ganz in meiner Gewalt sein, und Herrn Mansberg wird sie hassen.

Bei diesen Worten hatte die Zofe die Tasse ihrer Herrin mit Thee gefüllt. Philippine lehnte sich nachlässig in das schwellende Polster zurück.

– Ich wollte noch etwas fragen, Doris.

– Fragen Sie, meine liebe Madame.

– Als Du mir die Champagnercene erzähltest, sprachst Du von einem Klopfen an der Thür . . .

– Ganz recht, es war keine Täuschung.

– Und eben so wenig ein Spuk.

– An solche Dinge glaube ich nicht. Das Klopfen hat eine menschliche Hand von Fleisch und Bein verursacht.

– Hast Du noch keine Vermuthung?

– Nein, Madame.

– Das Klopfen ist ein Beweis, daß Du Anna's Erzählung nicht allein gehört hast.

– Auch ich nehme es dafür. Die geheimnißvolle Hand hat die Alte von dem Schwatzen abhalten wollen. Hätte sie fünf Minuten später geklopft, ich würde jetzt nicht nöthig haben, zu spioniren.

– Du siehest, Doris, man beobachtet Dich.

– Und dieser Beobachter ist kein anderer, als Mansberg. Ohne Zweifel hat er dienstbare Geister, die er bezahlt.

– Wie Dich, wird man auch mich beobachten.

– Mein Gott, was haben wir denn zu fürchten?

– Wohl wahr, aber es ist sehr unangenehm. Dieser Mansberg ist der Zerstörer meines Glücks . . .

– Er fängt sich in seiner eigenen Schlinge. Ach, Madame, ich hätte bald einen Auftrag vergessen.

– Was ist es?

– Ihr Herr Vater läßt Ihnen sagen, daß der Herr Commerzienrath allein in das Casino gefahren sei.

– Mein Vater ist zu Hause?

– Auf seinem Zimmer.

– Lade ihn zum Thee ein.

– Sie sehen zwei Tassen, der Herr Hofrath hat sich bereits selbst eingeladen.

– Gehe sogleich und sage ihm, daß ich ihn erwarte.

Doris verschwand.

– O mein Gott, wie lästig sind mir alle diese Personen! seufzte Philippine, indem sie ihr schönes Haupt auf den schneeweißen Arm stützte. Diese Doris, die auf Mittel sinnt, mir zu dienen, macht mich von sich abhängig. Wie sie eifrig ist, die Herrschaft zu compromittiren, die sich selbst compromittirt! Je tiefer sie in meine Geheimnisse eindringt, je gefährlicher wird sie. Mit ihrer Hülfe wende ich eine Gefahr ab, und sie selbst wird mir später die größte. Die Sklavin, die sich zu ihrer Herrin nicht erheben kann, triumphirt, wenn sie sie zu sich herabzieht. Kann ich jetzt an meine persönliche Würde denken? muß ich nicht auf demselben Wege gehen, den mein Kammermädchen einschlägt? Aber es ist für den Augenblick der

beste, denn Mansberg steht mir gegenüber, der Mann, der mich einst zu lieben schwur, den ich einzig wahrhaft geliebt habe, und der mich nun zwingen will, ihm die Braut zuzuführen! Einst hat er mich betrogen, und jetzt – – der Gedanke ist unerträglich! Mansberg macht mich zu seinem dienstwilligen Werkzeuge, weil er eine Verirrung kennt, zu der er selbst Anlaß gegeben. Er droht mir, mir, die ich mein Leben für ihn gelassen hätte!

Sie versenkte sich in einen Abgrund bitterer Gedanken. Wenn sie selbst den Wünschen des Procuristen nachzukommen suchte, um sich Ruhe zu schaffen und das Glück ihrer kaum begonnenen Ehe nicht zu trüben, würde sie Lucien's Abneigung in Liebe verwandeln können? Mit welchen Gefühlen mußte sie ihre Stieftochter zu einer Heirath überreden, die für beide gleich gehässig war? Dieser Mission fühlte sie sich unfähig, auch wenn sie sich fest dazu entschlossen hätte.

Der eintretende Hofrath fand seine Tochter in einer trüben Stimmung. Herr Gerard, ein Greis von sechsundsechzig Jahren, hatte früher im Dienste eines Fürsten gestanden und lebte von einer kleinen Pension. Der Aufwand, den Philippine, seine verwöhnte Tochter veranlaßt, hatte längst das Privatvermögen verschlungen; die Vorbereitungen zu der Heirath mit dem Banquier hatten die letzte Kraft absorbirt.

– Willkommen, Vater! rief Philippine, die mit Mühe die gewohnte Heiterkeit erkünstelte.

Der Hofrath sah sich verwundert in dem kostbaren Gemache um, das er zum ersten Male betrat.

– Dein Mann hat verschwenderisch für dich gesorgt, meinte er lächelnd.

– Ich bin zufrieden mit ihm. Er sucht den Unterschied der Jahre durch Glanz und Bequemlichkeit auszugleichen.

– Ein Bemühen, das ihm ohne Zweifel gelingt?

– Richten Sie diese Frage an die Zukunft, lieber Vater; an meinem guten Willen, glücklich zu sein, wird es wahrlich nicht fehlen.

Sie zog ihn sanft zu sich auf den Divan

– Forderst Du von Deinem Manne nicht die Liebe eines Jünglings, begnügt Du dich mit der Achtung, die er dir zollt, und bist ihm die geistreiche, aufmerksame Gesellschafterin, deren er bedarf, so zweifele ich nicht an Deinem zukünftigen Glücke. Ich freue mich, daß Dein Loos gesichert ist. Du nimmst eine Stellung ein, um welche Dich die Welt beneidet.

Die Tochter präsentirte dem Vater Thee – Sie haben meinen Mann nicht begleitet? fragte sie.

– Weil ich mit Dir allein sprechen wollte, wozu sich bisher keine Gelegenheit bot. Dein Mann wird nach elf Uhr erst zurückkehren.

– So bleibt uns noch länger als eine Stunde Zeit.

– Du hast Dich gewundert, daß ich trotz der strengen Kälte die Reise zu Dir unternommen . . .

– Gewiß, Vater!

– Mich veranlaßten zwei Gründe. Zuerst wollte ich Dich in Deiner neuen Heimath sehen.

– Und dann?

– Um einen Dienst von Dir zu erbitten.

– Vater, bitten, bitten! rief die junge Frau. Ihnen verdanke ich eine glücklich verlebte Jugend, eine Bildung, die mich fähig macht, meine Stelle auszufüllen, um die man mich beneidet. –

– Laß das, Philippine!

– O, ich weiß auch, daß Sie große Opfer gebracht haben.

– Und gern habe ich sie gebracht, um das Glück meines Kindes zu gründen.

– Sie haben mehr gethan, Vater!

– Was noch?

– Sie haben selbst meinen Launen gefröhnt . . .

– Weil ich meine einzige Tochter zärtlich liebte.

– Darum bitten Sie nicht, darum fordern Sie, mein Vater! Ihre Tochter ist bereit, Alles zu thun, was sie vermag. Man sieht, daß Philippine ein dankbares Herz besaß.

– Sind wir unbelauscht? fragte unruhig der Hofrath.

– Meinem Boudoir kann sich Niemand nahen.

– So höre mich an. Du bist mein Kind, Dir kann ich mein Herz ausschütten, das in diesem Augenblicke von einer schweren Last bedrückt wird. Ich weihe Dich zuvor in ein Geheimniß aus früherer Zeit ein, damit wir die Mittel zur Abhülfe berathen können.

– Brauchen Sie Geld, Vater? fragte hastig die Commerzienrätthin, die mit dem greisen Vater Mitleid empfand.

– Urtheile, wenn Du mich gehört hast. Zur Zeit meiner Amtsführung war ich mit einem Baron von Kronau

befreundet, dessen Gut in der Nähe der fürstlichen Residenz lag. Kronau's Gattin war ebenfalls eine gebotene Kronau, ein schönes, aber vermögenloses Fräulein, das durch die Gnade des Fürsten erzogen worden. Fräulein von Kronau hatte in dem Pensionate mit einem jungen bürgerlichen Mädchen Freundschaft geschlossen, und aus dieser Freundschaft war eines jener innigen Verhältnisse entstanden, die dem Range und dem Reichthume spotten und eine Dauer für das Leben haben. Der Baron kannte diese Neigung seiner jungen Frau nicht, und man verschwieg sie ihm auch, da sich bei seinem Adelstolze voraussetzen ließ, daß er sie mißbilligen würde. Er forderte von seiner jungen Frau, daß sie mit der Vergangenheit, in der sie nach seiner Meinung unpassenden Umgang gepflogen, vollständig brechen und sich nur den Kreisen anschließen solle, die er selbst wählen würde. Die Baronin war eine seltene Schönheit, ein Geschöpf, wie es nicht oft aus der Hand Gottes hervorgeht. Mit dem maßlosen Stolze des Barons verband sich eine arge Eifersucht, die in Mißtrauen ausartete, als er sah, daß seine Frau gefeiert ward, wo sie sich zeigte. Selbst der unverheirathete Fürst zeichnete sie aus, indem er sie zu allen Hoffesten einlud. Dem Baron verlieh er Privilegien und Vortheile, deren sich andere Edelleute nicht zu erfreuen hatten. Meine Stellung als Hofrath brachte es mit sich, daß ich einen tiefern Blick in diese Verhältnisse werfen konnte, ja ich war häufig der Vermittler zwischen dem Fürsten und den beiden Gatten. Der Baron, eine seltsame

Menschennatur, war stolz auf die Auszeichnungen, trotzdem sie ihn mit Mißtrauen gegen seine Gattin erfüllten, in der er den Grund davon erblickte. Die Medisance verbreitete verschiedene Gerüchte, die den Edelmann compromittirten. Man behauptete, der Baron wisse um das zärtliche Verhältniß seiner reizenden Gattin zu dem Fürsten, dem sie, weil er sie habe erziehen lassen, zu Danke verpflichtet sei – die Heirath wäre nur ein Vorwand, um den künftigen Kindern einen legitimen Namen zu sichern. Und so mußte es auch für den Uneingeweihten scheinen, denn der Fürst konnte nicht genug für das junge Paar thun. So standen die Sachen, als ein Fall eintrat, der den Argwohn des Edelmanns zur Gewißheit steigerte. Der Fürst bedurfte eines gewandten Mannes zu einer Sendung nach Wien; ich selbst, der ich bis dahin den eigentlichen Zustand der Dinge nicht kannte, schlug den Baron vor, zumal da die Sendung eine Vertrauenssache war. Der Fürst beauftragte mich, den Baron in Kenntniß zu setzen. Ich ging zu ihm. Während ich sprach, veränderten sich seine Züge, er ward bleich und zitterte am ganzen Körper.

»– Was ist Ihnen? fragte ich bestürzt.

»– Gerard, rief er mit bebender Stimme, ich habe Sie für meinen Freund gehalten.

»– Ich bin Ihr Freund, Ihr aufrichtiger Freund.

»– Sie lügen!

»– Baron, was ist das?

»– Sie sind ein feiler Höfling, ein Werkzeug des Fürsten, das zu jedem Dienste bereit ist.

Ich suchte ihn zu beruhigen und bat um Aufklärung.

»– Wohlan, rief er, ich will Ihnen Aufklärung geben, denn ich kann nicht länger schweigen. Wenn ich bisher dem Treiben ruhig zusah, geschah es, weil meine Frau dem Fürsten zu Danke verpflichtet ist und weil meinen gräßlichen Vermuthungen die Gewißheit fehlte. Sie bringen mir die Gewißheit. Sie, mein Freund! Man will mich auf längere Zeit entfernen, weil der Ehemann der schönen Baroneß lästig ist; während ich in Wien Verhandlungen pflege, deren Ende nicht abzusehen, macht man hier das Maß meiner Schande voll und zieht die Baronin Kronau zur fürstlichen Maitresse herab. Ich habe längst bemerkt, daß man an gewisser Stelle meine Verbindung, die aufrichtige Neigung geschlossen, mit scheelhen Blicken betrachtet. Herr Hofrath, haben Sie auch Gewißheit von meiner Frau, daß sie den Wünschen Ihres Souverän's sich geneigt finden läßt? O, Sie haben ohne Zweifel gut sondirt, ehe Sie mir diesen ehrenvollen Auftrag brachten!

– Erlaß mir, mein Kind, die Wiederholung der Zornesausbrüche des in seiner Ehre sich gekränkt glaubenden Gatten; ich ließ ihn austoben. Von der Unschuld der Baronin nicht minder überzeugt, als von meiner eigenen Gewissenhaftigkeit, ertrug ich die Beleidigungen, die der Baron über mich ausgeiferte. Als er ruhiger geworden, suchte ich ihn von der Grundlosigkeit seines Argwohns zu überzeugen. Ich sagte ihm, daß ich selbst ihn dem Fürsten vorgeschlagen hätte.

»– Sie werden mich nicht täuschen! rief er aus.

»– Es giebt ein Mittel, Sie ganz sicher zu stellen.

»– Was für ein Mittel?

»– Sie reisen nach Wien und nehmen Ihre Frau mit sich.

Der Baron sah mich mit starren Blicken an.

»– Dadurch sind Sie nicht allein sicher gestellt, fuhr ich ruhig fort, Sie haben auch durch diesen Vorschlag, der von Ihrem aufrichtigen Freunde kommt, die Gewißheit erlangt, daß man nicht daran denkt, Ihrer tugendhaften Gattin Unwürdiges zuzumuthen. Der Fürst ist so alt, daß er der Vater der Baronin sein könnte – bedenken Sie das Alles, und kränken Sie den hohen Herrn nicht durch ein Mißtrauen, das er eben so wenig verdient, als ich, der ich immer noch Ihr Freund bin. Die so eben stattgehabte Scene zwischen uns werde ich vergessen, und zugleich verspreche ich Ihnen, daß der Fürst nicht ein Wort davon erfahren soll.

Dieser Vorschlag schien dem Baron einzuleuchten. Er bat mich, ihm seine Heftigkeit zu verzeihen und machte mir nun Mittheilungen, die allerdings, wenn auch nur scheinbar, seinen Verdacht rechtfertigten. Unser Freundschaftsverhältniß war durch diesen Gedankenaustausch noch inniger geworden. Der arme Mann weinte heiße Thränen an meinem Halse, denn er liebte seine Frau mit einer maßlosen Zärtlichkeit. Ich rieth ihm, zu seinem eigenen Heile die Sendung nach Wien anzunehmen, da er dort in fremden Kreisen Zerstreung finden würde. Nun fragte ich, was ich dem Fürsten antworten solle.

Der Baron führte mich in das Zimmer seiner Gattin. Die junge Frau hatte so eben ihre Toilette vollendet – sie war verführerisch schön. Die Verblendung und Eifersucht des Gatten ließ sich erklären. Wahrlich, die reine Liebe eines solchen Wesens mußte das höchste Glück auf Erden schaffen.

Der Baron trug seiner Gattin den Fall vor.

»– Die Antwort für den Fürsten, schloß er, soll von Dir abhängen.

Es war leicht zu erkennen, daß den Baron die Hoffnung belebte, die Gattin werde rasch einwilligen und somit jeden Verdacht entkräften.

Ich selbst war dieser Ansicht. Was konnte die Dame an die kleine Residenz fesseln, die nur wenig Zerstreung bot? Und dann ließ sich wohl annehmen, daß man ihr die verleumderischen Gerüchte verschwiegen hatte. Ihr Entschluß war demnach ein freier, von keiner Seite her beeinflusster.

»– Von mir soll die Antwort abhängen? fragte sie lächelnd.

»– Der Herr Hofrath wartet darauf, mein Kind.

»– Wähle Du selbst. Mir ist Alles recht, was Du thust.

»– Ich bitte Dich, sprich die Entscheidung aus, sagte der Baron, der seine Ungeduld nicht völlig bemeistern konnte. Die junge Frau sah mich lächelnd an; dann wandte sie sich an ihren Mann:

»– Warum soll ich denn entscheiden?

»– Wir werden fünf, sechs Monate, vielleicht ein Jahr in Wien bleiben.

»– So lange! rief sie, einen leichten Schreck unterdrückend.

Ich sah, daß der Baron sich entfärbte. Aber er blieb ruhig. Diese Scene machte auf mich einen peinlichen Eindruck. Es war mir unmöglich, den Gedanken zu fassen, daß diese Frau, die Unschuld und Anmuth selbst, einen unlautern Grund haben könne, von der Reise abzurathen.

»– Gnädige Frau, warf ich ein, der Fürst würde in Verlegenheit kommen, wenn er einen andern Gesandten wählen müßte.

»– Ach, ich verstehe, mein lieber Mann hat nicht Lust, sich zu trennen . . .

»– Von Ihnen, Frau Baronin, und das ist wohl sehr natürlich. Wenn er nun Ihre Begleitung wünscht . . .

»– Ja, ja! rief der Baron, wenn Du mich gern begleitest, so nehme ich den Auftrag des Fürsten an.

»– Dann darf ich nicht wählen, antwortete die Dame. Der Fürst hat ein Recht auf meine Dankbarkeit – ich vertausche gern meinen jetzigen Wohnort für einige Zeit mit Wien.

»– Seine Durchlaucht wird es Ihnen danken, daß Sie ihm einen geschickten Geschäftsmann zuführen.

Wir verließen die Baronin.

»– Sie haben es gehört, mein Freund, sagte der Baron, als wir in seinem Zimmer angekommen waren. Meine Frau geht nur, weil es der Fürst wünscht.

»– Ihr Argwohn sieht wirklich zu schwarz, Baron.

»– Der Wunsch des Fürsten schien sie verletzt zu haben. Warum sprach sie ihre Beistimmung nicht gleich auf

die erste Frage aus? Warum mußten Sie ihr erst bemerklich machen . . .

»– Martern Sie sich nicht mit solchen Gedanken, Freund! Reisen Sie mit Ihrer Gattin nach Wien und bleiben Sie so lange, als es Ihnen gefällt. Wenn Sie zurückkehren, werden Sie eine andere Meinung von Ihrer Frau hegen, die einen unwürdigen Verdacht nicht verdient. Sie werden es mir danken . . .

»– Mit meinem Leben, wenn Sie Recht haben.

»– Gestatten Sie mir eine Frage, Baron.

»– Was wollen Sie wissen?

»– Gründet sich Ihr Argwohn nur auf jenes abgeschmackte Gerücht, daß der Fürst sich besonders für die Frau Baronin interessire?

»– Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie schweigen wollen.

»– Ich gebe es Ihnen feierlich, Baron.

»– Meine Frau führt eine geheime Correspondenz.

»– Haben Sie Beweise davon, oder ist es nur Vermuthung?

»– Ich glaube Beweise zu haben.

»– Sie glauben es! Das ist Nichts.

»– Das Kammermädchen besorgt die Briefe.

»– Armer Freund, glauben Sie denn, daß der Fürst sich eines Kammermädchens bedienen wird, um einen Briefwechsel zu unterhalten?

»– Gleich viel, antwortete düster der Baron; der Fürst ist jetzt überzeugt, daß er Gehör findet, und darum sucht er mich für einige Zeit zu beseitigen. Von wem kommen

die Briefe? Meine Frau hat außer einem jüngern Bruder, der sich in einer befreundeten Familie befindet, keine ihr nahestehende Person – warum correspondirt sie hinter meinem Rücken? Ich war so zart, sie mit Fragen zu verschonen, habe nur Anspielungen geäußert – sie hätte sich mir offen erklären müssen, da ich mich verständlich genug gemacht habe.

»– Sie begehen Fehler über Fehler, mein armer Freund, gab ich ihm zur Antwort. Ihre Zartheit gegen die junge Frau, die vielleicht ein entschiedenes Auftreten nicht verträgt, ist anzuerkennen, zumal da Sie erst kurze Zeit verheirathet sind; aber in diesem Falle müssen Sie sich Gewißheit verschaffen, und zwar von Ihrer Frau selbst. Nun treffen Sie Ihre Vorbereitungen, daß Sie in spätestens acht Tagen reisen können.

So verließ ich den Baron, über dessen maßlose Eifersucht ich lächeln mußte.

– Und Sie waren fest überzeugt, fragte Philippine, daß der Argwohn unbegründet war?

– Ich würde andernfalls mein Ehrenwort, zu schweigen, nicht verpfändet haben.

– Wie aber hängt die Geschichte von dem eifersüchtigen Manne mit Ihrer heutigen Forderung zusammen, Vater?

– Du wirst es sogleich erfahren. Die Mittheilung dieser Einzelheiten ist nöthig, damit Du einen klaren Ueberblick erhältst.

– Erzählen Sie, Vater, bat Philippine, wir können noch eine halbe Stunde allein sein.

Der Hofrath fuhr fort.

»– Denselben Tag konnte ich dem Fürsten die zustimmende Antwort des Barons nicht mehr überbringen, da der Hof zur Jagd gefahren war. Abends saß ich arbeitend in meinem Zimmer. Da führt mir Deine Mutter die Baroin zu, die mich dringend unter vier Augen zu sprechen wünscht. Die junge Frau war unruhig, ängstlich und hatte große Eile. Wir waren allein.

»– Herr Hofrath, haben Sie den Fürsten schon gesprochen?

»– Nein!

»– Das ist ein Glück.

»– Warum, gnädige Frau?

»– Mein Mann wird nicht reisen.

»– Er hat es mit Ihrer Beistimmung versichert . . .

»– Ich nehme meine Beistimmung zurück, ich muß sie zurücknehmen. Doch nein, fuhr sie in einer Art Zerstreung fort, an meiner Beistimmung kann ja Nichts liegen – will mein Mann reisen, so steht es ihm frei; ich muß hier bleiben. Vielleicht kann ich später abkommen – der Fürst zählt wohl auf den Baron?

»– Allerdings, gnädige Frau, denn die betreffende Angelegenheit ist für den Hof von großer Wichtigkeit.

»– So muß mein Mann allein reisen!

»– Aber wenn er sich weigert? fragte ich forschend. Wenn er, was ihm Niemand verargen kann, sich von seiner jungen Gattin nicht trennen will? Sie haben ja gehört, daß er seinen Entschluß von Ihnen abhängig gemacht hat.

Die Baronin stand rathlos vor mir. Sie war entzückend schön in ihrer fieberhaften Aufregung, und wahrlich, ich muß es gestehen, daß ich das Mißtrauen des Barons zu theilen begann. Der Fürst war zwar älter als die Baronin, aber noch immer ein stattlicher Mann, der bei den Frauen Glück machte.

»– Der Fürst wird mich der Undankbarkeit zeihen, stammelte sie; vielleicht ist die ganze Geschichte nur eine Probe für mich – ich sehe ein, daß mein Mann reisen muß – aber ich kann ihn nicht begleiten, ich kann nicht! Herr Hofrath, Sie besitzen das Vertrauen Sr. Durchlaucht – o, suchen Sie ihn zu bewegen, daß der Fürst sich einen andern Gesandten wählt, dann wären alle Schwierigkeiten überwunden.

Das war für mich ein seltsamer Auftrag.

»– Ich bedauere, gnädige Frau, daß ich Ihnen nicht dienen kann.

»– Warum? fragte sie auffahrend.

»– Weil ich selbst den Baron in Vorschlag gebracht habe.

»– Sie?

»– Ermessen Sie den Eindruck, den die Rücknahme des Vorschlags hervorbringen würde. Sagt mir der Baron selbst, daß er die Annahme verweigert, so habe ich einfach das Resultat meiner Sendung zu berichten, und die Angelegenheit ist beseitigt.

»– Sie haben Recht, Herr Hofrath.

»– Wie kommt es, gnädige Frau, daß Sie jetzt anderer Meinung sind?

Diese Frage bereitete der jungen Frau Verlegenheit, sie senkte die Augen, erröthete und begann leicht zu zittern.

»– Ist ein Zwischenfall eingetreten, der Sie hindert?

»– Nein, nein!

»– Theilen Sie sich mir mit, vielleicht kann ich rathen. Sie sann einige Augenblicke nach.

»– Nein, sagte sie plötzlich entschlossen.

»– Was ist es denn?

»– Es hat sich Nichts ereignet, Herr Hofrath.

»– Aber Sie müssen doch einen Grund haben . . .

»– Als Sie sich entfernt hatten, habe ich reiflich nachgedacht – ich kann nicht reisen, und mein Mann allein – Herr Hofrath, vermitteln Sie mir eine heimliche Audienz bei dem Fürsten.

»– Eine heimliche?

»– Mein Mann darf nicht darum wissen.

»– Bedenken Sie, gnädige Frau . . .

»– Es ist Alles bedacht!

»– Ich bin der Freund des Barons.

»– Aber auch ein treuer Diener des Fürsten.

»– Ohne Zweifel!

»– Und Sie leisten dem Fürsten wie dem Barone einen Dienst. Der Fürst selbst wird meinen Gatten veranlassen, zu bleiben, wenn ich eine Audienz gehabt habe.

– Ich wußte nicht, wozu ich mich entschließen sollte. Der Verdacht regte sich immer mehr.

»– Sie zögern, Herr Hofrath, sagte sie, bitter lächelnd – wird es Ihnen denn so schwer, Ihrem Fürsten einen Dienst zu leisten?

– Das war deutlich genug! rief Philippine.

»Jetzt stand ich zwischen dem Fürsten und dem Baron. Die Hofgunst kam mit der Freundschaft in Conflict. Aber noch immer unterdrückte ich meinen Argwohn; ich nahm an, daß die junge Frau eine Pflgetochter des Fürsten war und daß ihre reine Stirn, ihre Offenheit nicht lügen konnten. Vielleicht hatte die Furcht vor der fürstlichen Ungnade einen Theil an dieser Annahme – aber mir lag Alles an der Erhaltung meiner Stellung, da ich ausschließlich auf die einmal eingeschlagene Carrière angewiesen war. Außerdem sagte ich mir, daß eine geheime Correspondenz der Baronin mit dem Fürsten nicht stattfinden konnte, da sie diese gewiß benutzt haben würde, um ohne meine Hülfe eine Audienz zu erlangen.

– So würde auch ich geschlossen haben, meinte die Commerzienrätin.

»Die Baronin entfernte sich, nachdem ich ihr die Vermittlung versprochen hatte. Am folgenden Tage trug ich dem Fürsten die Angelegenheit vor. Er lächelte und sagte, daß er die Audienz nicht verweigern könne. Zugleich wählte er, ohne zu überlegen, mein Haus zum Orte der Unterredung, die Abends acht Uhr stattfinden sollte. Als Grund dieser Wahl gab er die Rücksicht an, die er dem Baron schuldig sei. Ich konnte nicht ausweichen und traf die Vorbereitungen, so unangenehm mir die ganze Angelegenheit auch war. Die Unterredung fand statt; sie dauerte kaum eine Viertelstunde. Der Fürst entfernte sich heimlich, wie er gekommen war. Die Baronin trat in das

Zimmer, in dem ich mich mit Deiner Mutter befand. Sie war ruhig, selbst heiter.

»– Mein Mann wird mich um neun Uhr abholen, sagte sie, gestatten Sie mir, daß ich so lange in Ihrer Gesellschaft bleibe. Das Resultat der Unterredung ist: daß ich mit meinem Manne reise. Das Hinderniß, das dem entgegenstand, ist beseitigt, und ich athme frei auf. Doch nun, Herr Hofrath, habe ich eine Bitte an Sie zu richten. Hier ist ein Portefeuille mit fünfzigtausend Thalern; diese Summe ist das Vermögen einer entfernten Freundin – ich kann sie nicht mit mir nehmen, und bitte Sie, die Papiere in einem sichern Bankhause zu deponiren, damit sie nicht todt liegen. Bände nicht ein Versprechen meine Zunge, so würde ich Ihnen nähere Mittheilungen machen; aber dessen bedarf es wohl nicht, um Sie zu meinen Gunsten zu stimmen. Ich füge nur hinzu, daß Sie sich nicht nur meinen Dank, sondern auch den des Fürsten erwerben, der Sie mir als den Vertrauensmann empfohlen hat. Die Verwaltungskosten bringen Sie natürlich in Anrechnung. Uebernehmen Sie das Geschäft?

»– Gern!

Ich erhielt das Portefeuille, prüfte die Summe, die in guten Staatspapieren bestand, und fand sie richtig.

»– Nun aber kommt eine zweite Angelegenheit, in der ich Ihrer Mitwirkung bedarf. Die Besitzerin jenes Kapitals, mit der ich eine geheime Correspondenz unterhalte, wird mir Briefe senden; Ich werde ihr schreiben, daß sie sich von jetzt an Ihrer Adresse bedient, wenn Sie mir die Erlaubniß dazu geben. Sie nehmen vielleicht Anstand,

weil Ihnen die geheime Correspondenz einer kaum verheiratheten Frau auffallend erscheint – halten Sie sich versichert, daß ich nur das Geheimniß der Freundin bewahre, die außer mir keine Vertraute in dieser Welt besitzt. Ich schwöre Ihnen zu Gott, daß Sie nicht die Hand zu einem compromittirenden Unternehmen bieten. Meine Ehre ist so rein und makellos, wie die Ihrige es bleiben wird. Meinen Mann kann ich aus höhern Rücksichten nicht einweihen – genügt Ihnen meine Versicherung?

»– Sie genügt mir!

»– So gebe ich Ihnen von Wien aus den Weg an, auf dem Sie die Briefe der Freundin an mich gelangen lasse.

Um neun Uhr holte der Baron seine Frau ab; er schien mir weniger befangen als am Morgen zu sein. Alles ging gut. Vier Tage später war der Gesandte mit seiner jungen Gattin abgereist, nachdem Beide einen herzlichen Abschied genommen. Seit dieser Zeit überhäufte mich der Fürst mit besondern Gunstbezeugungen und seiner Munificenz verdanke ich das kleine Vermögen, das mich in der letzten verhängnißvollen Zeit in den Stand setzte, für meine Familie zu sorgen. Jene fünfzigtausend Thaler legte ich in einem sichern Bankhause an.

– Wie ward es mit den Briefen der Freundin? fragte Philippine.

– Sie kamen wirklich an, und ich vermittelte sie auf eine Weise nach Wien, daß sie dem Baron nicht in die Hände fallen konnten.

– Wer war die Freundin?

– Ich habe es nie erfahren, da ich das Briefgeheimniß respektirte.

– Vielleicht ist diese Freundin ein Freund gewesen.

– Wohl möglich! meinte der Hofrath, der je unruhiger ward, jemehr er sich der Katastrophe seiner Erzählung näherte; es schien selbst, als ob er durch die genaue Detaillirung der einzelnen Vorfälle das Urtheil seiner Tochter für sich gewinnen wollte.

– Doch weiter! bat Philippine, die nachlässig den Thee aus der goldenen Tasse schlürfte.

– Um diese Zeit ward der Fürst gefährlich krank. Er ließ mich an sein Bett rufen.

»– Die Baronin hat Ihnen fünfzigtausend Thaler eingehändigt? fragte er.

»– Ja, Durchlaucht. Das Kapital befindet sich in dem Bankhause . . .

»– Ich fordere keine Rechenschaft von Ihnen; aber ich bitte Sie, nach meinem Tode einen Auftrag zu vollziehen.

»– Befehlen Sie, gnädigster Herr.

»– Ihrer Discretion darf ich mich wohl versichert halten.

»– Durchlaucht kennen meine Liebe zu Ihnen und meinen Eifer, Ihnen zu dienen. Ich gelobe Ihnen Verschwiegenheit und Treue. Jeder Ihrer Aufträge soll gewissenhaft vollzogen werden.

»– In jener Mappe befindet sich ein Brief an die Baronin von Kronau; die junge Frau ist noch in Wien. Diesen Brief befördern Sie auf dem Ihnen bekannten Wege an die Adresse.

– Ah, rief Philippine, der Fürst wußte darum. Ich begreife nicht, warum er nicht früher schon sich mit Ihnen verständigt. Doch, was sagte der Kranke weiter?

– Er bezeichnete mir ein Papier zu dem Werthe von hunderttausend Thalern; diese Summe stand bei dem Bankhause Mansberg, ich sollte sie auf Grund einer Vollmacht erheben und sie einer Madame Delius in D\* einhändigen, einer geborenen Bergt.

– Was ist das? Der ersten Frau meines Mannes!

– Ja.

– Die Geschichte wird immer interessanter.

– Und für mich ernster. »Sie erheben also bei dem Hause Mansberg das Kapital, fuhr der Fürst fort, und geben es der Gattin des Banquiers Delius in D\*, einer geborenen Bergt. Schenkt mir Gott das Leben, so geben Sie mir die Papiere zurück, denn ich kann später selbst die Angelegenheit ordnen; sterbe ich, so vollziehen Sie sechs Wochen nach meinem Tode die Ihnen gewordenen Aufträge. Den Brief nach Wien lassen Sie mit der Todesnachricht abgehen.

Ich gelobte in die Hand des Kranken Treue und Verschwiegenheit. Warum der Fürst diese Heimlichkeit beobachtete, warum er sich für die beiden Frauen interessirte, und in welchen Verhältnissen er zu ihnen stand – dies Alles habe ich bis jetzt nicht erfahren.

Drei Tage nach dieser Unterredung starb der Fürst. Sein jüngerer Bruder, ein leichtsinniger lind verschwenderischer Mann, trat die Regierung an. Ich kam getreulich den Befehlen des Verstorbenen nach. Das Haus

Mansberg zahlte das Geld, das ich Madame Delius überbrachte.

– Was wurde aus den fünfzigtausend Thalern?

– Sie kamen später in die Hände der Baronin, die sie mir abforderte. Der Baron machte mit seiner Frau eine Reise nach Italien, dann kam er zurück. Um diese Zeit wurden die alten, treuen Diener, die dem neuen Fürsten lästig waren, entlassen. Mir bewilligte man eine Pension. Ich lebte noch einige Jahre in der Residenz, die ich dann verließ, um nach Frankfurt überzusiedeln. Der Baron besuchte mich gleich nach seiner Rückkehr; er war zufrieden mit seiner Frau. Von dem geheimen Briefwechsel hatte er keine Ahnung. Eines Tags trat er bestürzt in mein Zimmer

»– Ich bin unglücklich! rief er aus.

»– Warum, mein Freund?

»– Sie wissen, daß ich den Fürsten im Verdachte hatte

–

»– Im ungerechten Verdachte, fügte ich hinzu.

»– Sie ist dennoch treulos!

»– Nein, nein, Baron!

»– Ich habe Briefcouverts mit dem Poststempel D\* entdeckt. Das letzte ist gestern angekommen.

»– Haben Sie Ihre Frau befragt?

»– Sie behauptet, daß sie mit einer Freundin correspondire.

»– So mag sie Ihnen die Briefe zeigen, um sich zu rechtfertigen.

»– Ich kann sie nicht dazu bewegen; sie weint und schwört, daß mein Mißtrauen ungegründet sei. Was rathen Sie mir, was soll ich thun, um Gewißheit zu erlangen? Die Frau hat vor mir, dem Manne, Geheimnisse! Meine Ehre geht mir über Alles! Lieber lasse ich mich scheiden, als daß ich den betrogenen Ehemann spiele.

Hier war guter Rath theuer. Nach langem Ueberlegen ward beschlossen, daß Deine Mutter die Vermittlerin machen sollte. Der Baron nahm den Vorschlag an. Der Mann klagte mir, die Frau Deiner Mutter dir Noth, die Beide bedrückte. Es müssen heftige Scenen zwischen den beiden Eheleuten vorgefallen sein. Da sagte eines Tages der Baron, indem er erregt in mein Zimmer trat:

»– Nun werde ich Gewißheit erlangen. Meine Frau ist krank – aber ich reise.

»– Wohin?

»– Zu der Freundin; sie will bestätigen, was meine Frau zu ihrer Entschuldigung angeführt hat.

»– Wer ist diese Freundin?

»– Sie werden es nach meiner Rückkehr erfahren.

Der Baron reiste und kam zurück. Er war ernst, aber ruhig. Auf alle meine Fragen antwortete er ausweichend. In demselben Monate verließ er die Residenz und bezog eins seiner Güter, wo er in stiller Abgeschlossenheit von der Welt lebte. Daß es so kam, war mir lieb, denn ich konnte unangefochten meine Geheimnisse bewahren. Der verstorbene Fürst hatte mich nur theilweise in Dinge eingeweiht, die ich für Familienverhältnisse halten mußte und noch heute dafür halte. –

– Dies, meine Tochter, geschah vor einundzwanzig Jahren. Ich habe seitdem den Bruder Deines jetzigen Mannes, und durch diesen Herrn Delius kennen gelernt, der lange um seine erste Gattin trauerte. Meinem Worte getreu, verschwieg ich ihm jene Geldangelegenheit, und ich weiß nicht, ob er sie je durch seine Frau hat kennen gelernt. Ich würde ihrer auch heute Dir gegenüber nicht erwähnt haben, wenn mich ein Herr von Kronau nicht dazu zwänge.

– Der Baron?

– Nein; Friedrich von Kronau, der Bruder der Baronin, den Otto Mansberg auf dem Balle eingeführt hat. Schon vor neun Jahren, als dieser Mensch noch Offizier war, kam er nach Frankfurt und fragte im Namen seiner Schwester nach der Quittung, die ich von Madame Delius über hunderttausend Thaler erhalten haben müsse.

– Der Elende! flüsterte Philippine. Sie haben doch eine Quittung, Vater?

– Nein. Für wen hätte ich sie mir sollen ausstellen lassen? Der Fürst war todt, und wenn ich hätte unredlich handeln wollen, so würde ich das Geld gar nicht aus den Händen gegeben haben. Auch war Madame Delius die Dame nicht, die Vorsicht erheischte. Die ganze Angelegenheit war nach meiner damaligen Ansicht eine Vertrauenssache zwischen mir und dem verstorbenen Fürsten. Ich habe mich ihrer gewissenhaft entledigt.

– Aber Madame Delius kann nicht mehr als Zeugin auftreten.

– Ganz recht; jetzt begreife ich, daß ich nicht vorsichtig genug zu Werke gegangen bin.

– Wie aber kann die Baronin um das Geheimniß wissen?

– Ich vermuthe, daß der Fürst es ihr in dem Briefe geschrieben hat, den ich nach Wien senden mußte. Madame Delius kann es ihr nicht gesagt oder geschrieben haben, denn diese bat mich um die strengste Verschwiegenheit. Wie es nun auch sein mag: der lüderliche Schwager des Barons, den Du früher einige Male in unserm Hause gesehen, sucht die Angelegenheit auszubeuten. Damals sagte ich ihm, daß ich im Besitze der Quittung wäre, wenn mir Auftrag geworden, ein solches Geschäft zu ordnen, daß ich übrigens nicht verpflichtet sei, irgend eine Auskunft über meine frühere Amtsführung zu geben. Nachdem er sein Regiment verlassen hatte, wie man sagt wegen leichtsinnigen und ausschweifenden Lebenswandels, hat er einige Zeit auf dem Gute bei seiner Schwester zugebracht, wo er unter seltsamen Umständen bald wieder verschwunden sein soll. Vor einigen Wochen wird der Bursche in Frankfurt sichtbar; er sucht mich auf und beginnt dasselbe Manöver. Diesmal trat er sehr ernst auf, und ich habe Grund zu der Vermuthung, daß er mit seiner Schwester aus einer Karte spielt. Ich verwies ihn erst zur Ruhe, und drohete, gerichtliche Hülfe in Anspruch zu nehmen, wenn er seine Erpressungen fortsetzen würde.

»– Erpressungen? rief er höhrend. Gut, ich werde mich an den Commerzienrath Delius wenden; man weiß schon, warum die schöne Philippine die Frau des alten

Banquiers geworden ist. Aber diese Ehe soll den Betrug nicht verdecken!

– Der schändliche Mensch! rief Philppine entrüstet.

– Ich kenne den Commerzienrath, er ist im Punkte der Ehre sehr empfindlich; um Dich zu unterrichten, bin ich gekommen, denn ich wollte meine Befürchtungen einem Briefe nicht anvertrauen. Aber auch Friedrich von Kronau ist eingetroffen; er wohnt bei seinem Freunde Mansberg. Der Gedanke, daß man mich eines an Deinem Manne verübten Betruges beschuldigt, erfüllt mich mit Entsetzen. Dein Glück und das des Commerzienraths würde untergraben sein. Was räthst Du mir, Philppine? Sollen wir den Angriff abwarten? Oder sollen wir Deinen Mann von Allem unterrichten, damit er vorbereitet ist?

– Vater, so wahr ich an Gott glaube, so fest bin ich davon überzeugt, daß Sie den letzten Willen des Fürsten gewissenhaft erfüllt haben! Aber wir müssen auf der Huth sein, denn wir haben mit bösen, listigen und verwegenen Feinden zu thun, die uns, in Ermangelung schriftlicher Beweise, einen großen Nachtheil zufügen werden. Noch weiß ich nicht, was ich beginnen soll; ich muß sondiren und überlegen. Sie, mein Vater, bleiben so lange bei uns, bis die Gefahr vorüber ist, denn ich würde ohne Ihre Hülfe unterliegen müssen. Für die Entfernung des Barons und vielleicht auch des Herrn Otto Mansberg, werde ich Sorge tragen. Meinem Manne gegenüber beobachten Sie Schweigen; aber treten Sie gegen Jedermann sicher auf, wie es sich für den Vater der Frau vom Hause geziemt.

Der Hofrath schöpfte aus der Festigkeit seiner Tochter Muth. Getröstet verließ er das Boudoir; ein Begegnen des Banquiers an diesem Orte wollte er vermeiden.

Philippine war sehr ernst geworden; sie lag, den Kopf auf den Lilienarm stützend, sinnend in den weichen Polstern.

– Mein Vater ist unschuldig, flüsterte sie vor sich hin; er würde jetzt ein Vermögen besitzen, wenn er seine Stellung und das Vertrauen des überspannten Fürsten zu seinem Vortheile benutzt hätte. Aber statt des Vermögens hat er Schulden, die ihn oft in die größte Bedrängniß bringen. Wie ruhig ertrug der alte Mann die Angriffe der Gläubiger, die oft mit einer Insolenz erfolgten, daß mir das Herz blutete. Der Hofrath Gerard kann nicht hunderttausend Thaler unterschlagen haben, er wäre ja, wenn es geschehen, ein reicher Mann. So lange ich Lucien's Stiefmutter bin, so lange ich den leisesten Einfluß auf Delius auszuüben vermag, so lange erhält Mansberg die Hand des reizenden Mädchens nicht, dessen Abneigung gegen ihn mir zu statten kommt. Wohlan, ich muß die Intrigue spielen, und ich werde sie spielen. Vor allen Dingen habe ich darauf zu sehen, daß Frau Weiß nicht von dem Einflusse Mansbergs erreicht wird, denn die Alte, und ich glaube mich nicht zu täuschen, besitzt den Schlüssel zu dem geheimnißvollen Besuche des ältern Barons von Kronau. Und jenes Papier, von dem mir Doris erzählte – o, nur von dorthier ist Aufklärung und Hülfe zu erwarten.

Sie trat vor den Spiegel, der ihre ganze Gestalt zurückgab. Die Haarflechten zeigten sich nicht voll genug

unter dem zarten Nachthäubchen, das, weiß wie Schnee, den reizenden Kopf schmückte. Sie rollte die Locken auf, daß sie auf die blendenden Schultern herabfielen und ihre Spitzen den leise wogenden Busen berührten. So war sie mit sich zufrieden, so konnte ihre üppige, verführerische Schönheit den Gatten kirren, der eine schöne Frau besitzen wollte.

Ein Klopfen an der Thür ließ sich vernehmen.

Dann trat Doris ein.

– Der Herr Commerzienrath ist so eben angekommen, meldete sie. Er hat zuvor den Herrn Hofrath begrüßt – jetzt befindet er sich in seinem Zimmer.

– Gut. Wo ist Lucie?

– Oben regt sich kein Laut mehr; die junge Dame wird zu Bett gegangen sein.

– Wenn mein Mann kommt, so sage ihm, daß ich ihn erwarte.

Die Zofe warf Holz in den Ofen und schob den gestickten Schirm bei Seite, daß die Wärme sich ausbreiten konnte. Dann zündete sie die Ampel an, die eine der Figuren am Eingange des Alkovens in der Hand trug. Ueber die Flamme setzte sie einen Schirm von rothem Mousse-  
lin. Nachdem sie die Kerzen, die auf einem zweiarmigen Leuchter von schwerem Silber brannten, ausgelöscht, ward das Gemach von einem purpurrothen Schimmer erfüllt, der der Abendröthe glich. Die Poesie des wollüstigen, trägen asiatischen Lebens concentrirte sich in diesem köstlichen Raume, während draußen der Windsturm tobte. Welche Macht besitzt doch der Reichthum!

Das röthliche Licht übte eine wunderbare Wirkung auf den weißen Teint Philippinen's aus; ihre Haut schien durchsichtig geworden zu sein und ihre Augen glänzten doppelt, gazellenartig. Wahrlich, die Schönheit gab der jungen Frau eine übernatürliche Gewalt, und der Commerzienrath müßte eine eisige Natur gewesen sein, wenn er nicht zu den Füßen der Göttin dieses Paradieses niedergesunken wäre.

Die junge Frau entließ durch eine Handbewegung ihre Zofe, die lächelnd durch die Thür entschlüpfte. Sie war allein, geheimnißvoll geschmückt zu den geheimen Festen einer jungen Ehe. Der letzte Blick in den Spiegel entlockte ihr ein Lächeln der Zufriedenheit. Aber dann verfinsterten sich plötzlich ihre Züge, und sie rief unwillkürlich leise aus:

– Mansberg ist ein Verräther, ein Niederträchtiger.

Die Göttin war doch nicht ganz glücklich in ihrem Paradiese; der Reichthum konnte dem Herzen nicht ganz Genüge leisten.

Sie ging zu dem Divan, und nahm eine halb sitzende, halb liegende Stellung an. Das Licht der Ampel fiel schräg auf diese Venus, die einem Titian zum Modelle hätte dienen können.

## ZWEITES KAPITEL.

Der Commerzienrath ward von seiner Frau mit einem schmachttenden Lächeln empfangen. Sie streckte ihm den

weißen, runden Arm entgegen, den er mit einer Art Ehrfurcht vor der Schönheit küßte. Die glänzende, lüsterne Scenerie berauschte ihn.

– Sie haben mich erwartet, Philippine? begann der Gatte, als er an der Seite seiner üppigen Gattin saß.

– Wie können Sie das wissen?

– Doris hat es mir gesagt.

– Die Schwätzerin!

– Zürnen Sie ihr nicht.

– Das Mädchen erräth meine Gedanken. Kluge Domestiken sind unter Umständen eine Last.

– Ich glaube, daß meine Gattin sie nicht zu fürchten hat.

– Wahrhaftig nicht! rief Philippine lachend. Ich habe ja keinen Wunsch, den mein liebender Mann nicht in Erfüllung brächte.

– Ich bemühe mich, Ihnen das Loos, meine Gattin zu sein, so angenehm als möglich zu machen.

– Und daß es Ihnen vollkommen gelingt, schwöre ich Ihnen bei allen Göttern!

Sie lehnte den Kopf zur Seite und ließ sich von ihrem Manne küssen. Man widmete den ehelichen Zärtlichkeiten und dem süßen Geplauder eine Viertelstunde. Der Commerzienrath war berauscht von der Liebenswürdigkeit Philippinen's. Der sonst so ernste Geschäftsmann war heute mehr Liebhaber als Gatte, er fühlte, daß er in seiner Wahl glücklich gewesen. Dieses Gefühl veranlaßte ihn heute zum ersten Male, Fragen auszusprechen, deren

er sich früher halb geschämt hatte. Ein sechsendvierzig-jähriger Mann hat noch Anwendungen von Sultanslauen.

Die scharfsichtige Philippine, deren Eitelkeit durch die Bezwingung dieses Geschäftslöwen geschmeichelt ward, beschloß die Gefügigkeit ihres Gatten zu benutzen; sie wußte, daß in Momenten überwallender Zärtlichkeit das Herz mittheilsam und der Verstand ohnmächtig ist. Und welche Frau wüßte das nicht! In solchen Augenblicken beobachtet sie eine Schlauheit, welche die Tugend ein wenig entehrt. Es ist dies nicht ein Laster – wir wollen es Schwachheit nennen, die den Töchtern Eva's angeboren. Philippine, eine ausgebildete Salondame, hatte an ihrem Hochzeitstage mit der Männerwelt abgeschlossen; dieser Abschluß fiel ihr um so leichter, da sie mehr traurige als glückliche Erfahrungen gemacht. Ihre Armuth hatte die Bewerber zur Umkehr veranlaßt. Dem Commerzienrathe glaubte sie sich zwar zu Danke verpflichtet, aber sie wollte ihm gegenüber ihre Stellung behaupten. Verbindet sich mit Schönheit ein gewisser Grad von Geistesreichtum und Herzensgüte, so wird ihr der Mann, einem natürlichen Triebe folgend, stets die Stellung einräumen. In dem ehelichen Leben weiß Niemand besser den Vortheil zu wahren, als die Frau. Herr Delius kannte, trotz seiner sechsendvierzig Jahre, die Frauen nur wenig; Philippinen konnte es demnach nicht schwer werden, ihn gefügig zu machen. Ihre Schönheit war dem Commerzienrathe eine Mitgift, die das Vermögen aufwog. Er war stolz

auf die reizende Frau, und glücklich in ihren Umarmungen. Die kurze Ehe hatte genügt, daß ihm das Leben von einer neuen Seite erschien.

– Genügt Ihnen das ausgesetzte Nadelgeld? fragte er nach einer Pause.

– Ah, jetzt spricht der reiche Mann! rief sie in dem angeschlagenen heitern Tone aus. Lassen wir die Geldangelegenheiten – der Gatte soll sprechen.

– Geben Sie das Thema.

Herr Delius ging auf den angeschlagenen Ton ein.

– Gut; so stelle ich eine Frage an Sie und erwarte eine gewissenhafte Beantwortung. Ich bin sogar verpflichtet, zu fragen: Sind Sie mit Ihrer Frau zufrieden? Haben Sie sich in Ihren Erwartungen nicht getäuscht?

– Diese Frage macht Ihnen Ehre, Philippine.

– Aber sie ist zu natürlich, als daß ich sie unterlassen sollte. Liegt mir doch Alles daran, Sie glücklich, recht glücklich zu machen. In den Erwartungen, die Sie von Ihrer ersten Ehe hegten, hat Sie das Schicksal getäuscht – jetzt beruhen Ihre Hoffnungen auf der zweiten Gattin, und eine zweite Täuschung . . .

– Würde über mein Leben entscheiden! fuhr der Commerzienrath rasch fort. Als ich um Ihre Hand warb, Philippine, sagte ich Ihnen, daß eine Stelle in meinem Geiste auszufüllen sei – heute sage ich Ihnen, daß Sie meinem Herzen theuer geworden sind, daß ich in Ihnen eine Gattin gefunden habe. Sie verzeihen meiner Offenheit; aber ich bin glücklich, Ihnen dieses Geständniß ablegen

zu können. Ihnen danke ich, daß meine Erinnerung ruhiger geworden und daß ich mit kaltem Verstande auf die Vergangenheit zurückblicke, in der ich Alles begraben wähnte, was mir theuer war. Die Theorien, die mir mein wahrer Freund, mein Arzt, gepredigt, haben Sie wahr gemacht. Ich durfte nicht länger einsam stehen, wenn ich der Hypochondrie nicht völlig anheimfallen wollte. Sie, Philippine, haben mich dem Leben zurückgegeben.

– Ich will Ihnen glauben, mein lieber Freund, antwortete sie verschämt; ich muß Ihnen glauben, da von Schmeicheleien unter uns wohl nicht die Rede sein kann. Und somit habe ich mir ein Verdienst erworben, das außer mir Niemand höher anschlagen wird, als unsere Lucie.

Der Commerzienrath schien das Gespräch von seiner Tochter ablenken zu wollen.

– Der Verstand, fuhr er rasch fort, hat unsere Verbindung geschlossen, und das Herz giebt ihr die Weihe, um das Glück vollständig zu machen.

Philippinen entging die Absicht ihres Mannes nicht; aber sie stellte sich, als ob sie in das zwischen Vater und Tochter obwaltende Verhältniß nicht eingeweiht sei. Sie küßte ihm zärtlich den Mund und lehnte dann ihren Kopf an seine Schulter, als ob sie gerührt sei von dem Siege, den sie errungen. Der Verfasser weiß nicht, wie viel Wahrheit in ihren Zärtlichkeiten lag; aber er kann versichern, daß die junge Frau sich geschmeichelt fühlte. Der Banquier war schwach genug, an eine erwachende Liebe zu glauben.

– Soll ich Ihnen nun ein Geständniß ablegen? flüsterte sie an seinem Halse.

Herr Delius antwortete durch einen langen Kuß.

– So will ich denn aussprechen, was ich früher nicht gewagt haben würde, Ihnen zu eröffnen, da es den Schein des Eigennutzes und der Unwahrheit tragen mußte. Ich habe Ihnen die Hand gereicht, nicht weil es der Verstand, sondern weil es das Herz mir rieth.

Der Banquier war entzückt, er drückte die schöne Gattin fest an sich.

Viele Männer behaupten, daß es keine Frau gäbe, die in ihrem Leben nicht eine Lüge gesagt hätte, sei es nun eine Lüge, die ihr Gefälligkeit, Leidenschaftlichkeit, oder Nothwendigkeit erpreßt, – eine wohlüberlegte, eine leichtsinnige oder erhabene – eine Lüge sei unzertrennlich von dem Dasein einer Frau. Sie begründen diese Behauptung auf den Satz: unsere modernen Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen lehren die Frauen den Betrug. Betrachtet man die Verhältnisse Philippinen's, so läßt sich dieses Axiom nicht umstoßen. Man frage eine Frau, ob der Mann, dem sie die Hand gereicht, ihre erste Liebe sei – sie wird stets mit ›Ja‹ antworten. Dies ist wohl die verzeihlichste Lüge, und wenn sie nichts Anderes aus ihrem vergangenen Leben zu verdecken hat, so darf sich der Mann getrost durch diese Versicherung einwiegen lassen und an die Tugend seiner Gattin glauben, wie an das Evangelium. Es kommt nun Alles darauf an gut zu lügen, und Philippine verstand es. Der schlichte Herr Delius war kein Schüler des heiligen Thomas, wenigstens

nicht als Ehemann; er nahm die Versicherung seiner Frau als reine, ungeschminkte Wahrheit. Die Dame bemerkte mit inniger Freude, daß sie ein leichtes Spiel hatte. Mit bewunderungswürdiger Schlaueit sondirte sie nun die frühern Verhältnisse ihres Mannes, um dem Vater einen Dienst zu leisten und die Angriffe des Barons abzuschlagen, der sich offenbar mit Mansberg gegen sie verbunden hatte.

– Ich weiß, sagte sie, daß ich ernste und schwere Pflichten zu erfüllen habe.

– Schwere Pflichten? fragte verwundert der Commerzienrath.

– Es gilt ja, Ihnen ein Glück zu ersetzen, das Sie lange betrauert haben, vielleicht noch betrauern.

Der Gatte bemühte sich, zu lächeln.

– Ich weiß, was ich Ihnen schuldig bin, Philippine!

– O, legen Sie sich keinen Zwang an, mein lieber Freund; daß Sie mir nicht die erste Liebe entgegenbringen, die reich an Poesie ist, weiß ich ja. Ihre Gattin muß Freude und Leid mit Ihnen theilen. Sind Sie glücklich in froher Erinnerung an eine schöne Zeit, so bemühen Sie sich nicht, es mir zu verbergen – ich plaudere gern mit Ihnen über Ihre Helene, die man als ein Muster von Schönheit und Tugend bezeichnet. Man sagt, daß Lucie das Ebenbild ihrer Mutter sei . . .

– Ja, die Aehnlichkeit ist wunderbar.

– So weiden Sie sich daran, mein lieber Freund!

– Philippine!

– Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht eifersüchtig sein werde!

Dieser Schwur war wirklich kein falscher.

– Aber halten Sie es nicht für Gleichgültigkeit von meiner Seite, fuhr sie rasch fort; ich will nur, daß Sie in Nichts beeinträchtigt werden. Und dann auch möchte ich unsere Lucie glücklich wissen, die mich, wie ich vermuthete, in dem Verdachte hat, daß ich einen Theil der Zuneigung, die ihr gehört, an mich reiße. Ich ehre in der Tochter die verstorbene Mutter.

Herr Delius schüttelte schmerzlich sein Haupt.

– Gestehen Sie es nur, sagte die junge Frau theilnehmend, es ist zwischen Ihnen und Ihrer Tochter nicht Alles, wie es sein soll. Diese Wahrnehmung erfüllt mich mit Schmerz, und ich habe mir vorgenommen, zu vermitteln, so viel an mir ist – selbst auf die Gefahr hin, ein wenig zudringlich zu erscheinen. Sie müssen mir eine Stelle in Ihrem Herzens- und Familienrathe einräumen.

– Diese Stelle gebührt Ihnen, Philippine, sagte ernst der Banquier; sie gebührt Ihnen um so mehr, da Sie sie fordern. Ich räume sie Ihnen von ganzem Herzen ein.

Philippine schlang ihren vollen Arm um seinen Nacken.

– Sie räumen sie mir ein, flüsterte sie mit einem Anfluge scherzender Ironie; angewiesen hätten Sie mir diese Stelle wohl nicht?

– Wenigstens nur dann erst, mein Kind, wenn ich gewußt hätte, daß ich Ihnen nicht zuviel zumuthe.

– Zu viel? Ich bin Ihre Frau!

– Aber Sie sind auch Lucien's Stiefmutter, und Lucie könnte für Ihre Schwester gelten.

– Sie sind ein böser Mensch, Emil!

Der Commerzienrath wollte antworten; sie drückte ihre Lippen fest auf die seinigen. Dann rief sie:

– Diese Strafe verdient Ihr Mißtrauen! Ich bin eitel, es ist wahr, und in dieser Eitelkeit sage ich Ihnen, daß Ihre Frau sich gern an der Seite Ihrer Tochter zeigt, daß sie die Vergleiche der Welt nicht fürchtet. Lucie ist mir in der kurzen Zeit eine liebe Freundin geworden, und ich müßte es nicht herzlich gut mit ihr meinen, wenn die Stiefmutter zwischen sie und den Vater als gefürchtete Person träte. Ich will von denen geliebt sein, die mir nahe stehen.

Er nahm Philippinen's zarte Hände in die seinigen und sah die schöne Frau einige Augenblicke ernst an.

– Sie werden vielleicht über mich lächeln, begann er, wenn ich Ihnen einen Blick in mein Gemüthsleben gestatte; aber ich will Ihren Spott ertragen, da ich weiß, daß Sie mich lieben, daß Sie mein Bestes wollen. Der Tag, an dem ich Ihnen meine Hand bot, sollte als der letzte einer Vergangenheit angehören, die den verhängnißvollsten Theil meines Lebens bildet. Indem ich Ihnen diese Vergangenheit schildere, schildere ich mich selbst, damit Sie mich nehmen, wie ich bin, und nicht wie ich sein soll. Helene Bergt, meine erste Frau, war die Tochter eines holländischen Officiers, der in Batavia sein Leben ließ. Ich lernte sie als Waise kennen und lieben. Man

sprach damals von einem großen Vermögen, das der Vater erworben haben sollte; und Helene selbst stellte die Zahlung desselben in sichere Aussicht. Sie glauben mir wohl, wenn ich versichere, daß mir Helene Alles, das Vermögen Nichts war. Die Verhältnisse gestatteten mir, mich nur nach Neigung zu verheirathen. Der Vormund meiner Braut, ein Pfarrer, mit dem ich mich in Correspondenz gesetzt hatte, gab mir nach einigem Zögern die Einwilligung und versprach zugleich, für die Auszahlung der Mitgift sorgen zu wollen, die nach Helenen's Verheirathung ohne Anstand erfolgen sollte; die Zeit jedoch könne er nicht genau bestimmen. Es lag etwas Geheimnißvolles in der Art und Weise, mit der man über dieses Vermögen sprach. Helene selbst wußte weniger, als der Vormund, der bisher die Kosten ihrer wirklich gediegenen Erziehung bestritten hatte.

– Haben Sie die Familie Helenen's nicht kennen gelernt? fragte Philippine, die mit dem gespanntesten Interesse zuhörte.

– Das war unmöglich.

– Warum?

– Weil sie keine Familie hatte.

– Ah!

– Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß sie eine Waise war.

– Ganz recht. Fahren Sie fort, ich bitte.

– Die Mutter Helenen's war früh gestorben, und der Vater – nun, Sie wissen es ja – war in der holländisch-ostindischen Colonie geblieben, in der sein Regiment den

Dienst hatte. Wir ließen unsere Trauung hier in meiner Vaterstadt vollziehen. Wer meine Braut am Altare gesehen, war entzückt über ihre Schönheit, und wer sie in gesellschaftlichen Kreisen näher kennen gelernt, mußte sie ihrer natürlichen Anmuth, ihrer Züchtigkeit und soliden Bildung wegen achten und lieben. Wir lebten zurückgezogen, nur unserm häuslichen Glücke, in dem wir alle Befriedigung fanden. Das Vermögen blieb aus. Aber was kümmerte mich, den Glücklichen, das Vermögen? Mein Bankhaus florirte, und alle Unternehmungen schlugen ein. Eine Frau, die mir die irdische Welt zum Paradiese machte, bedurfte des Reichthums nicht und ich würde es für ein Verbrechen gehalten haben, von materiellen Dingen zu reden. Nach der allgemeinen Meinung hatte mir meine Frau Hunderttausende zugebracht; ich widersprach dieser Meinung nicht, da ich als Geschäftsmann wohl begriff, daß dadurch der Credit meines Hauses erhöht worden war. Unser Glück erreichte den höchsten Gipfel, als Helene sich Mutter fühlte. Um diese Zeit ging eine Veränderung mit meiner Frau vor, die ich erklärlich fand; sie zitterte vor dem verhängnißvollen Tage, der mich zum Vater machen sollte. Ach, ich kann an Ahnungen nicht zweifeln! Meine Frau ward unruhig, ängstlich, und obwohl sie es mir zu verbergen suchte, ward mir ihr Gemüthszustand dennoch klar. Sie wollte mich nicht mehr von sich lassen, hing oft in krampfhaftem Zittern an meinem Halse und weinte, während sie lächelte. Wenn ich meine Befürchtungen äußerte, sprach sie mir selbst

Muth zu. Es war dies ein Zustand, der unserer Liebe eine neue, ich möchte sagen, eine heilige Weihe gab. Wir zitterten vor der nahen Trennung; sie suchte es mir, ich suchte es ihr geheim zu halten. Eins wollte dem andern Opfer der Zärtlichkeit bringen, wollte stark und gefaßt erscheinen, um zu beruhigen.

– War denn ein wirklicher Grund zu Befürchtungen vorhanden?

– Wir wußten keinen.

– Sie hätten einen Arzt zu Rathe ziehen sollen.

– Es geschah.

– Und was erklärte der Arzt?

– Er lächelte und spottete über unsere Furcht. Zugleich aber stellte er meine Frau unter seine specielle Aufsicht und ordnete mit Strenge die entsprechende Lebensweise an. Der Arzt war mein Freund, und ich konnte mich seiner besondern Fürsorge versichert halten. Um den Anlaß zu Gemüthserregungen zu vermeiden sah ich in der letzten Zeit meine Frau so wenig als möglich, und nur in Beisein des Arztes, der uns täglich besuchte. Der brave Mann war uns Beiden eine Vorsehung. Ich suchte nun durch angestregtes Arbeiten mich zu zerstreuen und brachte es wirklich dahin, daß ich die Furcht Helenen's als eine natürliche Folge ihrer grenzenlosen Liebe zu mir hielt.

– Und dies war es auch ohne Zweifel?

– Es giebt keine Macht in der Welt, die meinen Glauben an Helenen's Tugend erschüttern könnte. Wer es wagt,

den Ruf der Verstorbenen anzutasten, wer ihr Angedenken in meiner Seele zu erschüttern sich erkühnt, beleidigt mich selbst und meine Ehre.

– Es wird Niemand wagen, meinte Philippine, die eine geheime Freude über die Festigkeit ihres Mannes empfand, mit der er diese Worte gesprochen. Ich selbst würde mich Ihnen anschließen, um den Frechen abzufertigen. Aber dessen wird es wohl nicht bedürfen – Sie haben nur Freunde, und Freunde beleidigen nicht. Alle, die ich bis jetzt gehört, sprechen mit der größten Achtung von der Verstorbenen. Bin ich durch Helenen's Tod auch so glücklich geworden, an Ihrer Seite durchs Leben zu gehen, so beklage ich dennoch von ganzem Herzen Ihr Mißgeschick. Möge es mir vergönnt sein, Ihnen einen kleinen Theil des herben Verlustes zu ersetzen.

Der Commerzienrath küßte seiner Frau die Hände.

– Philippine, sagte er gerührt, ich preise mich glücklich, daß ich mich jetzt erst zu der zweiten Ehe entschlossen habe.

– Warum?

– Weil ich früher meiner zweiten Gattin nur ein kummervolles Herz bringen, weil ich ihr weniger angehören konnte, als jetzt. Ich blicke nicht mehr mit Schmerz auf die Vergangenheit zurück, nur noch mit Wehmuth. Die Freuden des Lebens, die Sie mir bieten, finden mich empfänglich, und ich kann sie mit Ihnen theilen. Doch ich fahre fort; es ist gut, daß ich mich Ihnen gegenüber ganz ausspreche. Meiner Frau soll jede Falte meines Herzens sich öffnen, wenn anders unsere Ehe eine glückliche sein

soll. Sie verdienen mein volles Vertrauen, und es soll Ihnen werden. – So verfloß die letzte Zeit in banger Erwartung. Helene war mir nicht eine Gattin mehr, sie war mir eine Heilige, die für mich dem Tode ins Auge sah, die für mich furchtbare Schmerzen empfand und für mich betete. Frau Weiß, eine zuverlässige Person, kam durch den Arzt in unser Haus; sie sollte stets in Helenen's Nähe und später dem Kinde Amme sein. Anne, wie sie genannt wurde, erwarb sich rasch das Vertrauen meiner Frau, und somit hatte ich eine neue Bürgschaft für das Glück der Zukunft.

Der verhängnißvolle Tag erschien. Helene genäß eines reizenden Töchterleins. Man hielt mich fern, denn ich hätte Mutter und Kind vor Freude erdrückt. Der Seelenpein folgte die höchste Seligkeit – der rasche Wechsel der Gemüthsstimmung machte mich fast krank. Der Arzt befahl, daß ich in meinem Zimmer bleiben sollte; er selbst brachte mir täglich drei, vier Male Nachricht von der Wöchnerin. In der fieberhaften Aufregung, die sich meiner bemächtigt hatte, erschien mir die Ruhe des Doctors eine erkünstelte. Eines Tages fragte ich ihn, ob ich meine Frau sehen dürfe:

»– Nein! war die Antwort.

»– Nennen Sie mir den wahren Grund, Doctor.

»– Sie sind zu stürmisch, mein Freund!

»– O, ich werde ruhig, ganz ruhig sein.

»– Sie können Ihr Versprechen nicht halten, auch wenn Sie wollen.

»– Glauben Sie mir, Doctor, glauben Sie mir, ich kann stark sein.

»– Nehmen wir an, Sie wären stark und träten ruhig an das Bett Ihrer Gattin – würden Sie nicht Helenen eine Aufregung bereiten, die leicht nachtheilige Folgen haben könnte? Dies Freude ist nicht minder schädlich, als der Schmerz. Die Stille in dem Zimmer der jungen Mutter darf durch Nichts gestört werden. Sobald ich es nach meinem ärztlichen Ermessen für gut befinde, werde ich selbst Sie einführen.

Eine seltsame Unruhe, eine unbeschreibliche Herzensbeklemmung fachte den Argwohn an, daß man mich täuschen wolle. Ich gab dies dem Arzte zu erkennen.

– Sie sind ein Thor! sagte ernst der Arzt. Wollen Sie die Wirkung der Vorsichtsmaßregeln durch eine Uebereilung zerstören? Sie haben wochenlang mit Ueberwindung sich meinen Befehlen gefügt, und jetzt, da ich die größte Vorsicht fordern muß, wollen Sie ungehorsam werden? Seien Sie ein Mann und harren Sie noch einige Tage aus.

Der Arzt beruhigte mich.

»– Haben Sie denn erhöhten Grund zu Befürchtungen? fragte ich.

»– Nein; aber ich folge meiner Erfahrung, meiner Wissenschaft.

»– So lassen Sie mich wenigstens mein Kind sehen.

»– Ich werde es Ihnen senden.

– Anne brachte mir das Kind. Ich weiß nicht, woher es kam; aber mir war, als ob dieses zarte, unschuldige Wesen durch seine Existenz die meiner geliebten Frau

zerstörte. Ich befand mich in einem Zustande vollkommener Unzurechnungsfähigkeit. Nur das eine Gefühl be-seelte mich: die Befürchtung, meine Frau zu verlieren. Von diesem Gefühle ward das der Vaterliebe völlig er-stickt. Noch heute gedenke ich jenes Zustandes, dessen ich mich deutlich erinnere, mit Verwunderung, ich möch-te sagen, mit Schrecken. Mir ahnte, daß ich einen herben Verlust erleiden würde. Weder mein Verstand noch die Beruhigungen des Arztes vermochten mich zu trösten. Ich hatte Tag und Nacht nicht Ruhe. Da rief mich eines Tages die Wärterin zu meiner Frau. Ich ging zu ihr, oh-ne den Arzt zu fragen. Helene war bleich wie der Tod. So hatte ich sie in meinen unruhigen Nächten gesehen. Ich sank weinend und klagend neben dem Bette nieder. Helene war ruhiger, als ich; sie suchte mich zu trösten, indem sie mir unser Kind zeigte und versicherte, daß sie sich, wenn auch matt, wohl befände. Diese Versicherung konnte mich nicht täuschen. Der Arzt, der angekommen war, führte mich gewaltsam aus dem Zimmer.

»– Sie werden Ihre Gattin tödten! rief er aus. Fassen Sie sich, seien Sie ein Mann!

»– Helene hat mich rufen lassen.

»– Wie unbesonnen!

»– Doctor, das ist ein böses Zeichen! Die Kranke selbst fühlt, daß sie sterben muß. Nehmen Sie mein Vermögen, aber retten Sie mir Helenen!

»– Ich werde sie retten mit Gottes Hülfe!

– Denselben Abend sagte man mir, daß Helene ruhig schlief. Ich schöpfte von Neuem Hoffnung. In der Nacht trat plötzlich die Wärterin an mein Bett.

»– Was giebts? rief ich erschreckt.

Anne weinte.

Zwei Minuten später stand ich an dem Krankenbette. Helene lächelte noch einmal, dann verschied sie. Das Weinen des Kindes riß mich aus der Betäubung. Was nun geschehen, weiß ich nicht; nur dessen erinnere ich mich, daß ich mit dem Schicksale grollte und einen Haß auf das Kind warf. Da mein Schmerz in Tobsucht ausartete, wie mir später der Arzt erzählte, mußte man meine Tochter entfernen. Monate vergingen, ehe ich ruhiger ward. Ich unternahm eine Reise, da meine Gesundheit angegriffen war. Als ich nach einem halben Jahre zurückkehrte, brachte mir Anne die kleine Lucie entgegen – ich wollte das Kind küssen – ein Schauer überlief mich, indem ich meine Lippen auf die Stirn des Kindes drückte. Soviel ich nun auch meinen Verstand zu Rathe zog – es war mir unmöglich, das einmal gefaßte Vorurtheil zu besiegen: wäre Lucie nicht, so lebte meine Frau noch. Ich schämte mich, diesen Schluß auszusprechen; trotzdem wurzelte er tief in meinem Geiste. Die Welt war mir öde und leer, das Leben hatte keinen Reiz für mich; ich theilte meine Zeit zwischen den Geschäften und dem Besuchen des geliebten Grabes. Alles, was ich unternahm, hatte einen glücklichen Erfolg, mein Vermögen verdoppelte sich. Wie oft wünschte ich mir große Verluste, damit Geschäftssorgen meinem Geiste eine andere Richtung gäben – umsonst;

es war, als ob der Geist der Verklärten über mich wachte und mir Glück brächte. So führte ich ein wunderbares Gemüthsleben, das mich von der Welt ausschloß. Mein Schmerz ward nach und nach ruhiger, aber ich fand nur Trost und Erholung an dem Grabe, das ich täglich besuchte. Das Grab war meine Kirche, mein Haus und meine Familie.

Lucie ward ein schönes Kind, und mit den Jahren der Mutter so ähnlich, daß ich sie oft im Stillen betrachtete.

– Das mußte Ihnen angenehm sein, meinte Philippine.

– So meinte auch ich; aber ihr Anblick brachte eine entgegengesetzte Wirkung hervor.

– Unbegreiflich!

– Immerhin, aber es ist so, sagte Herr Delius.

– Bezeichnen Sie mir den Eindruck.

– Mir war, als ob Lucie, deren Geburt die Mutter getödtet, nun auch dazu bestimmt sei, mich stets an Helene und an den furchtbaren Verlust zu erinnern, der mich nach so kurzer Zeit des höchsten Glückes betroffen. Und wahrlich, ich muß es gestehen, so oft ich meine Tochter sah, so oft bemächtigte sich meiner ein Schmerz, der die Herzenswunden von Neuem wieder aufriß. Die glücklichen Tage tauchten auf, und ich sah mich an der Seite Helenen's, die mir einmal in einer traulichen Stunde gesagt hatte, daß sie ihr erstes Kind nicht überleben würde. Ich dagegen sagte mir, daß Lucie unschuldig sei und alle meine Liebe verdiente . . .

– Das war die richtige Philosophie!

– Aber sie bewährte sich bei mir nicht; Lucie erhielt die traurige Erinnerung stets wach und ich mußte sie meiden, um nicht dem Trübsinne zum Opfer zu fallen, der mich nach und nach aus seinen Banden entließ. Der Arzt rieth, das Mädchen in eine Pension zu geben. Ich brachte es in dieselbe, aus der meine Helene hervorgegangen war. Nun ward mein Leben wieder ruhiger. Die Gespräche mit meinem Arzte übten eine heilsame Wirkung aus, und es kam selbst so weit, daß der Gedanke an eine neue Heirath angeregt wurde. Ich bebte zurück, denn es schien mir unmöglich, eine Frau auf dieser Welt zu finden, die meine Helene auch nur annähernd ersetzen könnte. Sie verzeihen mir, Philippine – ich schildere meine Ansichten, die ich zu jener Zeit hatte.

– Und diese Schilderung macht mich stolz!

– Philippine!

– Ich begreife immer mehr, daß ich wichtige und ehrenvolle Pflichten zu erfüllen habe.

– O, wo verstehen uns! sagte gerührt der Banquier. Dem Himmel sei Dank, daß ich jetzt klarer und ruhiger denken kann. Nun muß man aber nicht glauben, daß ich meine Tochter hasse; ich mied sie nur, um die Erinnerung abzuschwächen und hoffte, daß die Zeit endlich Alles ausgleichen würde. Die Tochter meiner Helene vernachlässigte ich nicht.

– Wie war es mit dem in Aussicht gestellten Vermögen?

– Ich komme jetzt auf diesen Punkt zurück. Helene war gestorben, ohne mir irgendeine Andeutung gegeben zu haben, nach der ich hätte handeln können. Jahre waren

verflossen, ehe ich mich der Pflicht erinnerte, für Lucien's Vermögen zu sorgen. Ich warf ein Kapital aus, und legte es sicher an; es sollte den Chancen des Geschäfts und der Börse nicht ausgesetzt sein. Bei dieser Gelegenheit fiel mir auch die versprochene Aussteuer Helenen's ein, die meiner Tochter gebührte. Die hinterlassenen Papiere gaben keine Aufklärung, ich suchte also, den Vormund auf, jenen Pfarrer, der in einem Dorfe am Harze wohnte. Seit dem Tode Helenen's hatte ich Nichts von ihm gehört.

Das Dorf liegt in den ersten Bergen des Harzes. Als ich den Kirchhof betrat und das kleine Pfarrhaus sah, mußte ich mich wundern, daß hier, abgeschieden von der großen Welt, der Vormund wohnte, der das bedeutende Vermögen der Tochter eines holländischen Officiers verwaltete. Zum ersten Male dachte ich an das Seltsame dieses Umstandes; zugleich aber fiel mir das Schweigen auf, das man bis jetzt beobachtet hatte. Ein Vormund sollte sich doch um seine Mündel kümmern, zumal, wenn dieser Vormund ein geistlicher Herr ist. Mit einer Anwendung von Mißtrauen, aber auch mit dem festen Vorsatze, die Rechte meiner Tochter nach allen Richtungen hin zu wahren, klopfte ich an. Eine hübsche junge Frau, vielleicht dreißig Jahre alt, öffnete. Ich hielt sie für die Tochter des Vormundes, der meiner Meinung nach ein bejahrter Mann sein müßte.

Ich fragte nach dem Herrn Pfarrer.

»– Mein Mann befindet sich in seiner Studirstube, war die Antwort.

»– Kann ich ihn sprechen?

»– Ich bitte, folgen Sie mir. Es war also die Frau Pastorin, die mich eine Treppe hinan in ein einfaches, aber freundliches Zimmer führte. Hier empfing mich ein junger Mann von fünf- bis sechsunddreißig Jahren.

»– Ich suche den Herrn Pastor Eberhardi.

»– Ach meinen Vorgänger im Amte! rief der freundliche Mann.

»– Wo treffe ich ihn jetzt?

»– Eberhardi ist schon seit mehren Jahren todt.

»– Todt?

»– Seit fünf Jahren.

»– Und wo befindet sich seine Familie?

Der Pfarrer zuckte mit den Achseln. Dann bot er mir einen Stuhl an.

»– Wer beehrt mich mit seinem Besuche? fragte er dann.

»– Der Banquier Delius aus A\*.

»– So kommen Sie wohl in Geschäftsangelegenheiten?

»– In Geschäfts- und Familien-Angelegenheiten. Der Pfarrer Eberhardi war der Vormund meiner seligen Frau. Sie leisten mir einen großen Dienst, wenn Sie mir Alles mittheilen, was Sie von Ihrem Vorgänger wissen.

»– Das, mein lieber Herr, ist nur wenig, und leider auch eben nicht erfreulich. Haben Sie den Verstorbenen gekannt?

»– Nein! Ich besitze nur einige Briefe von ihm.

»– Und daß er todt ist, wissen Sie nicht?

»– So eben habe ich es von Ihnen erfahren.

»– Ich theile Ihnen mit, was ich weiß.

»– Zählen Sie auf meine Dankbarkeit.

»– Eberhardi war nach dem Urtheile der Gemeinde ein guter, aber ein leichtsinniger Mann; nie hat er seine Ausgaben mit den Einnahmen in Einklang gebracht.

»– Das ist eine böse Nachricht, Herr Pastor.

»– Sie haben wohl noch keine Ablage der Vormundschaftsrechnung erhalten?

»– Ich weiß nur, daß sich das bedeutende Vermögen meiner Frau in seinen Händen befunden hat.

»– Das ist eine neue Entdeckung! rief der geistliche Herr. Eberhardi hat bedeutende Schulden hinterlassen.

»– Wie ist der Mann dazu gekommen?

»– Eberhardi hatte viele Töchter; er wollte hoch mit ihnen hinaus und hat sie zu Modedamen erziehen lassen, was bekanntlich mehr kostet, als ein Dorfpfarrer bestreiten kann. Wie hoch beläuft sich das Vermögen Ihrer Gattin?

»– Hundertfünfzigtausend Thaler.

Der Pastor schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

»– Und das reclamiren Sie jetzt erst? rief er erstaunt aus.

Diese sehr natürliche Frage setzte mich in Verlegenheit; ich sprach von seltsamen Umständen und suchte mein Zögern so gut als möglich zu entschuldigen.

»– Mein Herr, sagte kopfschüttelnd der Pfarrer, nun unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß Eberhardi ein Selbstmörder ist. Man hat bis jetzt daran gezweifelt, obgleich man seinen Leichnam mit einem Pistole im Walde

gefunden hat – die Furcht vor der Rechnungsablegung hat ihn zu dieser gräßlichen That getrieben. Unbegreiflich bleibt es nur, wie er diese enormen Summen hat verschleudern können! Die ganze Gemeinde stellt ihm das Zeugniß aus, daß er schlicht und einfach gelebt, und nur großen Aufwand mit seinen Töchtern getrieben hat, die er bis zur Verblendung geliebt. Die Mädchen müssen den Vater geradezu bestohlen haben.

Ich begriff, daß hier Nichts auszurichten sei; aber es lag mir daran, Näheres über die Familie Eberhardi zu erfahren. Der Pfarrer hatte seinen Vorgänger nicht mehr gekannt, und was er von ihm wußte, hatte er mir mitgetheilt. Um mir gefällig zu sein, ließ er einen alten Bauer kommen, der mit Eberhardi befreundet gewesen. Dieser Mann war die Gutmüthigkeit selbst; er schien sich durch die Einladung des Pfarrers geschmeichelt zu fühlen. Als der Name des Verstorbenen genannt wurde, verfinsterte sich sein Gesicht, und als ich um Auskunft bat, nachdem ich ihm die Gründe dazu angegeben, schüttelte er schmerzlich sein greises Haupt. »Das ist eine seltsame Geschichte,« meinte er; »ich weiß nicht, ob ich den Verstorbenen für einen Selbstmörder halten soll, oder nicht. Wenn ich seinen ehrenwerthen Charakter bedenke, sein gutes Herz und seine Religiosität, so spreche ich ihn frei von der Sünde des Selbstmordes; aber seine zerrütteten

Vermögensverhältnisse und nun noch die Forderung dieses Herrn klagen ihn an. Aber wohin ist das viele Geld gekommen? Mögen die Mädchen auch noch so prunksüchtig gewesen sein, so große Summen können sie nicht verschwendet haben. Und dann auch waren die drei jüngsten noch sehr klein; die armen Kinder dienen als Mägde in der Stadt, sie haben nur das, was ihnen der Lohn abwirft. Und die Mutter ist auch in Jammer und Elend verstorben; ein mitleidiger Vetter hat sie begraben lassen, Wo ist nun das Geld? Uebrigens muß ich Ihnen sagen, daß sich vor ungefähr zwei Jahren auch eine Dame nach dem Pastor Eberhardi erkundigt hat; sie kam zu mir, weil ich um jene Zeit noch Dorfschulze war. Ich mußte ihr über die ganze Familie Auskunft geben, und nach den beiden ältesten Töchtern fragte sie sehr angelegentlich.

»– Wer war die Dame?

»– Ich weiß es nicht, antwortete der Greis; sie schien aber vom Stande zu sein, denn sie war in einem schönen mit Postpferden bespannten Reisewagen gekommen. Als ich sie um ihren Namen befragte, entgegnete sie kurz: der Name thut Nichts zur Sache. Dann entfernte sie sich, und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört oder gesehen. Diese Erfahrungen beweisen, daß der Herr Pastor mit vornehmen Leuten zu schaffen gehabt hat.

Der Bericht des Ortsschulzen vervollständigte zwar die Mittheilungen des Pfarrers, aber sie waren nicht hinreichend, um mir den Weg zu fernern Nachforschungen anzudeuten. Von hinterlassenen Papieren Eberhardi's wußte Niemand, der Greis versicherte, daß sich nur unbezahlte Rechnungen vorgefunden hätten. Ich ging zu dem Landrathe des Kreises; er wußte nicht mehr, als das, was ich bereits erfahren hatte. So kehrte ich mit der Gewißheit in meine Heimath zurück, daß das Vermögen Helenen's nicht zu erlangen sein würde; aber auch soviel glaubte ich annehmen zu können, daß der ehrwürdige Pfarrer aus der Welt geschafft sei, damit er einen Betrug nicht an das Tageslicht ziehe. Ich theilte die Sache meinem Rechtsanwalte mit. Dieser stellte jahrelang vergeblich Nachforschungen an. Man hat weder die geheimen Beziehungen des Pfarrers noch die Ursache seines plötzlichen Todes ermitteln können. Nur soviel hat sich herausgestellt, daß er pünktlich die Pensionsgelder für seine Mündel bezahlt hat. Seit lange habe ich nun die Nachforschungen einstellen lassen, zumal da der Advokat versichert, daß uns die Beweisführung über die Rechtmäßigkeit unserer Ansprüche kaum gelingen würde, denn die Andeutung Helenen's und ihres Vormundes, es sei Vermögen vorhanden, genüge nicht. Dies ist die Geschichte von der Mitgift meiner verstorbenen Frau.

Philippine war befangen geworden.

– Mir scheint, mein lieber Freund, Sie selbst haben durch Ihre Sorglosigkeit sich ein hübsches Vermögen verscherzt. Ein Banquier, ein Börsenmann, hätte gleich Anfangs anders verfahren müssen.

– Wohl wahr; aber in jener Zeit war ich nicht Banquier, sondern nur Liebhaber, und ich hätte mit Freuden noch ein Kapital geopfert, wenn es zur Erlangung der Braut nöthig gewesen wäre. Die erste Zeit nach dem Tode Helenen's war meine Gemüthsstimmung der Art . . .

– O, ich will Ihnen nicht etwa Vorwürfe machen, unterbrach ihn die Gattin; die so eben gesprochenen Worte erpreßte mir die Theilnahme.

– Ich verstehe Sie, Philippine! sagte lächelnd der Commerzienrath.

– Und somit hat Ihnen Helene Nichts zugebracht?

– Nichts, Nichts! Sie ist betrogen, wie es scheint.

– Vielleicht bringt die Zukunft noch Aufklärung.

– Lassen wir die unangenehme Geschichte auf sich beruhen.

– Aber bedenken Sie das Kapital!

– Es gehört der traurigen Vergangenheit an.

– Sie haben Ihre Pflicht gegen Lucien erfüllt . . .

– Und nur deshalb habe ich jene Reise gemacht.

– Was wissen Sie von dem Vater Helenen's?

– Daß er in Batavia gestorben ist.

– Und was von der Mutter?

– Nichts, als daß sie gelebt hat.

– Sie wollten mir noch von Lucien erzählen.

– Ah, dies ist der Hauptpunkt; ich hätte ihn über Nebendinge fast vergessen. Mit inniger Freude habe ich von Ihnen vernommen, daß Sie meiner Tochter eine wahre Freundin geworden sind. Sie setzen sich über Verhältnisse hinweg, die sonst in der Regel Anlaß zu Mißhelligkeiten geben. Seit ich ruhiger geworden, habe ich über meine Familienangelegenheiten nachgedacht. Ich leugne nicht, daß auch mich das Vorurtheil erfüllte, zwischen Einer Stiefmutter und einer Stieftochter könne, wenn Beide in einem ziemlich gleichen Alter stehen, ein angenehmes Verhältniß nicht stattfinden. Sie verzeihen mir, Philippine, dieses Vorurtheil, das sich auf unendlich viel Fälle gründet.

– Ich verzeihe es Ihnen, meinte freundlich die junge Frau, weil ich es natürlich finde. Aber glücklicherweise ist Lucie eben so vernünftig, als ich. Diese Stiefmutter und diese Stieftochter machen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Sie haben sich gegenseitig das Wort gegeben, Ihr Glück nach Kräften zu begründen und Ihnen eine Familie zu bilden, an der Sie Freude haben. Diese Erklärung gebe ich Ihnen in meinem Namen und in dem Lucien's.

– Und ich nehme sie mit herzlichem Danke an, versicherte der Banquier. Nun aber muß ich Sie von einer Verpflichtung in Kenntniß setzen, die ich vor meiner Verheirathung mit Ihnen eingegangen bin. Lucien's glückliche Zukunft lag mir am Herzen; ich wollte nicht wiederum durch Zögern einen Nachtheil herbeiführen, wie in der traurigen Vermögensangelegenheit. Mansberg, mein

Procurist, liebte lange im Stillen schon Lucien – ich kenne für das Mädchen, das bis jetzt in klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt, keine vortheilhaftere Partie – Mansberg hat mein Wort, daß ich ihm die Hand meiner Tochter gebe.

– Emil, mit dem Pfarrer sind Sie zu langsam, mit dem Procuristen zu rasch verfahren.

– Ich begreife das; aber was geschehen, läßt sich nicht mehr ändern. Ein Mann hält sein Wort, und sollte es ihm auch Opfer kosten.

– Wollen Sie Ihr Kind opfern?

– Es kommt darauf an, ob die Verbindung mit Mansberg ein Opfer zu nennen ist. Wohl weiß ich, daß eine Ehe nur dann vollkommen glücklich wird, wenn bei Abschluß derselben das Herz und der Verstand zu Rathe gezogen werden. Aber bei Lucien kann dieser Grundsatz nicht zur Geltung kommen.

– Warum? Warum bei unserer Lucie nicht?

– Weil das unerfahrene Kind geleitet werden muß.

– Wer hat Helenen's Herz zu der Liebe geleitet, die sie für Sie empfunden?

– Helene lebte in der großen Welt; sie hatte Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen . . .

– Diese Gelegenheit, mein lieber Freund, wird Lucien fernerhin auch nicht fehlen. Das Klosterleben in unserm Hause ist vorbei, wir öffnen es der Welt und ihren Freuden. Wo Lucie sich zeigt, ich sage es mit Stolz, erregt sie Aussehen und Sympathien; man bewundert ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihren Geist. O, Emil, mir

scheint, Sie fürchten, daß Ihre Tochter eine alte Jungfer wird. Legen Sie ihr um des Himmels willen keinen Zwang an. Herr Mansberg mag sich unter die Zahl der Bewerber mischen, mag seine Vorzüge geltend machen und in der Gefeierten Zuneigung erwecken – gelingt ihm dies, so segnen Sie den Bund, den Lucie aus freiem Antriebe schließt. Leitung oder wohl gar Zwang ist eben so überflüssig, als unstatthaft. Erlauben Sie mir, daß ich jetzt als rechte Mutter auftrete, denn eine Frau kann ein Mädchenherz besser beurtheilen, als ein Mann. Soweit ich Lucien kenne, wird sie sich Ihrem Willen fügen, sobald er ihr bekannt wird; sie hegt eine so große Verehrung vor Ihnen, daß sie blindlings folgt, wenn man ihr die Verbindung mit Mansberg anpreis't. Aber wer bürgt für das Glück dieser Ehe? Mansberg mag immerhin ein liebenswürdiger Mann sein – ob er aber gerade Lucien zu beglücken im Stande ist, wage ich nicht, zu entscheiden. Bedenken Sie die Folgen, die ein Fehlgriff von unserer Seite nach sich ziehen kann! Wir müssen wohl überlegen, ehe wir handeln. Ich möchte die Schuld an einer unglücklichen Ehe Lucien's nicht tragen.

– Philippine, begann ruhig der Banquier, Ihre Theilnahme an dem Gesckicke meiner Tochter rührt mich, und ich räume Ihnen gern Sitz und Stimme bei Berathung dieser wichtigen Angelegenheit ein. Aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß wir vielleicht ohne ernstliches Zureden meinen Lieblingsplan ausführen können, wenn wir die Initiative ergreifen.

– Ist die Verbindung mit Mansberg Ihr Lieblingsplan?

– Aus mehr als einem Grunde. Vorzüglich leitet mich der, daß meinem Hause nicht Kapitalien entzogen werden, deren ich bei den wichtigen Unternehmungen der Gegenwart nöthig bedarf. Geht Mansberg's Wunsch nicht in Erfüllung, so ist sein Austritt aus meinem Geschäfte eine wahrscheinliche Folge. Und mit seinem Austritte wird mir ein bedeutendes Kapital entzogen. Kommt nun noch der Fall hinzu, daß ich Lucien ausstatten muß . . .

– Emil, muß denn Lucie so rasch unter die Haube gebracht werden? Vergessen Sie nicht, daß die Stiefmutter nicht neidisch ist. unsere Tochter ist noch jung, sie hat Zeit, Bekanntschaften zu machen und zu wählen.

– Sie scheinen gegen Mansberg eingenommen sein, Philippine.

– Nein; aber ich liebe Ihre Tochter.

– Lernen Sie den jungen Mann kennen.

– Ich spreche auch in seinem Interesse.

– Wie? sagte verwundert der Banquier.

Philippine stützte ihren Arm auf des Gatten Schulter; dann sah sie ihn zärtlich an und flüsterte mit weicher Stimme:

– Ein Frauenherz, mein lieber Emil, ist leicht verwundet. Als ich Sie kennen gelernt hatte, sagte ich mir, mit diesem Manne könntest du glücklich werden, denn er besitzt Eigenschaften, die dafür bürgen. Diese Eigenschaften hatte ich selbst aus dem persönlichen Umgange kennen gelernt. Wenn nun meine Mutter mit Anpreisungen gekommen wäre, so würde ich ohne einen großen Aufwand von Scharfsinn zu dem Schlusse gelangt sein: ein

Mann, der den Muth nicht besitzt, sich selbst Geltung zu verschaffen, muß keine empfehlenden Eigenschaften besitzen, und wenn diese mangeln, bedarf er der Anpreisung. Nun frage ich Sie: wird Lucie, die gebildete und feinfühlende Dame, nicht denselben Schluß ziehen, wenn wir ihr Mansberg als eine vortheilhafte Parthie schildern?

– Sie haben Recht.

– Handele ich, ihn anpreisend, in seinem Interesse? Und nun ferner: was würde Lucie von ihrer Stiefmutter denken? Hier versichere ich sie meiner Freundschaft und Liebe, und dort suche ich sie durch eine Heirath aus dem Hause zu bringen. So würde ich in ähnlicher Lage denken und die Stiefmutter verachten, die eine so traurige Rolle spielt. Emil, Sie haben den Wunsch noch nicht ausgesprochen, daß ich Ihre Tochter der projectirten Heirath mit Mansberg geneigt machen soll . . .

– Ich werde ihn auch nicht aussprechen, Philippine, sagte rasch der Banquier, denn ich will Ihnen nicht eine Stellung anweisen, die Lucien's Vertrauen erschüttert und Ihrer unwürdig ist.

Diese Nachgiebigkeit hatte die schlaue Philippine erwartet, sie belohnte den gefügigen Mann durch einen langen, zärtlichen Kuß von ihren würzigen Lippen. Man beschloß nun, Lucien die Entscheidung zu überlassen und dem Procuristen Gelegenheit zu geben, sich oft der Geliebten zu nähern. Herr Delius erinnerte sich der Worte Mansberg's wonach dieser es wünschte, daß dem jungen Mädchen die freie Entschließung bliebe, und er trat

um so lieber den Ansichten seiner Frau bei, als er hoffte, daß der nach seiner Meinung ausgezeichnete Mansberg Glück bei Lucien machen werde, die bis jetzt einen andern Mann nicht kennen gelernt habe. Er war entzückt über den Scharfsinn und die Rechtlichkeit seiner Frau. Als er spät in der Nacht von ihr schied, glaubte er die völlige Gewißheit darüber erlangt zu haben, daß ihn das Glück der zweiten Ehe für das Unglück der ersten entschädigen werde.

Philippine saß noch lange auf dem Divan. Die Mittheilungen des Commerzienraths forderten sie zu ernstem Nachdenken auf. Da Helene ihrem Manne ein Vermögen nicht zugebracht hatte, mußte die Beschuldigung des Barons den armen Hofrath, der schriftliche Beweise über die Ablieferung des Kapitals nicht aufzeigen konnte, schwer treffen. Dem Banquier lag viel daran, das Kapital, das die Erbschaft Lucien's bildete, zu erlangen; dies bewiesen die angestellten Nachforschungen und der ausgesprochene Wunsch, die Betriebssummen des Bankhauses nicht geschmälert zu sehen, zumal, wenn der Austritt Mansberg's erfolgte, und daß dieser erfolgen würde, wenn er von der Heirath mit der Tochter des Hauses abhängig sei, war nicht in Zweifel zu ziehen, es wußte dies Niemand besser, als Philippine, der Lucie bereits eine bestimmte Erklärung abgegeben hatte. Die Verhältnisse waren verwickelter als je, und die Lage der jungen Frau, die sich kaum ihres ehelichen Glückes versichert hatte, eine äußerst schwierige. Für den Augenblick lag

der Vortheil auf der Seite ihrer Feinde, und wer konnte außerdem wissen, welche Mittel Mansberg vorbereitet hatte, um seinen Chef zu zwingen, die der Heirath entgegenstehenden Hindernisse durch einen Befehl zu beseitigen. Philippinen's bemächtigte sich eine unbeschreibliche Angst, zum ersten Male erlahmte ihr Verstand an der Auffindung sinnreicher Mittel, den nahenden Sturm abzuschlagen. Es stand nicht allein die Ehre ihres Vaters, sondern auch die eigene stand auf dem Spiele. Welche Wirkung mußte das Bekanntwerden des Umstandes hervorbringen: der Vater Philippinen's, der mit Neid betrachteten Gattin des Commerzienraths, hat das Vermögen der früh verstorbenen Helene unterschlagen! Zwar sagte sie sich, daß Delius seine Gattin nicht compromittiren könne und daß er gezwungen sei, das Aufsehen zu vermeiden; aber ihr Stolz empörte sich bei dem Gedanken, in dem Hause, in dem sie eigentlich herrschen sollte, nur aus gewissen delikaten Rücksichten geduldet zu sein, und diese traurige Stellung habe ihr Mansberg bereitet! Mansberg und der Baron von Kronau!

Um ihre Nachtruhe war es geschehen. Die Pendüle schlug Eins. An dem verhangenen Fenster ließ sich das dumpfe Brausen des Wintersturmes hören. Wie traulich war der warme, elegante Raum, wie einladend winkte der matt erhellte Alkoven, in dem das seidene Bett stand! Das Gemüth der Beherrscherin dieses Paradieses war mit Sorgen angefüllt, und diese Sorgen sollten bald zur drückenden Last werden.

– Doris schläft! flüsterte Philippine. Vielleicht ist mein Vater noch wach, der bis spät in die Nacht zu lesen pflegt. Ich will ihn aufsuchen, um ihm die wichtigen Nachrichten mitzutheilen . . . es ist ja möglich, selbst wahrscheinlich, daß Mansberg und der Baron morgen schon ihre Angriffe beginnen.

Sie hüllte sich in einen Pelzmantel, zündete eine Wachskerze an und verließ das Boudoir, dessen Thür sie hinter sich schloß. In einer Kammer neben dem Vorzimmer schlief Doris. Die junge Frau schlich an der Thür derselben leise vorüber, sie wollte mit der Zofe das wichtige Geheimniß ihres Vaters nicht theilen.

Auf dem Corridor des Parterre's war es eisig kalt. Philippine achtete der Kälte nicht; sie ging über die Hausflur, stieg die mit Decken belegte Treppe hinan und betrat den Corridor des ersten Stocks. Rechts wohnten Lucie und Frau Weiß, links lag das Zimmer, das dem Hofrathe angewiesen war. Philippine, die genau Bescheid wußte, öffnete leise die Thür, und bald stand sie in dem Zimmer ihres Vaters.

Der Greis saß und schrieb.

– Vater, Sie sind noch wach?

Der Hofrath sah seine Tochter erstaunt an.

– Meine Tochter, murmelte er, Du kommst mitten in der Nacht –

– Ich vermuthete, daß Sie noch außer dem Bette waren.

– Deine Mutter erwartet einen Brief von mir – morgen muß er abgehen.

– Vater, ich habe eine lange Unterredung mit meinem Manne gehabt.

– Und was ist das Resultat dieser Unterredung? fragte der Greis mit einem Anfluge von Aengstlichkeit, denn der späte Besuch verkündete ihm nichts Gutes.

– Der Commerzienrath versichert, daß er Helenen's Mitgift nicht empfangen habe.

Der Greis war aufgestanden; er stützte die rechte Hand auf den Schreibtisch und starrte die junge Frau an.

– Delius ist ein Ehrenmann, sagte er nach einer Pause.

– Niemand zweifelt daran, mein Vater.

– Seiner Aussage ist Glauben beizumessen; aber auch Du wirst mir glauben, daß ich Helenen das Kapital ausgehändigt habe.

– Ich glaube Ihnen, Vater, und werde Sie vertheidigen, so lange ich athme; aber Sie vergessen die Drohungen des Barons von Kronau . . .

– Diese Drohungen, so hoffe ich, werden Drohungen bleiben. Wie äußert sich Dein Mann über die Angelegenheit?

– Dies Ihnen mitzutheilen bin ich gekommen.

Sie erzählte nun Alles, was sie von dem Banquier erfahren hatte. Der Hofrath war sprachlos vor Erstaunen.

– Helene hat einen Vormund gehabt? fragte er endlich.

– Ja, den Pfarrer

– Nannte Dein Mann den Namen des Pfarrers?

– Eberhardi.

– Himmel, Eberhardi?

– Ich habe ihn mir genau gemerkt. Es scheint, Sie haben den Mann gekannt . . .

– Er war mein Universitätsfreund.

– Und was halten Sie von seiner Rechtlichkeit, Vater?

– So lange ich mit ihm Umgang hatte, war er der bravste, rechtlichste Mann von der Welt. Jeder, der ihn näher kennt, muß die Beschuldigung des Selbstmordes von ihm abweisen, wenn er nicht annehmen will, daß der Unglückliche die gräßliche That im Zustande der Geisteszerrüttung verübt hat. Aber unerklärlich bleibt mir seine Beziehung zu dem Fürsten, die nicht geleugnet werden kann, wenn man bedenkt, daß er der Vormund Helenen's gewesen ist und die Zahlung des Vermögens in Aussicht gestellt hat. Warum hat sich der Fürst meiner Vermittelung bedient? Warum hat er den Vormund von der Verwaltung des Kapitals ausgeschlossen? Räthsel drängt sich auf Räthsel! O, wer giebt mir den Schlüssel zur Lösung derselben.

Der Hofrath ging rasch durch das Zimmer. Seine Züge verriethen Angst und Sorgen. Philippine empfand Mitleid mit dem armen Vater, der sich unmöglich eines so argen Betruges schuldig gemacht haben konnte.

– Vater, begann sie mit bebender Stimme, der plötzliche und räthselhafte Tod des Pfarrers giebt zwar zu den schrecklichen Vermuthungen Anlaß, aber diese Vermuthungen tragen Nichts zu Ihrer Rechtfertigung bei, sie entkräften die Beschuldigungen des schlechten Barons nicht, der ohne Zweifel im Auftrage seiner Schwester handelt, und wenn dies nicht der Fall ist, sich doch von

ihr Kenntniß der Verhältnisse zu verschaffen gewußt hat. Der Commerzienrath ist der Meinung, daß Helenens Aussteuer in den Händen des Pfarrers geblieben – vielleicht ist jener Fall von dem unsrigen ganz verschieden . . .

»– Mein Kind, unterbrach sie der Greis, zu dieser Annahme fühlte auch ich mich so eben versucht; aber der Baron hat in seiner letzten Unterredung mit mir davon gesprochen, daß die Mitgift Helene Bergts unterschlagen sei. Der Elende muß wissen, daß der Commerzienrath Nachforschungen angestellt hat, und daß diese Nachforschungen fruchtlos geblieben sind. Du siehst, und es ist nicht schwer, einzusehen, daß beide Fälle in Beziehung zu einander stehen. O, mein Gott, jemehr ich darüber nachdenke, je schrecklicher erscheint mir meine Lage! –

– Fassen Sie Muth, Vater! tröstete die Tochter.

Der Greis ergriff ihre Hand.

– Philippine, sagte er ernst, mein Gewissen ist rein von jeder Schuld, ich kann mit freier Stirn vor den Richter treten; aber der Richter ist nicht allwissend, er urtheilt nach Indicien – wie die Sachen jetzt stehen, kann man mich selbst des Mordes des Vormundes bezichtigen, der versprochen hat, die Zahlung des Vermögens seiner Mündel zu bewirken.

Philippine schauderte zusammen.

– Um Gottes willen, Vater, Sie gehen zu weit! Eine solche Anklage wird der Baron nicht aussprechen.

– Er wird sie nicht aussprechen; aber ist einmal die Untersuchung eingeleitet, so wird auch der Tod des Vormundes erörtert werden. Und wen trifft der Verdacht? –

– Vater! Vater! schluchzte händeringend die junge Frau.

– Den Mann, der nicht darthun kann, daß er der ersten Frau des Commerzienraths hunderttausend Thaler eingehändigt hat. Er allein nur hatte ein Interesse, den einzigen Zeugen aus der Welt zu schaffen. O nun begreife ich ganz die Intentionen des Barons, jenes Abenteurers, der alle Verhältnisse zu seinen Gunsten ausbeutet. Seine Drohungen waren mir unklar, ich wußte nicht, wie er ihnen Nachdruck geben wollte – er bauet darauf, daß ich Alles zusammenstelle und die Folgen ermesse – Philippine, dies wäre mir unmöglich gewesen, wenn Du mir die Mittheilungen Deines Mannes verschwiegen hättest.

Die junge Frau war in einen Sessel gesunken. Auch ihr war klar geworden, wohin eine Untersuchung führen konnte. Mochte es auch nun schwierig, selbst unmöglich sein, Beweise für die Anschuldigung zu finden, so genügte der Verdacht schon, ihren Ruf, ihre Ehre zu zertrümmern. Nach dem Urtheile der Welt war die zweite Gattin des Commerzienraths, die beneidete Frau, die Tochter eines Mörders! Und welche Motive würde man dieser Ehe unterlegen, die so plötzlich gekommen war, und deren Vorbereitungen man so geheim gehalten hatte! Wie grausam mußte Delius enttäuscht werden, der noch heute von der Liebe seiner Gattin entzückt war.

– Vater, fuhr sie plötzlich auf, wir müssen den Baron unschädlich machen!

– Aber wie? fragte schmerzlich der Greis.

– Noch weiß ich es nicht – –

– Zunächst werde ich seine Forderungen hören.

– Bewilligen Sie ihm Alles, Alles, damit wir Zeit gewinnen. Ich werde die frühern Verhältnisse Helenen's zu erforschen suchen. Jetzt gilt es, alle Minen springen zu lassen. Lucie und Anne stehen aus meiner Seite, sie müssen mir helfen. Es ist von einem Papiere die Rede, das die Verstorbene der Wärterin übergeben hat . . .

– Mein Kind, begehe keine Uebereilung! mahnte der Greis. Wer sich zu früh entschuldigt, klagt sich an. Wir haben es mit einem bösen und schlaun Feinde zu thun.

– Gute Nacht, Vater! Morgen sprechen wir mehr. Theilen Sie mir mit, was Sie in Erfahrung bringen – o, es ist ein Glück, daß Sie gekommen sind – schlafen Sie ruhig, ich sorge für Ihre Vertheidigung. Die Stiefmutter der reizenden Lucie wird sich eine mächtige Waffe zu verschaffen wissen.

Sie warf sich stürmisch an die Brust des Vaters und küßte ihn.

– Gutes Kind! seufzte der Greis. Wie glücklich könntest Du jetzt sein, wenn ich nicht so sorglos gewesen wäre! Aber glaube mir, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, als den der Sorglosigkeit!

Philippine nahm ihre Kerze und verließ hastig das Zimmer. Indem sie die Thür, die auf den Corridor führte, hinter sich schloß, löschte der dadurch entstandene Luftzug die wankende Flamme der Kerze aus. Die junge Frau wollte zurückkehren; aber als sie bemerkte, daß der Vollmond hell durch das Fenster schien und das Kerzenlicht

entbehrlich machte, ging sie weiter, um durch das Oeffnen und Schließen der Thüren nicht noch einmal Geräusch zu verursachen. Da der Boden mit Teppichen belegt war, konnte die Dame sehr leise gehen; man hörte nur ein leises Rauschen ihres faltenreichen Nachtgewandes. Noch hatte sie die Treppe nicht erreicht, die sich in der Mitte des langen Corridors befand, als in dem Flügel, den Lucie bewohnte, eine Thür geöffnet ward. Diese Thür blieb, ohne daß eine Person erschien, einige Augenblicke offen; es war, als ob eine unsichtbare Hand sie geöffnet habe.

Die Commerzienrätthin stand erschreckt still. Die geöffnete Thür führte nicht zu den Zimmern der Tochter vom Hause. Da außer dem Hofrathe kein Gast beherbergt ward, konnte die Thür nur Frau Weiß geöffnet haben, die Lucien gegenüber wohnte.

Jetzt ließ sich ein leises Murmeln vernehmen, das nur die Stimme eines Mannes hervorbringen konnte. Philippine sah ein, daß sie die Treppe nicht mehr erreichen würde, ohne bemerkt zu werden. Sie suchte mit den Blicken nach einem Verstecke. Links stand ein großer Epheu, der seine Ranken an einem hohen Gitter ausbreitete – die Commerzienrätthin schlüpfte hinter die schützende Blätterwand. Sie lauschte.

Da traten zwei Gestalten aus der offenen Thür, die eines Mannes und die einer Frau.

– So ist es recht, sagte leise der Mann, der einen Pelz und eine Mütze trug, die zur Hälfte sein Gesicht bedeckte. Ich werde den besten Gebrauch davon machen, verlassen Sie sich darauf.

– Aber so sagen Sie mir doch nur, was darauf steht! bat dringend die Frau, in der Philippine die alte Anne erkannte.

– Es betrifft Lucien.

– Das habe ich mir gedacht.

Die beiden Personen gingen langsam der Treppe zu.

– Und nun, Frau Weiß, halten Sie Ihr Wort,

– Ganz gewiß, mein lieber Herr Graff. Sie wissen ja, daß ich für meine Herrschaft Alles thue.

– Sie gehören zur Familie.

– Um so mehr habe ich ein Recht auf Ihr Vertrauen. Ich habe zwanzig Jahre lang geschwiegen . . .

– Sie werden auch Alles erfahren, sobald ich mir selbst die seltsame Schrift gedeutet habe.

– So erfahre ich heute Nichts?

– Gedulden Sie sich.

– Das ist bald gesagt.

– Hätten Sie mich früher zu Rathe gezogen . . .

– Also Sie meinen, Herr Mansberg darf nicht darum wissen?

– Wenn Ihnen das Glück des Herrn Delius am Herzen liegt, so weichen Sie Herrn Mansberg aus. Sagen Sie ihm, Sie hätten Nichts, Sie wüßten Nichts, könnten weder über das Eine, noch über das Andere Auskunft erteilen. Gute Nacht, Frau Weiß.

– Noch ein Wort, Herr Graff.

– Reden Sie schnell, es ist schon sehr spät in der Nacht. Frau Weiß schien besorgt und unschlüssig zu sein.

– Wir können das nächste Mal darüber sprechen, flüsterte sie. Es ist spät, mich friert . . .

– Haben Sie mir nicht Alles gesagt? fragte der Kassirer.

– Es ist gut; das Klopfen hat sich heute nicht hören lassen. Ich bin nicht abergläubisch, aber es giebt doch Etwas, das mich bewacht, wenn ich über die Angelegenheit spreche.

– Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan, liebe Frau. Für Alles, was ferner geschieht, übernehme ich die Verantwortlichkeit Und vergessen Sie nicht, wir haben zwischen Zwölf und Eins die Sache verhandelt.

– Ja, als es drei Viertel schlug, ward mir ein wenig bange.

– Gute Nacht, gute Nacht!

– Haben Sie denn den Schlüssel zu der Gartenthür?

– Hier ist er.

– Aber er steckt ja noch in meiner Tasche.

– Ich finde den Weg schon! rief der alte Graff, der bereits die Treppe hinabstieg.

– Ohne Schlüssel?

– Gehen Sie zu Bett.

– Das begreife ich nicht. Nun, er mag sehen, wie er auf die Straße kommt. Vielleicht geht er durch die Kasse.

Die alte Frau trat den Rückweg an und verschwand in der Thür ihres Zimmers, die sie geräuschlos hinter sich

schloß. Unten im Hause hörte man noch einige Secunden die leisen Schritte des Kassirers, dann war Alles still. Philippine stand wie angewurzelt.

– Was ist das? fragte sie sich. Die Wärterin steht mit dem Kassirer auf vertrautem Fuße – überall intrigirt und complottirt man. Das Papier, von dem die Rede war, ist ohne Zweifel dasselbe, nach dem ich strebe. So hätte ich jetzt den alten Graff ins Auge zu fassen, der vielleicht im Auftrage Mansberg's handelt, wenn er sich auch den Anschein vom Gegentheil giebt. Der Zufall hat mir einen großen Dienst geleistet.

Sie lauschte noch einige Augenblicke, und als sie fand, daß sich nirgends ein Geräusch vernehmen ließ, schlüpfte sie die Treppe hinab. Leise betrat sie das Vorzimmer. Sie horchte an der Kammerthür der Zofe – Doris lag im festen Schlafe. Philippine betrat ihr Boudoir, ging noch einige Zeit gedankenvoll auf und ab und suchte endlich das Bett auf, um in einem unruhigen Schlummer den Rest der langen Winternacht zu verbringen.

### DRITTES KAPITEL.

Gegen elf Uhr am folgenden Morgen trat Heinrich, der alte Diener, in das Zimmer des Hofraths Gerard. Beide Männer standen im gleichen Alter. Heinrich, der seinen Herrn auf der Hochzeitsreise begleitet hatte, kannte und schätzte den Schwiegervater des Herrn Delius; er ließ es sich angelegen sein, den Gast aufmerksam zu bedienen.

– Herr Hofrath, hier ist eine Karte, die ich Ihnen übergeben soll.

– Von wem?

– Ein Comptoirdiener brachte sie mir.

Der Greis öffnete das kleine Couvert. Auf der darin befindlichen Karte stand der Name ›Friedrich v. Kronau«. Auf der Rückseite standen die Worte: »wird die Ehre haben, diesen Morgen elf Uhr dem Herrn Hofrath Gerard einen Besuch abzustatten.«

– Ich erwarte Besuch, Heinrich, sagte ruhig der alte Mann. Den Herrn, der sich um elf Uhr meldet, werden Sie zu mir führen. Warten Sie noch einige Augenblicke.

Er schrieb einige Zeilen, faltete und siegelte dann das Blatt, das er dem Diener mit dem Auftrage gab, es der Commerzienrätin zu überbringen.

– Gut, sagte der Hofrath im Selbstgespräche, daß er kommt. Die Mittheilung, die mir Philippine gestern Abend gemacht, soll mir zu statten kommen. Es wird mir nicht schwer werden, den ganzen Plan des Abenteurers zu durchschauen, auch wenn er seine Drohungen nicht deutlich ausspricht.

Um die bestimmte Zeit erschien der Baron. Er trat wie ein Mann in das Zimmer, der die angenehmste Botschaft von der Welt bringt. Lächelnd reichte er dem Hofrathe, der ein sehr ernstes Benehmen beobachtete, die Hand.

Wer den Edelmann in diesem Augenblicke gesehen, würde ihn für einen Freund des Greises gehalten haben. Seine Toilette war untadelhaft, und hätte nicht das spärliche blonde Haar, dessen Spitzen eine Narbe an der rechten Seite der Stirn bedeckten, ihn älter erscheinen lassen, man würde ihn für einen angehenden Dreißiger geschätzt haben.

– Rauchen Sie nicht, Herr Hofrath? begann der Baron.

– Nur dann, wenn der Besuch sich eine Cigarre anzündet.

– Ich kenne Ihre Liebhaberei – rauchen wir zusammen. Wir können ja in aller Gemüthlichkeit das Geschäft ordnen, das mich zu Ihnen führt. Hier sind Cigarren, die mein Freund Mansberg direct aus der Havanna bezogen hat – nehmen Sie, das Kraut bietet einen Göttergenuß!

Der Baron präsentirte ein fein gesticktes Etui, das mit Cigarren gefüllt war. Er fragte, während der Hofrath eine davon nahm:

– Wie gefällt Ihnen das Etui?

Der Greis zwang sich zu lächeln.

– Es ist bewunderungswürdig, sagte er. Vielleicht das Geschenk von einer zarten Hand . . .

– Von einer zarten und lieben Hand. Wäre mir diese Hand geworden, ich würde der Unannehmlichkeit überhoben sein, mit Ihnen die Details einer Geschichte zu recapituliren, die traurige Erinnerungen in Ihnen erweckt.

– Was wollen Sie sagen? fragte der Hofrath.

– Das Etui ist ein Geschenk der jetzigen Frau Commerzienrätthin Delius.

Der Greis legte die Cigarre auf den Tisch.

– Das ist ziemlich verständlich, murmelte er. Wenn Sie meine Tochter in der Zahl der Verehrer, die sich ihr früher näherten, auszeichnete, so werden Sie heute das Geschenk der Zuneigung nicht benutzen, um meine Tochter zu compromittiren. Hätte sie damals gewußt, daß sie die Gattin des Herrn Delius würde, sie hätte wahrlich dieses Geschenk nicht gemacht.

– Davon bin ich überzeugt! rief der Baron, der zu rauchen begann. Doch übergehen wir diesen Punkt, jetzt, wir kommen später darauf zurück.

– Herr Baron, sagte ernst der Hofrath, Ihr Auftreten deutet mir zur Genüge an, daß Sie wähnen, ich sei von Ihnen abhängig. Ich könnte diesen Wahn durch ein Abweisen Ihres Besuchs zerstören; um aber einen Eclat nicht herbeizuführen, auf den Sie es abgesehen haben, werde ich zuvor ein anderes Mittel versuchen, wobei ich aus Ihre Ehrenhaftigkeit zähle. Es kommt auf Sie an, ob ich meinen Schwiegersohn zu Hülfe rufen muß, oder nicht. Ist es nöthig, so wird es geschehen – dessen halten Sie sich versichert. Außerdem, Herr Baron, stehen mir die Gesetze zur Seite, die Jeden vor frivolen Angriffen schützen.

– Ah, rief lachend der Baron, das haben Sie mir schon einmal gesagt! Warum haben Sie sich durch die Gesetze nicht schon geschützt? Genug! Ich bin neugierig, das Mittel kennen zu lernen, von dem Sie so eben gesprochen haben. Was ist es?

– Ich werde Sie noch einmal ruhig anhören . . .

– Das ist ein sehr kluges Mittel!

– Um Ihnen darzuthun, daß Ihre Vermuthungen ungegründet sind. In der Eigenschaft als früherer Hofrath des verstorbenen Fürsten, dem Ihre Schwester ihr Glück verdankt, bin ich diese Rücksicht dem hohen Herrn mehr schuldig, als mir selbst, denn der Fürst war mein Freund.

– Eine neue Entdeckung! rief lachend der Baron, indem er sich lachend auf einen Sessel warf.

Der Hofrath sagte ruhig:

– Nehmen Sie an, wir hätten über die Angelegenheit noch nicht gesprochen – es ist des Zusammenhanges wegen.

– Das ist mir lieb, mein Herr, denn heute muß das Geschäft geordnet werden. Mein Vortrag wird sehr kurz sein. Aber so rauchen Sie doch, Herr Hofrath.

Der Greis machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

– Sprechen Sie, Herr Baron von Kronau!

– Sie haben eine Summe von hunderttausend Thalern bei dem Bankhause Mansberg erhoben.

– Im Auftrage des Fürsten – ja!

– Wie haben Sie diese Summe verwendet? fragte ruhig der Baron, einen stechenden Blick auf den Greis werfend.

– Mein Herr, sobald Sie mir darthun, daß Sie ein Recht zu dieser Frage haben, werde ich sie Ihnen beantworten.

– Dieser diplomatische Ausweg, Herr Hofrath, ist nicht glücklich gewählt; er führt direct zu dem Ziele, nach dem ich strebe. Um Ihnen das Recht, zu fragen, darzuthun,

werde ich Ihnen eine Episode aus meinem Leben mittheilen. Nach meinem Austritte aus dem Regimente brachte ich eine Zeit lang auf dem Gute meines Schwagers zu, des Ihnen bekannten Barons von Kronau. Der gute Mann lebte nicht glücklich mit seiner Frau, meiner Schwester – weil er von thörichter Eifersucht bis zur Verblendung geplagt ward. Ich glaube, der Narr ist selbst auf mich eifersüchtig gewesen. Soviel ich schließen konnte, hätte der verstorbene Fürst den Grund zu dieser Narrheit gelegt, und meine arme Schwester befand sich in einer traurigen Lage, denn sie besaß kein Mittel, um ihren Othello von seiner Narrheit zu heilen. Ein Zufall spielte mir dieses Mittel in die Hände, der ich wissen wollte, in wieweit die Eifersucht meines Schwagers gegründet sei. Ich fand nämlich in dem Secretair des Zimmers, das ich bewohnte, ein Portefeuille, und in diesem Portefeuille einen Brief des verstorbenen Fürsten. Der Brief war nach Wien adressirt; er enthielt die Anzeige, daß nicht der Vormund Helene Bergt's, sondern der Hofrath Gerard Vollmacht erhalten habe, hunderttausend Thaler bei dem Hause Mansberg zu heben und sie der Gattin des Banquiers Delius einzuhändigen. Wie die Bücher jenes Bankhauses ausweisen und Ihre Quittung, hat die Erhebung stattgefunden. Darüber herrscht also kein Zweifel mehr. Nun aber gehören von jener Summe fünfzigtausend Thaler meiner Schwester . . .

– Der Baronin von Kronau?

– Keiner andern. Der Fürst, der sie ihr schuldete – wir besitzen ein Papier darüber – hat die Summe van Madame Delius, die Freundin meiner Schwester, übermitteln lassen, um dem bekannten Mißtrauen des Barons nicht neue Nahrung zu geben. Die Freundin sollte zu gelegener Zeit und auf eine passende Art die Rückzahlung bewirken. Sie starb, ohne zu zahlen. Meine Schwester schwieg einige Zeit aus triftigen Gründen. Da stellte der Commerzienrath Forschungen nach dem Vermögen seiner Frau an – und diese Forschungen, Herr Hofrath, beweisen, daß Helene Bergt die beregte Summe nicht erhalten hat. Aus diesem Grunde wandte ich mich an Sie, da Sie das Geldgeschäft zu ordnen beauftragt waren. Sie wiesen mich ab, anstatt mir die Quittung vorzulegen. Ihre Tochter heirathet den Commerzienrath, der das Vermögen seiner verstorbenen Frau sucht – wenn ich alle Verhältnisse zusammenstelle, so komme ich zu einem traurigen Schlusse. Um Sie aber, aus Rücksicht für Philippine, mit der ich einst ein zärtliches Verhältniß unterhielt, zu schonen, machte ich Ihnen Vorschläge; Sie gingen leider darauf nicht ein, und mir blieb nur noch der Ausweg, das Geld meiner Schwester von dem Commerzienrathe zu fordern, der noch immer das Vermögen seiner ersten Frau sucht. Ich reiste hierher, und Sie folgten mir. Der Grund Ihrer Winterreise ist wohl nicht schwer zu errathen. Nun befinden wir uns beide in dem Hause des Commerzienraths. Heute frage ich Sie zum letzten Male: sind Sie geneigt, mir fünfzigtausend Thaler in aller Stille auszuzahlen? Die Erlangung der Summe kann

Ihnen nicht schwer werden, da ein reicher Banquier Ihr Schwiegersohn ist. Ueberlegen Sie es wohl, Sie machen ein gutes Geschäft, denn es verbleiben Ihnen fünfzigtausend Thaler.

Der Hofrath stand entrüstet auf; seine Lippen bebten, seine Hand hielt sich krampfhaft an der Lehne des Sessels. Dann erfaßte er mit beiden Händen seinen grauen Kopf, als ob er ihn vor dem Zerspringen bewahren wollte.

– Ich habe mir vorgenommen, sagte er mit zitternder Stimme, ruhig zu bleiben, selbst wenn Sie mir die entehrendsten Anträge stellen – gewisse Rücksichten auf den verstorbenen Fürsten verpflichten mich, Ihre Beleidigungen zu ertragen.

Der Baron blies eine große Rauchwolke aus.

– Ah! rief er lachend, das habe ich erwartet! Wollen Sie vielleicht andeuten, daß es in Ihrer Macht steht, meine Schwester zu compromittiren? Wollen Sie uns durch die Drohung einschüchtern, die Baronin von Kronau ist wirklich die Geliebte des Fürsten gewesen, der so freigebig große Summen gespendet hat? Diese Repressalien, mein lieber Herr, sind zu abgeschmackt, als daß sie von Wirkung wären. Wenn Sie mir sagen, Sie wollen meinem Schwager wichtige Entdeckungen machen, Entdeckungen, die sein eheliches Glück zerstören, so antworte ich Ihnen: gehen Sie, man ist auf diesen Schritt gefaßt und fürchtet ihn nicht.

Der Hofrath sah den Baron mit starren Blicken an.

– Wenn ich Ihnen aber sage, rief er mit fester Stimme, daß ich Ihrer Schwester fünfzigtausend Thaler gezahlt habe, und eine Quittung darüber besitze? Wenn ich nun darthue, daß Sie gewisse Verhältnisse zu Ihrem Vortheile auszubeuten suchen und daß die Baronin von Kronau, wenn Sie wirklich in ihrem Auftrage handeln, eine Forderung zweimal geltend macht? Was, mein Herr, werden Sie mir antworten?

Friedrich von Kronau ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

– In diesem Falle würde ich Ihnen antworten, die verstorbene Madame Delius hat ihren Mann betrogen, um ihm ein zärtliches Verhältniß mit dem Fürsten zu verschweigen, von dem meine Schwester Kenntniß gehabt und dessen Vermittler Sie gewesen – Sie, der die Ehre der Verstorbenen angreift, um sich rein zu waschen – und zweitens: daß ich Sie züchtigen werde, wenn Sie eine Baronin von Kronau des Betruges zeihen. Besitzen Sie eine Quittung, so ist diese Quittung falsch; ein Mann, der die Correspondenz des Fürsten mit seiner Maitresse fördert, kann auch falsche Papiere fertigen. Meiner armen Schwester sind zu spät die Augen aufgegangen; sie würde selbst heute ihre Ansprüche noch nicht erhoben haben, wenn ich sie nicht dazu gedrängt hätte. Das ist meine Antwort, Herr Hofrath. Sie sehen, daß auch ich Gründe habe, die Angelegenheit mit Ihnen in aller Stille zu ordnen. Weigern Sie sich, so wende ich mich an den Commerzienrath, der vielleicht zahlt, damit die Welt nicht erfährt,

daß sein jetziger Schwiegervater Helene Bergt einst verkuppelt, wie er jetzt die vielerfahrene Philippine schlaun unter die Haube gebracht hat.

– Sie sind ein entsetzlicher Mensch! murmelte der bestürzte Hofrath vor sich hin.

– Ich bedauere, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir haben, antwortete kalt der Baron; aber ermessen Sie die Folgen, die ein Eclat . . .

– Genug! rief der Greis.

– Sind Sie zur Einsicht gelangt?

In diesem Augenblicke ward an die Thür geklopft. Der Hofrath öffnete. Heinrich stand an der Schwelle.

– Was bringen Sie, mein Freund?

– Kommen Sie einen Augenblick heraus, Herr Hofrath.

Der alte Mann verbarg seine Unruhe und trat in das Vorzimmer.

– Hier ist ein Briefchen von der Frau Commerzienrätthin, flüsterte Heinrich; ich soll es Ihnen übergeben, ohne daß es der Herr sieht, der bei Ihnen ist. Sobald Sie können, möchten Sie zu der Frau Commerzienrätthin kommen, die Sie zum Frühstücke erwartet.

Heinrich entfernte sich. Der Hofrath erbrach den Brief und las folgende Zeilen:

»Stellen Sie sich, lieber Vater, als ob Sie auf die Forderungen des Barons eingingen; aber geben Sie ihm noch keine gewisse Zusage. Halten Sie ihn hin, damit wir Zeit gewinnen. Mehr bedürfen wir vorläufig nicht, um den schändlichen Plan später aufzudecken. Unsere Sachen stehen gut.«

– Das gebe Gott! murmelte er, indem er den Brief zu sich steckte.

Dann ging er in das Zimmer zurück.

Der Baron lag nachlässig in dem Sessel; sein Kopf war in eine große Wolke von Tabaksrauch gehüllt.

– Mein Herr, begann der Greis, ein Geschäft zwingt mich, unsere Unterredung abzukürzen; aber ich trenne mich nicht von Ihnen, ohne den Wunsch auszudrücken, die Angelegenheit aus Rücksicht auf die darin verflochtenen Personen, von denen zwei im Grabe ruhen, friedlich zu ordnen.

– Das ist auch mein Wunsch!

– Wie lange bleiben Sie hier?

– Vielleicht den ganzen Winter. Ich wohne bei meinem Freunde Mansberg.

– So weiß ich, wohin ich meine Einladung an Sie zu richten habe.

– Uns bedeckt ein Dach, Herr Hofrath.

– Weiß Mansberg um die Angelegenheit?

Der Baron verließ seinen Platz, indem er ausrief:

– Nein, nein!

– Das ist mir lieb.

– Aber ich würde ihn zu Rathe gezogen haben, wenn ein Vorgehen von meiner Seite nöthig gewesen wäre. Was kann ich also meiner Schwester melden?

– Daß die Regelung der Angelegenheit in Aussicht steht.

Die Ruhe und die plötzliche Sinnesänderung des Hofraths schien dem Baron aufzufallen; er ging einigemal im Zimmer auf und ab.

– Mein Herr, sagte er endlich, ich habe Sie noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der für Sie und Ihre Tochter von großer Wichtigkeit ist.

– Reden Sie, Herr Baron! sagte ruhig der Hofrath.

– Es handelt sich ohne Zweifel nur noch um die Beschaffung des Geldes.

– Vorzüglich darum.

– Auch dieses Geschäft bin ich erbötig, Ihnen zu erleichtern.

– Wie, Herr Baron?

– Ich begnüge mich vor der Hand mit einer Anweisung auf die Kasse des Commerzienraths. Stellen Sie den Zahlungstag nach Belieben.

– Diese Anweisung, mein Herr, werden Sie erhalten, sobald ich die erforderlichen Einleitungen dazu getroffen habe. Sie begreifen wohl, daß ich ohne Weiteres nicht über die Kasse meines Schwiegersohns verfügen kann, zumal wenn es sich um eine so bedeutende Summe handelt.

– Ganz recht; aber Sie können ja Ihre Vorbereitungen bis zum Zahlungstermine treffen.

– Sind Sie des Geldes so dringend benöthigt?

– Nein; aber ich möchte mich nicht von Ihnen ohne ein bestimmtes Versprechen trennen.

– Genügt Ihnen mein Wort nicht?

– Verzeihung, ich handele im Auftrage meiner Schwester. Geben Sie mir einige Zeilen, die ich meinem Briefe beischließe.

– Morgen oder übermorgen, je nachdem ich Gewißheit geben kann, werden Sie diese Zeilen erhalten

– Ich verlasse mich darauf.

Der Hofrath verneigte sich.

– Sind Sie zufrieden? fragte er lächelnd.

– Ich hoffe, daß Sie mir keinen Grund zur Klage geben werden. Wir haben uns gegenseitig über die Consequenzen einer feindlichen Haltung aufgeklärt, und ein magerer Vergleich ist besser, als ein fetter Proceß.

Der Baron wollte sich entfernen; er war schon in der Thür, als ihn der Hofrath noch einmal bat, zu warten.

– Sie sprachen von einem Briefe Ihrer Schwester, Herr Baron . . .

– Von demselben, der durch Ihre Vermittelung nach Wien gegangen ist, und die Notiz, das Kapital betreffend, enthält.

– Sind Sie gegenwärtig in dem Besitze dieses Briefes?

– Ja.

– Mir fällt ein Arrangement ein. Sie verlangen eine Anweisung?

– Aus dem bereits angegebenen Grunde, den Sie gerechtfertigt finden werden, Herr Hofrath.

– Ich kaufe diesen Brief gegen eine Anweisung, die nach einem Vierteljahre zahlbar ist.

Der Baron stutzte. Der Hofrath stellte sich, als ob er es nicht bemerkte, und fuhr ruhig fort:

– Die Folgen meiner Sorglosigkeit oder Nachlässigkeit, wie Sie es nennen mögen, veranlassen mich, jeden fernern Schritt mit großer Vorsicht zu thun. Jener Brief, sobald ich ihn besitze, stellt mich sicher . . .

– Vor ferneren Forderungen? fiel ironisch lächelnd der Baron ein. Dieses Mißtrauen sollte mich kränken – aber gleichviel – ich werde überlegen und Ihnen bis übermorgen Antwort senden. Adieu, Herr Hofrath! Ich sehe, wir werden uns einigen.

Der Baron grüßte und verließ das Zimmer. Der Hofrath ging zu seiner Tochter, der er Mittheilung von Allem machte, was zwischen ihm und dem Baron vorgefallen war. Philippine dagegen berichtete das, was sie in der verflossenen Nacht erfahren hatte. Man zog aus allen Vorgängen den Schluß, daß das in den Händen des Kassirers sich befindende Papier allein im Stande sei, Licht in die dunkele, räthselhafte Vergangenheit zu bringen. Der Hofrath warf die Frage auf:

– Warum hat Helene das Kapital, das in Staatspapieren bestanden, ihrem Manne nicht überliefert? Und was ist aus diesen Papieren geworden, die nach einer so langen Zeit ihren Werth verloren haben können?

Philippine war der Meinung, daß Helene, deren Familienverhältnisse unbekannt seien, das Vermögen beseitigt habe, um ein Geheimniß aus ihrem Leben nicht an das Licht zu ziehen, das wahrscheinlich mit dem Kapitale im Zusammenhange stehe. Der Hofrath, der die Tugend

der Verstorbenen nicht bezweifelte, vermuthete einen Betrug, der schon bei Lebzeiten Helenen's verübt worden sei.

– Erschöpfen wir uns nicht in Annahmen und Vermuthungen, sagte die junge Frau, der die Verwirrung der Dinge angenehm war; der Kassirer, ein treuer Diener seines Herrn, wird uns beistehen.

– Das Benehmen der alten Anne fällt mir auf. Warum hat sie das Papier Deinem Manne nicht übergeben? Warum hat die Frau jetzt erst sich entschlossen, den Rath des Kassirers nachzusuchen?

– In dem Leben der schönen Helene befindet sich eine dunkle Partie. Der Besuch des Barons – denn jener Mann, den die Anne im Garten getroffen, wie sie meiner Doris erzählt hat, ist kein anderer gewesen – der räthselhafte Tod des Pfarrers, die geheimen Beziehungen Helenen's zu der Baronin und die Wohlthaten des Fürsten, von denen Delius nicht weiß, sind wohl zu beachten. Wenn es nicht nöthig erschiene, mein lieber Vater, Sie vor der gehässigen Anklage des Barons zu schützen und Ihre Ehre zu retten, ich würde sofort meinem Manne Alles entdecken. Aber leider sind die Verhältnisse danach angethan, daß sie uns Vorsicht auferlegen. Wer kann wissen, was unsere Feinde im Schilde führen.

– Mein Kind, sagte ernst der Hofrath, verzeihe mir eine Frage.

– Fragen Sie, Vater.

– Zuvor bemerke ich, daß ich Dir nicht etwa einen Vorwurf machen will.

– O, fragen Sie doch! rief ungeduldig die junge Frau.

– Der Baron geht darauf hinaus, die Gattin des Commerzienraths zu compromittiren.

– Der Elende!

– Erinnerst Du dich vielleicht eines Umstandes, der ihm einen entfernten Grund bieten könnte? Ich weiß, fuhr der alte Mann rasch fort, als er das Erröthen seiner Tochter sah, ich weiß, daß Du stets auf der Huth gewesen bist und Deinen Verehrern nicht zu viel eingeräumt hast

...

Philippine hatte einige Augenblicke im schmerzlichen Nachsinnen vor sich nieder gesehen.

– So sind die Männer! rief sie dann aus. Welch eine Ueberlegenheit besitzen sie über uns arme Frauen, denen ein Blick zum Verbrechen angerechnet werden kann. Es ist wahr, der Baron bewarb sich einst um meine Gunst, und als wir uns trennten, gab ich ihm ein von meiner Hand gesticktes Etui zum Andenken – wir haben uns nicht wieder gesehen. Habe ich mir einen Vorwurf zu machen, so ist es der, daß ich leichtsinnig den Schmeichelreden eines Abenteurers getraut habe. Vater, ich kann dem Baron mit freier Stirn entgentreten!

– Diese Versicherung genügt und beruhigt mich.

In diesem Augenblicke betrat der Commerzienrath das Zimmer. Trotzdem er freundlich grüßte, und seiner Gattin die Stirn küßte, ließ sich eine Mißstimmung in seinem Wesen nicht verkennen. Philippine, die feine Beobachterin, nahm es sofort wahr; sie schmiegte sich ihm an und

überhäufte ihn mit Zärtlichkeiten. Dann führte sie ihn zu dem Frühstückstische.

– Sie sind verstimmt, Emil! rief sie besorgt aus.

– Es ist wahr!

– Darf man den Grund wissen?

– Ich habe einen bedeutenden Verlust erlitten.

– Mein Gott!

– Hat ein Haus fallirt, mit dem Sie in Verbindung stehen? fragte theilnehmend der Hofrath, nachdem er seine Tochter bedeutungsvoll angesehen hatte.

– Nein. Ich selbst trage die Schuld.

– Sie, mein Freund?

– Irren ist menschlich! fügte der Hofrath hinzu. Unglück vereitelt oft die besten Berechnungen.

– Wohl wahr, meinte der Banquier; aber wenn man guten Rathschlägen sein Ohr verschließt, so vereinigt sich mit dem Verluste die Reue.

– Wer hat denn abgerathen? fragte Philippine.

– Otto Mansberg. Dieser Vorfall beweis't mir klar, daß ich in dem jungen Manne eine wahre Perle für mein complicirtes Geschäft besitze, dessen Umfang ich allein nicht übersehen kann. Ich habe mich mit bedeutenden Summen bei der Commerzbank in K\* betheiliget. Wie mir eine telegraphische Depesche berichtet, hat dieses Institut die Zahlungen eingestellt.

– Vielleicht ist noch etwas zu retten.

– Mansberg, der ganz richtig sieht, stellt dies in Zweifel. Herr von Friedstädt, der Agent jener Bank, hat mich zu einem unglücklichen Unternehmen verleitet.

– Wie hoch beläuft sich Ihr Verlust? fragte der Greis.

– Hunderttausend Thaler! antwortete mit einem Seufzer der Banquier. Das Unternehmen versprach einen hohen Gewinn – es bringt mir den ersten bedeutenden Verlust, der mich in dieser kritischen Zeit doppelt schwer betrifft. Ich werde nach K\* reisen müssen.

– Wann?

– Morgen, übermorgen – in den nächsten Tagen, sobald der nächste detaillirte Bericht eintrifft.

Als nach dem Frühstück der Banquier sich entfernt hatte, zog sich Philippine in ihr Zimmer zurück; sie wollte allein sein, um den Unmuth darüber zu bekämpfen, daß Mansberg in der Gunst seines Chefs um eine Stufe höher gestiegen sei. Der Hofrath war über den Verlust betroffen, den Delius als empfindlich bezeichnet hatte. Wie mußte der Geschäftsmann jetzt die Angelegenheit seiner verstorbenen Frau betrachten!

#### VIERTES KAPITEL.

Am folgenden Tage schon kündigte Herr Delius seine Abreise an. Philippine wollte ihn bereden, den Procuristen mit Vollmacht zu versehen und nach K\* zu senden; der Gatte aber meinte, daß Mansberg hier besser am Platze sei, als dort. Zur Beruhigung fügte er hinzu, daß er die Reise nach Möglichkeit abkürzen werde. Die junge Frau fügte sich; sie hielt die Entfernung des Commerzienraths für gut, da sie voraussetzte, daß Mansberg und der Baron ihre Angriffe beginnen würden. Und so kam es auch. Delius nahm einen zärtlichen Abschied und reis'te. Der

erste und zweite Tag verflossen ruhig. Lucie und Philippine waren häufig beisammen; sie verbrachten ganze Stunden in einem und demselben Zimmer. Der Hofrath war unruhiger als sonst; er ging häufig aus, und wenn er bei den Damen erschien, hielt er sich nicht lange auf.

An einem Vormittage trat Philippine in Lucien's Zimmer. Das junge Mädchen saß an ihrem Arbeitstische, mit einer Stickerei beschäftigt. Belauschen wir das nun folgende Gespräch, und wir wissen, wie die beiden Damen mit einander stehen.

– Es ist eine Depesche von Ihrem Vater angekommen.

– Was enthält sie?

– Einen herzlichen Gruß an meine Freundin.

– Und wie steht es mit der Geschäftsangelegenheit?

– Leider schlecht.

– Mein armer Vater! seufzte Lucie.

– Beruhigen Sie sich, meine liebe Freundin, der Verlust erschüttert das solide Bankhaus Delius nicht.. Eins nur ist zu beklagen: Mansberg hat vor dem Unternehmen gewarnt ...

– Sie haben es mir bereits mitgetheilt, unterbrach sie Lucie, die das Gespräch über den ihr verhaßten Mann nicht fortsetzen wollte.

Die Stiefmutter hatte diese Abneigung des jungen Mädchens bei verschiedenen Anlässen bemerkt; heute wollte sie nicht schweigen, sie fühlte das Bedürfniß, ihrem Herzen Luft zu machen.

– Lucie, begann sie, nachdem sie sich in einen Lehnstuhl niedergelassen, mir ist der Procurist sehr lästig.

– Sprechen wir nicht von ihm, Warum wollen wir uns die gute Laune verderben?

– Ich muß mit Ihnen über diesen Mann sprechen, ich bin es Ihnen schuldig. Wäre ich Ihre aufrichtige Freundin, wenn ich schwiege? Urtheilen Sie: Mansberg will Ihren Vater und mich zwingen, seine Absichten auf Ihre Hand zu unterstützen. Das Mittel, das er dazu wählt, ist empörend! Er droht mir, meine Ehre zu untergraben, im Falle ich ihm Ihre Gunst nicht erwerben helfe.

– Ich weiß es! flüsterte Lucie, ohne von der Stickerei aufzusehen.

– Sie wissen es? fragte Philippine verwundert.

– Ja.

– Von wem?

– Mansberg hat es mir gesagt.

Die junge Frau kniff die Lippen zusammen; ein leichtes Zittern überlief ihren ganzen Körper. Als Lucie auf sah, hatte die Stiefmutter ihre Ruhe wieder erlangt, wenigstens äußerlich.

– Und das konnten Sie mir verschweigen? fragte Philippine in einem schmerzlichen Tone.

– So lange der böse Mensch sich ruhig verhielt, wollte ich Sie durch diese Mittheilung nicht kränken, zumal da ich die Ausführung der Drohung für eine Unmöglichkeit halte.

– Mansberg ist zu Allem fähig.

Lucie reichte treuherzig ihrer Stiefmutter die Hand.

– Ich habe auch meinem Vater nicht gesagt, fügte sie hinzu, daß er ihn als Geschäftsmann verderben will, wenn ich ihm meine Hand verweigere.

– Himmel! rief Philippine überrascht.

– Sie sehen, daß ich nicht tückisch gegen Sie gesinnt bin. Anfangs habe ich mich einschüchtern lassen – jetzt nicht mehr. Mansberg sagte mir, mein Vater könne ohne ihn nicht existieren – ich glaube dies eben so wenig, als das, was er in Bezug auf Sie geäußert hat. Es wird wohl bei der Drohung, die ihn lächerlich macht, bleiben. Gern hätte ich, daß meinem guten Vater die Augen über seinen saubern Geschäftsführer geöffnet würden; aber . . .

– Nein, rief Philippine, das darf nicht von uns ausgehen. Der Elende selbst muß seinem Chef die Augen öffnen. Leider trägt der letzte Unglücksfall nicht dazu bei; er schlingt das Band nur fester, das der Intrigant künstlich gewoben hat. Lucie, wir müssen uns verbünden gegen den gemeinsamen Feind. Zwar habe ich versprochen, der Entwicklung der Dinge ruhig zuzusehen; aber die veränderte Sachlage verändert auch meinen Plan. Ich habe keinen Menschen, dem ich mich aussprechen kann – darf ich mich Ihnen anvertrauen?

– Hier ist meine Hand, sagte Lucie.

– Nun, so hören Sie: unser Feind hat es nicht nur auf meine Ehre abgesehen, sondern auch auf die Ihrer verstorbenen Mutter. Lucie, Sie erbleichen, Sie schauern bei dem Gedanken an diesen gräßlichen Plan zurück – begreifen Sie nun, daß ich nicht mehr schweigen konnte?

Dem armen Mädchen rannen die Thränen über die Wangen.

– Auch das habe ich gewußt! sagte sie schluchzend. Die Ehre der Mutter soll der Preis meiner Hand sein. Aber aus welcher Quelle ist Ihnen diese Nachricht zugeflossen?

Philippine gerieth in Verlegenheit. Sollte sie das Geheimniß des Vaters preisgeben? Sie nahm zu einer Unwahrheit ihre Zuflucht.

– Meine liebe Freundin, Mansberg hat ein so heillooses Gewebe um unsere Familie gezogen, daß ich Ihnen eine ganze Geschichte erzählen müßte, wenn ich die Schlangenwindungen der einzelnen Fäden schildern wollte, denen folgend ich im Interesse meines Mannes die boshafte Absicht entdeckt habe. Sie haben wohl davon gehört, daß ein gewisser Baron von Kronau bei dem Geschäftsführer wohnt – dieser Mensch, ein leichtsinniger Abenteurer, will Beweise in Händen haben, die von seiner Schwester, einer Jugendfreundin Ihrer verstorbenen Mutter, herrühren.

– Beweise? Beweise? stammelte Lucie entsetzt.

– Einen Brief . . .

– Großer Gott, ich bin verloren!

Lucie verhüllte das Gesicht mit beiden Händen. Ihr stilles Weinen artete in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

– Das ist bedeutungsvoll, dachte die überraschte Stiefmutter. Sollte der Verdacht wirklich gegründet sein? Sollte die Tochter die Schuld der Mutter kennen?

Plötzlich erhob sich Lucie und schloß weinend die Stiefmutter in ihre Arme.

– Sie lieben und achten meinen Vater, sagte sie hastig; so tragen Sie Sorge, daß die Pietät, die er für die Verstorbene hegt, nicht zerstört werde, ich weiß, daß er dadurch unglücklich wird und Sie mit ihm. Ach, und mich würde der Haß dessen treffen, an dem mein Herz in kindlicher Liebe hängt.

– Lucie, wissen Sie um den Brief?

– Ich glaube es.

– Sie glauben es?

– Ich will mich Ihnen mittheilen, Ihnen, die Sie gleiches Interesse an dem Glücke meines guten Vaters haben. Das Geheimniß lastet mit Centnerschwere auf meinem Herzen. Der alten Anne darf ich mich nicht anvertrauen, da sie stets zu Gunsten Mansbergs spricht, der sie für sich gewonnen zu haben scheint. Hören Sie mich an . . .

Lucie zog Philippinen auf den Sopha. Dann begann sie leise und mit zitternder Stimme:

– Am Tage vor dem Balle trieb es mich, das Grab meiner Mutter zu besuchen. Ich verrichtete mein Gebet und wollte zurückkehren. Der Schnee fiel so dicht herab, daß es um vier Uhr Nachmittags schon dunkel war. In dem Augenblicke, als ich das Gitter schließe, tritt ein Mann heran, der tief in einen Mantel gehüllt; ist. Der Schrecken erpreßte mir einen Schrei.

»– Beruhigen Sie sich, Fräulein Delius! murmelt der Mann mit rauher, aber bewegter Stimme.

»– Kennen Sie mich denn?

»– Ich weiß, daß Sie die Tochter der Frau sind, die seit zwanzig Jahren unter diesem Grabhügel ruht.

»– Hier ruht meine Mutter, gab ich zur Antwort.

»– Sie ist mir, wie Ihnen, theuer.

»– Haben Sie die Verstorbene gekannt?

»– Gekannt und geliebt.

»– Mein Herr, in welcher Beziehung standen Sie zu ihr? O, sagen Sie es mir, jede Nachricht, die ich von ihr empfangen, ist mir willkommen, denn mir ist das Glück nicht vergönnt gewesen, meine Mutter kennen zu lernen.

»– Ich darf mich Ihnen noch nicht entdecken.

»– Warum denn?

»– Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß mich das innigste, zärtlichste Band mit ihr vereinigte. Ein herbes Mißgeschick hat uns getrennt . . .

Mir schien, als ob Thränen die Stimme des Fremden erstickten. Ich mußte mit ihm weinen.

»– Mein Herr, fuhr ich fort, ich bin ja die Tochter der Verstorbenen.

Der Mann ergriff meinen Mantel und küßte ihn. Mir ward bange; ich wollte rasch den Hauptweg erreichen. Da hielt mich der Fremde zurück.

»– Wann kommen Sie wieder zu dem Grabe der Mutter? fragte er bewegt.

Ich gab eine ausweichende Antwort.

»– Sie mißtrauen mir, meine tiefe Bewegung ist Ihnen keine Bürgschaft dafür, daß ich heute noch von Trauer erfüllt bin und gern mit Ihnen beten möchte – kommen Sie bald wieder, ich erwarte Sie!

»– Hoffen Sie das nicht! rief ich und wollte entfliehen.

Ein Geräusch in der Nähe ließ sich vernehmen; es klang wie Hammerschläge. Um die Fortsetzung des Gesprächs mit dem Manne zu vermeiden, den ich für einen Abenteurer hielt oder für Jemanden, der sich einen Scherz mit mir erlaubte, wollte ich entfliehen. Er hielt mich abermals zurück, indem er sagte:

»– Nehmen Sie diesen Brief; wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie mich aufsuchen.

Und dabei schob er mir ein Papier in den großen Pelzmuff, der meine Hände vor der Kälte schützte.

– Wie seltsam! flüsterte Philippine.

– In einer wunderbaren Aufregung verließ ich den Friedhof, an dessen Gitter ich den Wärter traf. Ich fragte ihn, ob er den Fremden gesehen habe. Er verneinte es. Nachdem ich dem Alten gesagt, daß ein verdächtiger Mensch in den Anlagen sei, der mich erschreckt habe, antwortete er: man hat in letzter Zeit die Holzgitter und Kreuze von den Gräbern gestohlen, es wird wohl ein Dieb sein. Dann rief der Aufseher einen Arbeiter und entfernte sich. Ich ging.

– Der Mensch ist vielleicht ein Taschendieb gewesen, der dadurch, daß er Ihnen das Papier zusteckte, Sie schlauerweise hat berauben wollen.

– Auch ich dachte so, und griff nach meiner Uhr. Sie hing noch an der Kette – ein Diebstahl hatte nicht stattgefunden. Ich pries mich glücklich, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein. Das Geräusch hatte den Plan des verdächtigen Mannes, der bis über die Ohren eingehüllt

war, vereitelt. Die Diebe sind frech und verschlagen und dieser, der mich wahrscheinlich schon beobachtet hatte, wollte sich als ein Mittrauernder mir nähern – so dachte ich damals. Ich nahm mir vor, nie wieder allein das Grab zu besuchen. Mancherlei Gedanken stiegen in mir auf, als ich der Stadt näher kam und arme in Lumpen eingehüllte Menschen sah, die schattenähnlich an den Häusern hinschlichen. Es war empfindlich kalt, der Schnee fiel dicht herab. Da sah ich in dem Thore einer Mauer eine Frau, die vor Frost zitternd auf einem Steine saß. Ihr hageres Gesicht war bleich wie der Tod. Der eisige Wind spielte mit dem leichten, zerrissenen Mantel, der die bebenden Glieder dürftig bedeckte. Das Herz wollte mir zerspringen bei dem Anblicke der Jammergestalt, die nicht wagte, ein Almosen zu erbitten. Unwillkürlich blieb ich vor ihr stehen und suchte meine Börse. Ich mußte sie vergessen oder verloren haben, denn ich fand sie nicht. Ein hoffnungsfrohes, aber schmerzliches Lächeln verbreitete sich über das bleiche Gesicht der armen Frau; sie streckte zitternd die hagern, braungefrorenen Hände aus, um die ersehnte Gabe in Empfang zu nehmen. Es berührte mich schmerzlich, daß ich nicht helfen konnte, wo augenscheinlich Hülfe so nöthig war.

»– Liebe Frau, ich bemerke, daß ich meine Börse nicht bei mir habe!

Das Lächeln aus dem Gesichte der Bettlerin verschwand; ihre hohlen Augen füllten sich mit Thränen. Sie zog die Hände langsam unter ihre Lumpen zurück.

Mein Unglück ist grenzenlos! stammelte sie. Ach, mein Gott, und ich habe doch Nichts verbochen!

Rathlos stand ich da. Ich überlegte, was zu thun sei. Eine alte Frau, die vorübergehen wollte, trat näher. Ich schämte mich meiner Lage. Die Tochter des reichen Banquiers hatte keine Münze, um ein Almosen zu spenden. Das alte zudringliche Weib, das einen warmen Pelzmantel trug, sah mich spöttisch lächelnd an, als wollte sie sagen: »man kennt das schon, die vornehmen Damen haben immer ihre Börsen vergessen, wenn es gilt, Kleinigkeiten zu verschenken.« Mitleid mit der Bettlerin und Schaam über meine Lage machten mich so verwirrt, daß ich der Armen meinen Muff zuwarf und mich mit den Worten entfernte:

»– Zweifeln Sie nicht an meinem guten Willen – nehmen Sie diesen Pelz und wärmen Sie sich!

Ein vorüberfahrender Fiaker brachte mich nach Hause. Doris mußte den Kutscher bezahlen.

– Wo war Ihre Börse? fragte Philippine

– Sie lag auf dem Tische in meinem Zimmer.

– Jetzt erst fiel mir ein, daß ich mit dem Pelze auch den Brief fortgegeben hatte.

– Wie unvorsichtig! Was thaten Sie?

– Ich versah mich mit Geld, ließ einen Fiaker kommen und fuhr nach der Straße zurück. Trotz der eingetretenen Dunkelheit fand ich den Platz wieder – die Bettlerin war verschwunden. Ich fragte, aber Niemand konnte mir Auskunft geben, Niemand hatte eine Bettlerin gesehen. So mußte ich unverrichteter Sache den Rückweg

antreten. Ich legte dem Vorfalle weiter keine Bedeutung bei und nahm mir vor, ihn zu vergessen. Den Mann auf dem Friedhofe hielt ich für einen Abenteurer, der mir ein werthloses Papier zugesteckt, um mich zu bestehlen. Die Vorbereitungen zu dem Balle zerstreuten mich, und Alles ging gut. Mir fehlte die Zeit, um an das Geschehene zu denken. Der Ball kam; eine neue Welt ging mir auf. Die glückliche Gemüthsänderung meines guten Vaters erfüllte mich mit Freude. Während des Balls fand Mansberg Gelegenheit, sich mit mir in einem Nebenzimmer zu unterhalten. War es Zufall oder hatte es der Procurist meines Vaters so einzurichten gewußt – wir waren allein. Nachdem er mich mit Fragen bestürmt, die ich ihm nicht beantworten konnte, und nachdem ich ihm die Erklärung abgegeben, daß ich den Gefühlen meines Herzens nicht gebieten könne, nahm er zur Einschüchterung seine Zuflucht; er sprach davon, daß das Bankhaus meines Vaters ohne ihn untergehen müsse, daß er Ihre Ehre und auch die meiner seligen Mutter compromittiren könne.

– Der Elende!

– Ach, meine liebe Freundin, rief Lucie weinend, ich muß Ihnen Alles, Alles sagen, so schwer es mir auch fällt – Ihnen liegt ja ebensoviel daran, die Angriffe zurückzuweisen, als mir.

– Verschweigen Sie mir Nichts, Lucie; es ist Ihre Pflicht, daß Sie sich offen aussprechen.

– Der Bösewicht zischte mir die schrecklichen Worte zu: »Begreifen Sie nun, warum die Stirn Ihres Vaters sich trübt, wenn er Sie erblickt? Sie sind das Ebenbild der

Frau, die ihn betrogen hat. Noch bewahre ich dieses Geheimniß allein, aber Sie werden es zum Verderben Ihrer Familie mir entreißen.«

Dann entfernte er sich, einen furchtbaren Blick auf mich schleudernd. Ich suchte mein Zimmer auf; der geräuschvolle Ball konnte mich nicht mehr zerstreuen. Als ich von meinem Vater Abschied nahm und sein heiteres Gesicht sah, das die endlich erlangte Aussöhnung mit dem Leben verrieth, zitterte ich bei dem Gedanken an die Bosheit Mansberg's, die den furchtbaren Plan verfolgte, unser kaum gewonnenes Glück wieder zu zertrümmern. Sie kennen meinen Vater, Sie wissen, wie reizbar er ist, wissen, daß ein Funke genügt, um seinen Argwohn zur Flamme anzufachen. Bisher hatte ich geglaubt, daß meine Aehnlichkeit mit der Mutter ihn an den schwersten Verlust seines Lebens erinnerte, und daß dies der Grund sei, der ihn bei meinem Anblicke trübe stimmte – jetzt fiel mir die Drohung Mansberg's schwer auf das Herz – seine Trauer und sein schmerzliches Benehmen gegen mich erhielten eine andere Bedeutung, ich kam auf tausend Vermuthungen und Annahmen, die meine kindliche Liebe wieder verscheuchte. Ich bereue die Unvorsichtigkeit den Brief nicht gelesen zu haben, den mir der Fremde zugesteckt hatte. Meine Mutter ist rein wie das Sonnenlicht, mir sagt es ein Gefühl, das Gott mir in die Brust gelegt ...

– Auch ich halte sie dafür! versicherte Philippine. Wenn irgend ein Umstand dagegen spricht, so ist es nur

scheinbar; aber auch der Schein muß vermieden werden, wenn wir die Ruhe Ihres Vaters erhalten wollen.

– Ich ging zur Kirche, um im Gebete Trost und Beruhigung zu finden. Nicht weit von mir stand ein Herr, dessen Gesicht den tiefsten Kummer verrieth. Er sah mich oft mit schmerzlichen Blicken an, vielleicht weil sich eine tiefe Niedergeschlagenheit in meinen Zügen ausdrückte. Als der Gottesdienst beendet war, traf ich mit ihm unter dem Portale zusammen – er machte mir ehrerbietig Platz, grüßte lächelnd und verschwand. Die Annäherung dieses Mannes erschien mir seltsam, mir, die ich Alles mit argwöhnischen Blicken betrachten muß; ich dachte an den Vorfall auf dem Friedhofe . . .

– Haben Sie den Mann nicht wieder gesehen?

– Ja.

– Wann?

– Diesen Morgen in der Kirche während des Frühgottesdienstes.

– Wie benahm er sich? fragte Philippine dringend.

– Es hatten sich nur wenige Andächtige versammelt, so daß ich den Fremden, der gedankenvoll an einem Pfeiler lehnte, genau beobachten konnte. Die Kleidung, die er trug, war die eines anständigen Mannes. In der Hand hielt er einen grauen, breitkrämpigen Hut und einen starken Rohrstock. Sein Gesicht war hager und bleich. Spärliches Haar bedeckte den Kopf mit der ungewöhnlich hohen Stirn. Wenn er zu mir herüber sah, bemerkte ich seinen schwermüthigen, ich möchte sagen tiefsinnigen Blick des großen dunkeln Auges. Er schien mich mit einem

schmerzlichen Wohlgefallen zu betrachten. Der Gottesdienst war zu Ende. Ich blieb an meinem Platze, bis die Gemeinde sich entfernt hatte. Auch der Fremde ging, der mir eine Art Furcht einflößte. Ich würde eine Seitenthür zum Ausgange gewählt haben, wenn nicht der Wagen vor dem Portale gehalten hätte. Langsam betrat ich die Vorhalle. Da stand der Fremde, auf seinen Stock gestützt. Er schien mich erwartet zu haben. Ich grüßte flüchtig, theils aus Angst, theils aus einem mir unerklärlichen Gefühle – und wollte vorübergehen. Der Mann redete mich an.

»– Verzeihung, Fräulein Delius!

Ich erkannte sofort die Stimme des Mannes wieder, der mir auf dem Friedhofe entgegengetreten war.

»– Was wollen Sie? fragte ich bestürzt.

»– Ich möchte mir nur die Frage erlauben, ob Sie den Brief gelesen haben . . .

»– Welchen Brief?

»– Den ich Ihnen am Grabe Ihrer Mutter gegeben . . .

»– Nein; ich habe ihn unterwegs verloren.

Der Mann starrte mich erschreckt an.

»– Verloren? wiederholte er leise. Das ist schlimm, sehr schlimm. Es wäre besser gewesen, Sie hätten ihn wie eine heilige Reliquie aufbewahrt. Den Brief hat Ihre Mutter an mich geschrieben – die Tochter sollte ihn lesen, damit sie Zutrauen zu mir faßte – zu mir, dem ärmsten Manne auf der Welt – Sie würden mich – nicht verrathen haben –

»– Aber wer sind Sie, wer sind Sie denn? rief ich aus.

»– Starren Sie mich nicht so an! murmelte zitternd der Fremde. Aus Ihren Augen leuchtet der Blick Helenen's –

Helene, der verlorene Brief verräth unser Geheimniß –! Ich habe nicht wohl gethan, ihn Deiner Tochter zu geben – das war schlecht, sehr schlecht! Muß man auch einer Todten Wort halten? Wenn das ist, bin ich meineidig geworden – ich will es büßen, will mich nie wieder an dem Anblicke deiner Tochter laben!

– Mein Gott, was bedeutet das? fragte die vor Erstaunen fast athemlose junge Frau.

– Während der Fremde, wie ein Sinnverwirrter, die letzten Worte vor sich hin murmelte, verließ er schwankend die Vorhalle und verschwand. Ich war so bestürzt, daß mir die Kraft fehlte, ihn zurückzuhalten, um Aufschluß zu fordern. Heinrich weckte mich aus meiner Betäubung. Ich stieg in den Wagen – seit einer Stunde befinde ich mich in meinem Zimmer. Nun bringen Sie mir die Nachricht von einem Briefe, durch den man meine verstorbene Mutter compromittiren will – Sie begreifen wohl, daß ich Grund zu den ärgsten Befürchtungen habe. O, rathen Sie, helfen Sie, wenn Sie meine Freundin sind, wenn Ihnen das Glück meines armen Vaters am Herzen liegt.

Lucie weinte heftig. Die Stiefmutter betrachtete sie, wie es schien, mit inniger Theilnahme.

– Daß ich Ihre wahre Freundin bin, will ich beweisen! rief sie plötzlich aus.

– Schwören Sie mir, meine Mittheilungen als Geheimniß zu bewahren.

– So weit es geschehen kann, ohne mich in meiner Thätigkeit gegen die bösen Menschen zu hemmen, die

auf unser Verderben sinnen. Doch lassen Sie uns jetzt ruhig berathen; wir dürfen den Kopf nicht verlieren. Fassen Sie sich, Lucie; die Dinge sind wohl nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick aussehen. Nun hören Sie meinen Rath: zunächst müssen wir erfahren, ob der Brief des Fremden derselbe ist, mit dem Mansberg und der Baron drohen.

– Wie kann das geschehen? fragte Lucie, die sich zu beruhigen begann.

– Ich kenne nur ein Mittel.

– Und dieses Mittel?

– Es erfordert freilich von Ihrer Seite Muth und Ueberwindung.

– Ich bebe vor keinem Schritte zurück, der erforderlich ist, um das Andenken meiner Mutter nicht verunglimpfen und das Glück meines Vaters nicht zerstören zu lassen. –

– Sie nehmen scheinbar die Bewerbungen Mansberg's an.

Lucie zitterte ein wenig.

– Ich werde ihn nicht abweisen! flüsterte sie.

– Nicht nur nicht abweisen, ermuthigen Sie ihn. Dann werden Sie bald Gelegenheit finden, ihm das Geheimniß zu entlocken, das er ohne Zweifel von dem Baron erfahren hat. Ich übernehme es, die erste Annäherung Mansberg's zu bewirken, der, wie ich weiß, darauf wartet. Wir dürfen nicht zögern, wenn wir vor der Rückkehr Ihres Vaters, dessen Reise zur gelegensten Zeit nöthig ward,

noch Licht in der traurigen Angelegenheit erhalten wollen. Und nun, meine liebe Freundin, lassen Sie die alte Anne kommen, von der ich glaube, daß sie Manches zur Aufklärung beitragen kann. Aber seien Sie vorsichtig, denn ich fürchte, daß die Alte, die auf Mansberg's Seite steht, zur Verrätherin geworden ist. Vielleicht hat sie die Mittel geliefert, mit denen man uns droht.

Lucie konnte diesen Gedanken nicht fassen, dieser Ansicht nicht beistimmen. Man sprach einige Zeit darüber und kam zu dem Beschlusse, daß Philippine die Alte inquiriren sollte. Lucie wollte der Unterredung versteckt zuhören. Der kleine Salon im Erdgeschosse mit seinen Nebenzimmern war der geeignetste Ort. Die beiden Damen gingen hinab. Doris mußte die Alte, die in der Küche beschäftigt war, citiren. Lucie verbarg sich hinter der Glasthür eines kleinen Gemachs, das der Commerzienrath zu nichtgeschäftlichen Arbeiten zu benutzen pflegte und welches mit dem Boudoir Philippen's in Verbindung stand.

#### FÜNFTES KAPITEL.

Anne trat ein. Ihr Gesicht drückte eine ängstliche Neugierde aus, indem sie grüßte.

– Sie haben mich rufen lassen, Frau Commerzienrätthin – da bin ich.

– Gut, Frau Weiß, sagte Philippine sehr freundlich. Nehmen Sie einen Stuhl und setzen Sie sich.

– Du lieber Himmel, ich komme ja aus der Küche . . .

– Setzen Sie sich, liebe Frau, ich habe mit Ihnen zu reden.

Der Commerzienrätthin entging die Aengstlichkeit der Alten nicht; sie stellte sich aber, als ob sie durchaus Nichts bemerkte. Anne hatte sich auf dem nächsten Stuhle niedergelassen.

– Ich habe Ihnen bereits vor einiger Zeit Beweise meines Vertrauens gegeben, und Sie haben sich dessen würdig bewiesen. Mein Mann ist verreis't, ich kann mit ihm eine wichtige Familienangelegenheit nicht berathen, die keinen Aufschub erleidet – nun wende ich mich an Sie, an die alte Freundin vom Hause, an die zweite Mutter meiner lieben Lucie.

– Mit mir will Madame berathen? fragte die Alte erstaunt.

– Ja. Kommen Sie mir also mit derselben Offenheit entgegen, die ich Ihnen bringe.

Anne fürchtete, daß die Herrin die Fragen wegen des Papieres, dessen Existenz sie im Rausche ausgeplaudert, wiederholen würde, da Doris keine Antwort darauf erhalten hatte.

– So viel ich kann! flüsterte sie kleinlaut.

– Es ist der Wille meines Mannes, daß Lucie sich mit Herrn Mansberg verheirathe.

– Das weiß ich, Frau Commerzienrätthin, sagte Anne rasch, der ein Stein vom Herzen fiel, als sie die Richtung des Gesprächs erkannte. Das wird ein schönes Paar werden, ich habe es immer gesagt.

– Ich pflichte Ihnen bei, liebe Anne. Lucie kann eine bessere Partie nicht machen.

– Also ist es auch Ihr Wunsch?

– Mein Wunsch aus Ueberzeugung. Leider scheint Lucie nicht Lust zu haben . . .

– Unerklärlich, unerklärlich! Und Herr Mansberg ist bis über die Ohren verliebt.

– Das wissen Sie?

– Der junge Mann hat es mir ja selbst gesagt. Ach, ich habe ihn bedauert – er ist so gut. Neulich hat er mir mit Thränen in den Augen seine Noth geklagt. Lucie will nichts von ihm wissen.

– Ueber diesen Punkt, Frau Weiß, wollte ich mit Ihnen sprechen. Ehe ich meiner Stieftochter ernstlich zuredete, möchte ich den Grund ihrer Abneigung kennen lernen. In Mansberg selbst ist er wohl nicht zu suchen, da er brav, gut und interessant ist.

– Das ist er, Frau Commerzienrätthin. Manches Mädchen würde sich glücklich preisen, wenn . . .

Philippine unterbrach die redselige Alte.

– Trägt unsere Lucie vielleicht eine andere Neigung im Herzen?

– Nein, nein, das glaube ich nicht! versicherte Anne.

– Vermuthen Sie keinen Grund?

Anne wiegte geheimnißvoll ihren Kopf.

– Ja, Frau Commerzienrätthin, ich vermuthe so Etwas . . . Es wäre traurig, wenn ich Recht hätte.

– Sprechen Sie sich aus.

– Es ist nur eine Vermuthung.

– Gleichviel, Sie nützen mir und meiner Stieftochter, wenn Sie sich offen aussprechen.

– Fräulein Lucie, sagte Anne geheimnißvoll, beschäftigt sich zu viel mit dem Grabe ihrer Mutter. Der Umgang mit der Verstorbenen hat sie schwermüthig gemacht. Wie oft habe ich ihr die häufigen Gänge nach dem Friedhofs verwiesen – es half weder Bitten noch Drohen. In der letzten Zeit ist sie wieder recht traurig geworden, ich habe sie oft weinen gehört. Ach, ich möchte mit ihr weinen! Es muß doch so eine Art fixer Idee sein, wie die Leute sagen – oder die verstorbene Mutter wirkt auf sie ein, die war mitunter auch ein wenig sonderbar. Vielleicht habe ich dem guten Kinde zu viel von der Todten erzählt.

Was haben Sie ihr denn erzählt?

– Daß die Tochter der Mutter ähnlich sieht, wie ein Ei dem andern, und daß die Mutter die schönste Dame in der ganzen Stadt gewesen, die der Vater leidenschaftlich geliebt habe. Das war unvorsichtig; und nun meint Lucie, der Vater könne sie nicht leiden . . .

Anne schwieg plötzlich, als ob sie fürchtete, zu viel zu sagen.

– Darin erblicke ich kein Unrecht, sagte Philippine.

– Nicht wahr, das kann sie wissen? fragte die Alte rasch. Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen?

– Auch nicht den kleinsten, liebe Frau. Aber sagen Sie ihr nicht etwa mehr, und vorzüglich schweigen Sie dem Herrn Mansberg gegenüber. Die Heirath muß jedenfalls

zu Stande kommen, da sie mein Mann will; ich werde Alles aufbieten, und Sie werden mir helfen. Dafür, daß Lucie endlich einwilligt, werde ich schon sorgen; aber nun müssen wir darauf bedacht sein, daß der Bräutigam nicht zurücktritt.

– Für den stehe ich ein!

– Es haben sich in den letzten Tagen seltsame Dinge ereignet, Dinge, die mich beunruhigen. Ich will Sie mit in das Geheimniß ziehen. Ein gewisser Baron von Kronau ist angekommen; dieser Mann behauptet, er besitze einen Brief der seligen Madame Delius . . .

– Gerechter Gott! rief Anne erschreckt.

– Und dieser Brief, fuhr Philippine ruhig fort, soll eben nicht zu Gunsten der Madame Delius sprechen. Wird Mansberg die Tochter einer compromittirten Frau heirathen? Das ist wohl zu bedenken! Frau Weiß, ich frage Sie auf Ihr Gewissen: glauben Sie, daß der Baron, dem daran liegt, das Zustandekommen der Heirath zu verhindern, nur eine leere Drohung ausspricht, oder daß er wirklich seine Behauptung beweisen kann?

Ein leises Zittern bemächtigte sich der Alten, die mit großen Augen die Commerzienrathin anstarrte.

– Wenn das Herr Delius erführe! flüsterte sie wie unwillkürlich.

– Was?

– Ehe Lucien's Mutter krank wurde, gab sie mir einen Brief – da ich nicht lesen kann, zeigte ich ihn . . .

In diesem Augenblicke ward drei Male laut an die Thür geklopft. Anne schrak heftig zusammen; sie sprang auf,

faltete die Hände und betete leise vor sich hin, während ihr Gesicht sich entfärbte. Auch Philippine hatte das Klopfen gehört; sie verließ ihren Platz. Die Pendüle auf dem Secretaire schlug Drei Viertel auf Eins nach Mittag. Die leise summenden Schläge übten eine furchtbare Wirkung auf die arme Frau Weiß aus; sie sank im krampfhaften Zittern auf die Knieen nieder. Philippine, die sich der Erzählung ihres Kammermädchens erinnerte, war ebenfalls erschreckt über das Zusammentreffen des Klopfens mit dem Schlagen der Uhr. Die Wintersonne schien hell durch das Fenster. Der Pendel der eleganten Uhr setzte ruhig seine Schwingungen fort. Die Zeiger derselben standen auf der angedeuteten Stunde. Sollte dies Alles der Zufall gefügt haben? Dieses wirklich wunderbare Zusammentreffen mußte selbst den Beherztesten einschüchtern. Philippine schämte sich ihrer Muthlosigkeit; sie ging rasch durch den Salon und riß die Thür auf. Das Vorzimmer war leer. Die Thür, die auf den Corridor führte, war fest geschlossen. Die Commerzienrätthin rief den Namen ihres Kammermädchens. Als keine Antwort erfolgte, zog sie die Glocke. Man hörte das Geräusch einiger Thüren, die sich nach einander öffneten und schlossen. Dann trat Doris ein.

Philippine fragte so ruhig, als es ihr möglich war:

– Wo bist Du gewesen, Doris?

– In Ihrem Schlafzimmer, wo ich die Spitzen geordnet, wie Sie befahlen.

Die junge Frau erinnerte sich, daß sie den Befehl dazu ertheilt hatte, um das Mädchen fern zu halten.

– Ganz recht! flüsterte sie vor sich hin.

– Was steht zu Diensten? fragte Doris, die ihre Herrin verwundert ansah.

– Mir war, als ob Jemand im Vorzimmer sei.

– Sie haben sich getäuscht; die Thür des Corridors draußen ist verschlossen. Heinrich öffnet nur auf ein Zeichen der Glocke, und ein solches ist nicht gegeben.

– Es ist gut Doris, vollbringe Dein Geschäft.

Doris ging. Philippine kehrte in den Salon zurück. Anne stand zitternd neben ihrem Stuhle.

– Fahren Sie fort, Frau Weiß; wir sind nun ungestört.

– Ich habe Ihnen Nichts mehr zu sagen, Frau Commerzienrätthin.

– Wem zeigten Sie den Brief?

– Fragen Sie mich nicht, ich kann nicht antworten, ich darf und will nicht. Madame Delius war eine tugendhafte Frau, sie hat weder ihren Mann, noch sonst Jemand betrogen. Wer ihre Ehre antastet, ist ein frevelhafter Sünder, den Gott bestrafen wird.

Anne wollte das Zimmer verlassen.

– Davon bin auch ich überzeugt, sagte Philippine sanft; aber wenn es nun dennoch ein frecher Mensch wagt, Unheil anzurichten, so ist es Ihre Pflicht, den Inhalt des Briefes zu nennen . . .

– Mein Gott, ich habe den Brief ja nicht gelesen! rief die Alte, indem sie sich zurück wandte. Ich kann ja nicht lesen.

– Aber Sie wissen, an wen er gerichtet war.

Die Sinne Anne's schienen sich zu verwirren; sie starrte die Commerzienrätthin mit unheimlichen Blicken an. Dann schüttelte sie langsam und traurig den Kopf.

– Was wollen Sie von Madame Delius? Stören Sie die Ruhe der Todten nicht, es ist Sünde! Haben Sie das Klopfen gehört? Es schlug drei Viertel auf Eins, da streckte sich die Hand aus, um mich vor einer Sünde zu warnen. Ich kenne das Klopfen, ich habe es heute nicht zum ersten Male gehört. Mein Heiland, sei mir gnädig!

– Bleibe Anne! rief Lucie, die erregt aus dem Kabinette trat. Die Alte blieb stehen. Bei dem Anblicke des jungen Mädchens erschrak sie von Neuem.

– Man hat mich fangen wollen! flüsterte sie.

Lucie nahm freundlich ihre Hand.

– Anne, sagte sie, wenn Du mich lieb hast, so theilst Du mir unumwunden Alles mit, was Du von meiner Mutter weißt.

Das Gesicht Anne's nahm plötzlich den Ausdruck eines energischen Wollens an.

– Ich weiß Nichts! antwortete sie kurz.

Philippine gab ihrer Stieftochter heimlich einen Wink; dann sagte sie zu der Haushälterin:

– Liebe Frau, Sie besitzen ein Papier, das Ihnen Madame Delius übergeben hat.

– Wer hat Ihnen das gesagt?

– Sie hören, daß wir es wissen. Die Verstorbene hat Ihnen mit dem Papiere einen Auftrag gegeben – liebe Frau Weiß, muß ich Sie daran erinnern, daß Sie eine Sünde

begehen, wenn Sie den Auftrag der Todten nicht ausführen?

– Ich habe keinen Auftrag!

– Anne, sagte Lucie mild, es ist mir nicht entgangen, daß Dir etwas auf dem Herzen liegt – Du selbst leidest darunter – warum willst Du dich mir nicht entdecken? Du hast vernommen, daß man Böses beabsichtigt; bei Dir steht es, uns die Mittel zu einer kräftigen Abwehr zu geben – warum beharrst Du in einem Schweigen, das eben so gefährlich als zwecklos ist? Man wird Dich zwingen, zu reden.

– Zwingen? rief die Alte in einem völlig veränderten Tone.

– Wir haben das Recht dazu.

– Niemand in der Welt kann mich zwingen! Wie will man es anfangen, mir ein Wort zu entreißen? Ei seht doch, man spricht von zwingen. Kommt nur an, mein Mund wird geschlossen bleiben, wie das Grab der Madame Delius, die eine brave Frau war. Die Leute mögen reden, was sie wollen – es ist Alles nicht wahr! Wer kann Beweise liefern? Niemand! Niemand! Hören Sie es, Madame Delius – Niemand! Niemand! Herr Mansberg lügt und der Baron auch.

– Anne! rief Lucie bittend.

– Ich beantworte keine Frage mehr. Läßt man mich nicht in Ruhe, so gehe ich aus dem Hause. O, das schreckliche Klopfen! flüsterte sie, wie eine Sinnverwirrte, vor sich hin. Es durchschneidet mir Mark und Bein. Die Hand

der Todten soll sich nicht wieder ausstrecken – ach, ich habe unrecht gehandelt – Vergebung, Vergebung!

Frau Weiß, bleich wie der Tod, hatte bei den letzten Worten, die sie wie im Delirium sprach, die Thür geöffnet, und trat langsam in das Vorzimmer hinaus. Hier brach sie zusammen. Man mußte Doris und Heinrich rufen, um die Ohnmächtige in ihr Zimmer schaffen zu lassen.

Lucie und Philippine gingen bestürzt in den Salon zurück, nachdem sie Befehl gegeben, den Arzt zu rufen.

– Was ist das? fragte Lucie. Was bedeutet das Alles?

Die Commerzienrätin begriff, daß sie, um das Geheimniß ihres Vaters zu wahren, ihrer Stieftochter nicht Alles sagen durfte, was sie wußte; sie gab, als Lucie danach fragte, ihre Aeüßerungen wegen des Papiers für eine Schlinge aus, in der sie die Alte zu fangen gedachte.

– Für heute müssen wir die Alte aufgeben, fügte sie hinzu; vielleicht sind wir morgen glücklicher.

Das junge Mädchen wollte nun wissen, wer an die Thür geklopft hätte.

– Haben Sie es denn gehört?

– Ganz deutlich, versicherte Lucie. Gleich darauf schlug die Uhr drei Viertel auf Eins. Dieser Umstand fällt mir auf – meine Mutter ist um dieselbe Stunde in der Nacht gestorben.

– Zufall, nichts als Zufall! rief Philippine lächelnd, obgleich ihr selbst ein wenig unheimlich zu Muthe war. Solche Erscheinungen lassen sich auf ganz natürliche

Veranlassungen zurückführen, wenn man sich die Mühe nimmt, ihnen nachzuforschen. Aber wir haben jetzt wichtigere Dinge zu thun. Ich halte es für möglich, daß der Brief, den Sie mit Ihrem Pelze der Bettlerin gegeben, in die Hände Mansberg's gerathen ist. Ein Mann, der leidenschaftlich liebt, wie er, folgt der Geliebten auf Tritt und Schritt. Nun schließe ich, daß er Ihr Almosenspenden gesehen und den Pelz der Bettlerin, die ihn nicht verwenden kann, abgekauft hat. Ja, so wird es sein! Es handelt sich nun darum, daß wir den Fremden auffinden, der ohne Zweifel sich Ihnen zu nähern sucht – wenn Sie es nicht verziehen, Mansberg selbst auszuforschen.

Lucie stieß einen leisen Seufzer aus. Sie versprach, Beides zu versuchen, um einige Aufklärung vor der Rückkehr des Vaters zu erhalten. Es ist wohl natürlich, daß alle diese Verhältnisse dazu beitrugen, die beiden Frauen zu einem engem gegenseitigen Anschlusse zu veranlassen. Lucie glaubte der Stiefmutter und diese wieder der Stieftochter zu bedürfen. Jede von ihnen handelte aus kindlicher Liebe, Jede wollte das Glück des Vaters sichern. Philippine behielt den wahren Zweck für sich, und darüber, daß sie eine Intrigue in der Intrigue spielte, machte sie sich keine Vorwürfe. Die schöne Stieftochter mußte ihr als Mittel zum Zwecke dienen. Mit der Schuldlosigkeit der Madame Delius stellte sich auch die des Hofraths heraus, oder man vernichtete die Beweise von der Schuld Beider, wenn diese existirten. Die junge Frau war schlau genug, die Interessen in Eins zu verschlingen.

Kaum hatte sich Lucie entfernt, die besorgt um die alte Anne war, als die Commerzienrätin zu Doris in das Schlafzimmer ging.

– Wie befindet sich die Alte, Doris?

– Das arme Weib phantasirt.

– Entweder ist dieses Weib eine raffinirte Spitzbübin, die ein fein angelegtes Spiel mit uns treibt, oder es ist die Dummheit und der Aberglaube selbst. Was denkst Du von der Wirthschafterin?

– Ich denke zunächst, daß Anne die Vertraute der verstorbenen Madame Delius gewesen und daß sie ihre Geheimnisse verkauft. Das Klopfen besorgt Jemand, der mit ihr aus einer Karte spielt. Sie kann Ihnen die Leichenfrau nicht vergessen, wenn sie sich auch stellt, als ob sie ausgesöhnt sei. Jetzt liegt sie im Bette und schwatzt tolles Zeug als ob sie ein hitziges Fieber hätte.

– Was sagte sie?

– Lucien's Stiefmutter sei eine böse Frau, dann sprach sie von Klopfen und Verrathen, von Reue und Gewissensbissen – der Arzt, der sich zufällig im Hause befand, kam dazu und schickte mich fort. Er schien bestürzt zu sein über das Geschwätz der Alten.

– Hm, dachte Philippine, der Doctor Fabrici war schon Hausarzt, als die erste Frau meines Mannes noch lebte! Doris, fragte sie laut, hast Du mir nicht erzählt, daß Dir Anne gesagt, der Doctor sei der jungen Frau in den Garten nachgeeilt, habe sie mit Vorwürfen überschüttet und gedroht, dem Commerzienrathe Alles zu verrathen?

– Ja, das hat mir Anne in ihrer Weinlaune erzählt.

– Nun, so läßt sich die Bestürzung des Arztes erklären, der Dich fortschickte, damit Du das Toben der Alten nicht hören solltest. Und sonach vermuthe ich, daß sie wirklich krank ist.

Philippine ging in ihr Boudoir und schrieb einen langen Brief, den sie Doris zum Ueberbringen an die Adresse gab.

– Wie, fragte diese überrascht, an Herrn Mansberg?

– Geh, Du wirst ihn jetzt allein in dem Comptoir treffen.

## SECHSTES KAPITEL.

Der Doctor Fabrici, der zufällig seinen Morgenbesuch heute verspätet hatte, war bestürzt an das Bett der alten Anne getreten. Als Lucie kam, saß er neben ihr auf einem Stuhle und beobachtete sie. Heinrich stand an der Thür; er sah mit ängstlichen Blicken nach dem Krankenbette. Anne lag regungslos mit geschlossenen Augen; ihr Gesicht war todtbleich. Von Zeit zu Zeit zuckten ihre Lippen, als wenn sie sich zum Sprechen öffnen wollten. Ihre linke Hand hatte der Arzt erfaßt, um den Gang des Pulses zu prüfen. Eine ängstliche Stille herrschte in dem kleinen Zimmer. Lucie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß Frau Weiß die Bewahrerin eines wichtigen Geheimnisses sei.

– Was ist denn geschehen? fragte flüsternd der Arzt.

Lucie gerieth in Verlegenheit; sie wußte nicht, ob sie den Hergang erzählen sollte.

– Frau Weiß hat sich wohl erschreckt, sagte Heinrich mit bebender Stimme.

– Können Sie mir Auskunft geben? fragte ihn der Doctor.

Heinrich zuckte mit den Achseln. Dann verließ er auf Geheiß des Arztes das Zimmer. Dieser meinte, daß die Kranke an den Folgen einer heftigen Gemüthsbewegung leide.

– Sie hat einen großen Schrecken gehabt, flüsterte Lucie.

In diesem Augenblicke entriß Anne ihre Hand dem Arzte durch eine krampfhafte Bewegung.

– Ich habe ja Nichts gesagt! rief sie leise und ängstlich, ohne die Augen zu öffnen. Ihr Kind, Ihr Kind, Madame Delius! Sie werden nicht sterben – Lachen Sie doch, wie ich!

Und Anne stieß ein unheimliches Lachen aus, wobei sich ihre bleichen, häßlichen Züge bis zur Fratze entstellten. Die arme Frau bot einen gräßlichen Anblick.

– Sie delirirt! flüsterte der Arzt.

– So ist die Arme wohl gefährlich krank, fragte Lucie besorgt, die mit Zärtlichkeit an der alten treuen Dienerin hing.

Jetzt öffnete Anne die Augen. Sie schien ihre Umgebung nicht zu kennen.

– Frau Weiß, redete sie mild der Arzt an, nennen Sie mir den Grund Ihres Erschreckens. Oder hat man Sie beleidigt? Sprechen Sie, sprechen Sie doch!

Das Gesicht Anne's verfinsterte sich; ein kaum merkliches Lächeln, das ihren bleichen Mund zu umspielen begann, verschwand wieder.

– Ich bin keine Leichenfrau; flüsterte sie mit Bitterkeit. O, ich verstehe recht gut, was es heißen soll – Madame Delius ist gestorben, obgleich ich sie gepflegt habe – es hat sie keine andere Hand berührt als die meinige – ich habe ihr das Todtenhemd angezogen – weil sie es wollte – warum klopfen Sie denn immer an die Thür, Madame Delius? Wenn man Sie beleidigt, muß ich doch sprechen. Nein, nein, ich werde schweigen – der Eid, den man einem Sterbenden geleistet, geht über das Grab – ein Lebender kann ihn nicht lösen – es ist Alles fest verschlossen – Herr Leopold ist noch nicht dagewesen – bleibt er aus, so weiß ich, was ich zu thun habe – ich will mich an Herrn Graff wenden – Lucie ist ja noch nicht verheirathet – aber sie wird sich verheirathen, damit die Last von meiner Seele genommen wird – Herr Mansberg ... sie wird ihn schon nehmen – der Vater will es und die Stiefmutter auch – das ist ein Glück – ich wüßte keinen Andern –

Sie schwieg und schloß die Augen wieder.

Der Arzt sah das Mädchen forschend an. Lucie begann leise zu weinen.

– Fieberphantasien! murmelte der Greis. Sie beschäftigt sich mit der Vergangenheit.

– Herr Doctor, sagte Lucie, Sie sind der Arzt und Freund meiner seligen Mutter gewesen, die Ihnen volles Vertrauen geschenkt – wenn Sie Zusammenhang in diese verworrenen Andeutungen Anne's bringen können,

so bitte ich Sie dringend, mir, der Tochter, Aufschluß zu geben. Es hat sich so Manches ereignet, das mich zwingt, diese Bitte an Sie zu richten.

Der Greis schüttelte sein Haupt.

– Ich erinnere mich keiner Mittheilung Ihrer Mutter, die ich als Schlüssel zu diesen Räthseln benutzen könnte, antwortete er. Sie ist schnell gestorben! Als ich in der Nacht ankam, war sie bereits verschieden. Uebrigens halte ich es für möglich, daß Madame Delius, als sie den Tod nahen fühlte, ihrer Wärterin eine geheime Mittheilung gemacht hat.

– Sie sprach von einem Herrn Leopold.

– Ich habe nie gehört, daß Madame Delius diesen Namen nannte.

– Sie haben auch keine Vermuthungen?

Der Arzt schwieg. Lucie bemerkte mit Schrecken, daß der Gefragte nicht antworten wollte. Er mußte demnach Grund zu gravirenden Vermuthungen haben. Sie wollte sich noch einmal an ihn wenden – da richtete sich Anne rasch empor, sie betastete mit den Händen ihren Kopf und riß das weiße Häubchen ab, das ihn bedeckte. Ihr Haar rollte wirr über das Gesicht, das den Ausdruck eines heftigen Schmerzes angenommen.

– Ich muß fort! rief sie.

– Wohin, Anne?

– Ich muß fort! Haltet mich nicht auf! Wenn es Nacht wird und die Thür ist nicht geöffnet, bin ich verloren! Meinen Mantel, meine Mütze!

Sie wollte das Bett verlassen. Der Arzt hielt sie zurück.

- Frau Weiß, von welcher Thür sprechen Sie? fragte er.
- Von der Gartenthür. Ich habe den Schlüssel dazu.
- Es ist jetzt Mittag.

Die Kranke sah nach dem Fenster, durch dessen leicht mit Eis überzogene Scheiben die Sonne schien. Dann strich sie das Haar aus dem Gesicht, als ob sie sich noch einmal überzeugen wollte, daß es Tag sei, und legte sich in das Kissen zurück, indem sie flüsterte:

– Um Mittag kommt er nicht. Madame Delius hat es gesagt . . . wenn der Abend anbricht, werde ich öffnen. Ach, ich habe schon oft vergebens jene Thür aufgemacht. Vielleicht kommt er auch nicht, da er schon so lange ausgeblieben – gut, wenn Lucie verheirathet ist, sage ich ihr Alles – aber mein Gott, das furchtbare Klopfen! Mein Kopf schmerzt – wie die Augen brennen – die Commerzienrätthin sagt, ich wäre eine Leichenfrau – das böse Weib! Bald hätte ich die Beleidigung vergessen und hätte mich von ihrer Freundlichkeit fangen lassen. Jetzt soll sie mir helfen, Lucie an Mansberg verheirathen – ach, dann bin ich froh, dann kann ich wieder ruhig schlafen.

Anne schwieg. Die Blässe ihres Gesichts verwandelte sich in Röthe. Der Arzt verordnete einen Aderlaß. Man schickte nach dem Chirurgen. Bis zur Ankunft desselben beobachtete der Doctor die Kranke, die von Zeit zu Zeit ein leises Wimmern ausstieß und beide Hände an den Kopf legte. Lucie stand nachdenkend am Fenster; sie suchte die Aeüßerungen Anne's mit dem, was sie erfahren, zusammenzustellen. Sollte der Mann, den sie an dem Grabe und in der Kirche getroffen, dessen Brief sie

mit dem Pelze der Bettlerin gegeben, sollte dieser Mann der erwartete Leopold sein? Und wer war dieser Mann, der einen Brief der Verstorbenen besaß? wollte er durch den Brief sich das Vertrauen der Tochter erwerben? Und warum endlich wandte er sich nicht an Frau Weiß; die für ihn die Gartenthür offen hielt? Wie würde er sich benommen haben, wenn Madame Delius noch lebte?

Es war unmöglich, die Einzelheiten zu einem Ganzen so zusammenzustellen, daß sich ein Schluß daraus ziehen ließ. Lucie war von Räthseln, von Geheimnissen, umgeben. Das wichtigste davon war das Interesse, das Anne an der Heirath mit Mansberg nahm, von deren Zustandekommen sie ihre Ruhe abhängig zu machen schien. So viel ließ sich erklären, daß die Alte nicht aus Neigung zu Mansberg, sondern aus einem Gründe, der vielleicht von der Mutter selbst gegeben, sich für den jungen Mann interessirte. Der Doctor Fabrici war weniger eingeweiht in die früheren Verhältnisse, als Frau Weiß. Hätte Philippine, die durch Doris die Erzählung Anne's erfahren, den Arzt gesehen, sie würde sein Schweigen auf Lucien's Fragen zu deuten gewußt haben – Der Doctor hatte ja den Baron im Garten gesehen.

Der Verfasser kann dem Leser mittheilen, daß der Hausarzt schon damals mit Mißtrauen gegen die reizende Frau erfüllt war, und daß er aus Rücksicht für seinen Freund, den Commerzienrath, geschwiegen hatte. Jetzt ersah er zu seinem tiefen Schmerze, daß jener unglückselige Vorfall noch heute seine Wirkung ausübte und daß

Anne das kaum erschaffene Glück des Banquiers untergraben konnte. Der Chirurg erschien.

– Verlassen Sie uns, Fräulein Lucie, bat der Arzt.

Lucie glaubte, er wollte sie absichtlich entfernen.

– Warum, Doctor?

– Die Operation bietet keinen angenehmen Anblick, sie darf nicht verschoben werden, wenn ich einer Affection des Gehirns der alten Anne vorbeugen will. Ich werde Sie benachrichtigen, sobald der Verband angelegt ist.

Die Vorbereitungen des Chirurgen veranlaßten Lucien, zu gehen.

– Ich erwarte Sie in meinem Zimmer, Doctor! flüsterte sie zurück.

Der Greis nickte mit dem Kopfe.

Kaum hatte sich das junge Mädchen entfernt, als man die Operation begann. Anne lag in einer Art Betäubung. Der Arzt hielt den Arm, und der Chirurg öffnete eine Ader. Alles ging gut, der Verband wurde angelegt und die Kranke lag ruhiger. Fabrici entließ den Wundarzt; er war mit Frau Weiß allein. Sinnend ging er in dem Zimmer auf und ab. Plötzlich ward leise die Thür geöffnet und Heinrich trat ein.

– Gut, daß Du kommst, Heinrich.

– Ach, Herr Doctor, ich glaube, daß ich die Schuld an diesem unglücklichen Verfall trage.

– Du, Heinrich?

– Wie bedauere ich, daß ich mich eines solchen Mittels bediente – doch zuvor sagen Sie mir, ob das Leben der guten Anne in Gefahr schwebt.

Dem alten Diener rannen die Thränen über die Wangen

– Für das Leben glaube ich bürgen zu können, nachdem der Aderlaß glücklich von Statten gegangen; ob aber der Geist der Kranken gesund bleiben wird, wage ich in diesem Augenblicke nicht zu beurtheilen.

– Du lieber Gott, ich habe es doch nur gut gemeint, seufzte Heinrich.

– Erzähle mir leise, was Du gethan.

Die beiden Männer traten von dem Bette zurück und flüsterten mit einander.

– Herr Doctor, gleich nach dem Tode der Madame Delius schon hatten Sie mir aufgetragen, Frau Weiß, die gern schwatzt, zu beobachten.

– Ich weiß es.

– So oft sich die Gelegenheit bot, sprach ich mit ihr über die Verstorbene.

– Das hast Du mir schon gesagt.

– Da erzählte sie mir von dem Klopfen, das den Tod meiner Herrin verkündet haben sollte.

– Auch das weiß ich bereits.

Anne war so abergläubisch, daß ich ihr umsonst, die Geschichte auszureden suchte; sie blieb dabei, Madame Delius sei immer noch im Hause und wache über Ihren Mann und über ihr Kind. Diesen Aberglauben wollte ich zu meinem Zwecke benutzen. Als die Stiefmutter ins Haus gekommen war, fand ich die erste Gelegenheit. Ich hatte längst bemerkt, daß das Kammermädchen der

Frau Commerzienrätthin Frau Weiß auszuforschen suchte. In der Ballnacht trank Doris mit unserer Wirthschafterin Champagner, den ich aus dem Keller holen mußte; das war mir verdächtig. Ich behorchte das Gespräch. Das schlaue Kammermädchen machte die Alte berauscht und forschte sie aus. Diese schwatzte nach Herzenslust. Als sie von einem gewissen Papiere sprach, klopfte ich drei Male an die Thür. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke die Uhr drei Viertel auf Eins schlug. Ich kroch unter das Sopha, das im Vorzimmer stand. Später schlich ich mich nach meiner Kammer. Nun wird die Alte wohl wissen, woran sie ist, dachte ich; und wirklich, sie war für einige Zeit eingeschüchtert. Da ich sie nicht immer beobachten konnte, mußte ich ihrem Aberglauben Nahrung geben. Heute hörte ich, daß Doris unsere Anne zu der Frau Commerzienrätthin bestellte. Ich säuberte gerade die Möbel vom Staube. Doris war in dem Schlafkabinet, ich machte mir im Vorzimmer zu schaffen, dessen Thür ich anlehnte. Die Alte wird tüchtig ins Gebet genommen, und sie fängt an zu plaudern. Mein Klopfen lähmt ihr die Zunge. Nun denken Sie sich den merkwürdigen Zufall, Herr Doctor: es schlägt drei Viertel auf Eins nach Mittag. Ich schlüpfte rasch durch die Thür, die ich leise andrücke – das ist die ganze Geschichte.

– Du hast es gut gemeint, Heinrich.

– Das weiß Gott! versicherte der treue Diener. Aber ich würde doch mit schwerem Gewissen den Rest meiner Tage verleben, wenn ich Anne unglücklich gemacht hätte. Der Arzt tröstete, indem er die Hoffnung aussprach,

daß der Schrecken nachtheilige Folgen nicht hinterlassen werde, und entließ den Alten, der seine Unruhe verbergen zu wollen versprach.

Anne war so abgemattet, daß sie ruhig fortschlief.

Fabrici ging zu der Tochter vom Hause. Lucie saß weinend in ihrem Zimmer.

– Ich hoffe das Beste, sagte ruhig der Arzt. Die Operation hat eine günstige Wirkung hervorgebracht; Anne schläft. Nun aber bitte ich Sie, die Kranke für jetzt zu überwachen, denn ich halte es für unklug, eine fremde Person die Fieberphantasien Anne's hören zu lassen, die man verschieden deuten kann. Das Klopfen, das Annen so erschreckt, ist ein Werk Heinrich's, der nicht will, daß man über frühere Verhältnisse spricht. Geben Sie dies der Kranken gelegentlich mit dem Bemerken zu erkennen, daß Heinrich sich einen Scherz erlaubt habe. Alles Uebrige stelle ich Ihrer Einsicht anheim. Gegen Abend sehen Sie mich wieder.

Lucie zog den Greis in ihr Geheimniß; sie erzählte ihm die Scenen am Grabe und in der Kirche, und erwähnte auch des Briefes. Der Doctor war nachdenkend geworden. Er ließ sich die Gestalt des Mannes beschreiben.

– Der Brief wäre für uns von Wichtigkeit gewesen, murmelte er.

– Doctor, Sie können Aufschluß geben!

– Nein; ich erschöpfe mich in Vermuthungen, wie Sie.

– Aber der räthselhafte Fremde, der verhängnißvolle Brief?

– Lucie, Sie sind verständig genug, um eine Mittheilung zu würdigen, die ich Ihnen jetzt machen werde. Ihre Mutter hatte kurz vor Ihrem Krankenlager eine Unterredung mit einem Fremden, über den ich nie etwas Näheres erfahren habe. Diese Unterredung fand in dem Garten statt, wo ich Beide überraschte. Ihre Mutter befand sich in großer Aufregung, und ich glaube, daß die Unterredung den ersten Keim zu dem Tode der armen Dame gelegt hat. Eben so glaube ich auch, daß Anne das verhängnißvolle Rendez-Vous vermittelt hat. Weiter weiß ich Nichts.

– Kennt mein Vater dieses Ereigniß? fragte die bestürzte Lucie.

– Nein. Beobachten Sie Annen.

Der Arzt drückte theilnehmend dem jungen Mädchen die Hand und entfernte sich.

– Es kommt immer mehr Licht in die unheimliche Nacht, die mich umgiebt, dachte die Zurückbleibende. O, hätte ich den Brief, oder könnte ich den Fremden auffinden! Wem vertraue ich mich an? Mein Gott, ist denn nicht Paul da, der mich liebt? Und der alte Graff, der treue, redliche Kassirer, der wahre Freund unsers Hauses – wie konnte ich diese Beiden vergessen?

Philippine trat ein; sie war heiter, unbefangen, wie immer.

– Wie geht es der Kranken? Was sagte der Arzt?

Lucie wiederholte, was wir wissen.

– Desto besser! kommen Sie zu Tische, mein Vater wartet bereits im Salon. Ich habe auch Herrn Mansberg zu

Gaste gebeten, der sich für einige Stunden von seinem Freunde, dem würdigen Baron von Kronau, trennen will. Seien Sie klug, meine Beste, und sondiren Sie den gefährlichen Menschen.

– Ja, ich will es! sagte Lucie entschlossen, die mit Schrecken an den Fremden dachte, denn nach der Aeußerung des Arztes zweifelte sie nicht mehr daran, daß die Ehre ihrer Mutter nicht unverwundbar sei.

Die beiden Damen gingen über den Corridor. Heinrich stand ängstlich an der Thür des Zimmers, das Frau Weiß bewohnte.

– Geh' hinein, Heinrich, wache bei der Kranken.

Der alte Mann nickte mit dem Kopfe.

– Gern, mein liebes Fräulein.

– Nach Tische werde ich Dich ablösen.

– O, beeilen Sie sich nicht, ich kann warten.

– Heinrich, flüsterte Lucie, merke Dir, was Anne in ihren Phantasien spricht.

– Ja.

– Du wirst es mir widersagen.

Die Damen gingen. In dem Salon des Erdgeschosses, wo Anne das Klopfen gehört hatte, war die Tafel gedeckt. Der Hofrath und Mansberg gingen, ein Gespräch über Finanzoperationen unterhaltend, auf und ab. Als die Damen eintraten, wurden die Speisen aufgetragen.

## SIEBENTES KAPITEL.

Die Tafel war vorüber. Philippine hatte die Wirthin mit einer Gewandtheit repräsentirt, daß der scharfsichtige Mansberg selbst ihre Intentionen nicht erkannte. Die Befangenheit Lucien's hielt er für zu natürlich, als daß er ihr irgend einen Grund unterzulegen sich bemühte. Plötzlich sah er sich mit dem jungen Mädchen allein. Philippine hatte ihrem Vater, der sich entfernte, das Geleit gegeben; sie war nicht zurückgekehrt. Der Procurist und die Tochter vom Hause fanden Gelegenheit, sich ohne Zeugen auszusprechen. Die Unterhaltung bei Tische schon hatte eine gegenseitige Annäherung herbeigeführt; es war demnach für beide Theile nicht schwer, von Neuem anzuknüpfen. Daß Lucie mit ihrer Stiefmutter im Einverständnisse handelte, kam dem jungen Manne nicht in den Sinn; er hielt die Interessen Beider für zu verschieden, als daß sie in irgend einem Punkte zusammenfließen könnten. Der Verlust, den das Bankhaus erlitten, mußte nach seiner Meinung auf den Vater, und dieser vor der Abreise auf die Tochter eingewirkt haben, die sich nun den Verhältnissen zu fügen begann.

Die Leidenschaft Mansberg's zu der reizenden Lucie war durch den Widerstand, den sie gefunden, auf den höchsten Gipfel gesteigert. Sein Herz klopfte heftig bei dem Gedanken, daß sich jetzt das Schicksal seiner Liebe entscheiden werde. Er sprach mit großer Theilnahme von der traurigen Veranlassung zu der Winterreise des Herrn Delius.

– Ich beklage meinen armen Vater, sagte Lucie mit einem Seufzer. Daß ihn jetzt die Last der Geschäftssorgen so schwer trifft, jetzt, da er gewissermaßen ein neues Leben begonnen . . .

– Die Zeit, mein liebes Fräulein, ist ganz dazu angethan, einem Geschäftsmanne das Leben zu erschweren. Es haben sich schon Vorboten gezeigt, die eine trübe Zukunft verkünden. In England und Amerika bereitet sich eine Krisis vor, die auf unsern Geldmarkt den verderblichsten Einfluß ausüben wird. Der vorsichtige Banquier darf gewisse Zeichen nicht außer Acht lassen. Ich fürchte, daß ich Ihren Herrn Vater mit einer neuen Hiobspost werde empfangen müssen.

Lucie erschrak.

– Droht ein zweiter Verlust?

– Ein zweiter, der größer ist, als der erste.

– Mein Gott! Können Sie ihn nicht abwenden, Herr Mansberg?

– Vielleicht.

– O, so bemühen Sie sich doch . . .

– Wenn Sie mir helfen.

– Was kann ich thun?

– Sie bringen Ihrem Vater ein Vermögen zu, das ihn in den Stand setzt, der Ungunst der Zeit zu trotzen und bessere Verhältnisse abzuwarten

– Ich, ich, Herr Mansberg? fragte Lucie gespannt.

– Vielleicht bringen Sie ein Opfer . . .

– Mir ist kein Opfer zu groß, wenn es das Glück meines Vaters gilt.

– Sie geben mir den Muth, mich offen auszusprechen.

– O zögern Sie nicht, mein Herr!

Zitternd ergriff der junge Mann ihre Hand; sein großes Auge verrieth das Feuer, das ihn verzehrte.

– Lucie, begann er mit bewegter Stimme, wie die Tochter aus Kindesliebe zu dem Aeüßersten fähig ist, so kann der Mann für die Dame seines Herzens sich selbst vergessen und im Guten wie im Bösen zum Aeüßersten schreiten. Ich war meiner nicht Herr, als ich Ihnen eine Drohung aussprach, zu der mich die Verzweiflung getrieben. Verzeihen Sie einem Unzurechnungsfähigen, einem Manne, der nur aus Liebe gesündigt hat. Ihr Vater selbst machte in mir die Hoffnung auf Ihren Besitz an, und wenn ich mich jetzt Ihnen als ein Reuiger nahe, wenn ich Sie anflehe, meine Verirrungen zu vergessen, so folge ich wiederum dem Wunsche Ihres Vaters, der mich vor seiner Abreise ermuthigte, mich um Ihre Gunst zu bewerben. Wohl mag ich die Eigenschaften nicht besitzen, die Sie von dem Manne fordern, dem Sie sich für das ganze Leben anschließen; aber, Lucie, geben Sie sich die Mühe, mich näher kennen zu lernen, so werden Sie vielleicht den Mann achten müssen, der fähig ist, Ihnen Alles zu weihen, was er besitzt.

Er drückte seine Lippen auf Lucien's Hand, die er immer noch in der seinigen hielt.

– Ein Vater kann nur das Glück seiner Tochter wollen! flüsterte sie, tief erröthend.

– Herr Delius denkt nicht daran, Sie zu einem Entschlusse zu bestimmen; er läßt Ihnen freie Wahl, und

mir giebt er die Erlaubniß, mich Ihnen zu nähern. Lucie, wenn ich in diesem Augenblicke äußere Verhältnisse anziehe, so beschuldigen Sie mich nicht des Eigennutzes, – ich wüßte Nichts, was für jetzt zu meinen Gunsten spräche.

Es ward dem armen Mädchen sehr schwer, die Rolle zu spielen, die es durchzuführen sich vorgenommen hatte; Lucie überwand die Abneigung vor dem Manne, den sie für fähig hielt, Unglück über ihre ganze Familie zu bringen, wenn er seinen Zweck nicht erreichte. Dem Gebote der Klugheit folgend, ging sie auf die Intentionen Mansberg's ein. In ihrer Hand lag es, die Ehre der Mutter und das Glück des Vaters sicher zu stellen. Mit der Schlaueit, die jeder Frau, selbst der unschuldigsten und tugendhaftesten, eigen ist, forschte sie den Geschäftsführer aus, um auch den Zweck zu erreichen, der ihr am Herzen lag. Mit übermenschlicher Anstrengung sammelte sie die erforderliche Ruhe, um wahr zu erscheinen; ein Bemühen, das ihr vollkommen gelang.

– Offenheit gegen Offenheit, Vertrauen für Vertrauen, sagte sie mit einem erkünstelten Lächeln. Es sprechen leider die äußern Verhältnisse ein zu ernstes Wort, als daß ich es überhören könnte, so gern ich dies auch möchte. Sie wollen sich mit mir zu dem Glücke meines Vaters verbinden – ich komme Ihnen entgegen.

– Lucie! rief Mansberg, von einem freudigen Schrecken durchbebt.

– Zeigen Sie jetzt, daß Sie mich Ihres Vertrauens werth halten, und daß Sie, wie ich, fähig sind, Opfer zu bringen.

- Stellen Sie mich auf die Probe.
- Sie haben von meiner Mutter gesprochen . . .
- Ja.

– War es nur eine leere Drohung?

– In diesem Falle, Lucie, müßten Sie mich verachten.

Ich habe wissentlich noch nie eine Lüge gesagt.

– Was wissen Sie von der Verstorbenen? fragte Lucie mit bangem Herzen.

Mansberg ward verlegen.

– Ich bitte Sie, berühren Sie diesen Punkt nicht.

– Nehmen Sie keine Rücksicht, Herr Mansberg.

– Die Verirrungen Ihrer Mutter taugen nicht in den Kreis unserer Besprechungen.

– Aber was würden Sie gethan haben, wenn ich den Wunsch meines Vaters nicht erfüllt hätte?

– Lucie, vergessen Sie die übereilt ausgesprochene Drohung! bat der Procurist.

– Nur dann, wenn ich die Verirrung meiner Mutter kenne, wenn ich weiß, daß es mein Verdienst ist, einen dichten Schleier über die Vergangenheit zu ziehen, die meinem Vater Sorgen und Kummer bereitet hat.

– Demnach fordern Sie eine Garantie . . .

– Nein; aber ich will auch wissen, wieviel ich dem Manne verdanke, der sich um meine Hand bewirbt. Ich wiederhole es: nehmen Sie keine Rücksicht.

Mansberg antwortete zögernd.

– Es handelt sich um eine Correspondenz Ihrer Mutter.

– Mit wem?

– Mit der Schwester des Barons von Kronau.

– Ihres Freundes.

– Ja.

– Also kommt von ihm die Entdeckung?

– Von ihm.

– Ich darf wohl annehmen, daß Ihnen der Inhalt der Correspondenz bekannt ist . . .

– Madame Delius hat von dem Fürsten zu L\* ein ziemlich bedeutendes Vermögen erhalten, das sie mit der Baronin theilen sollte. Diese Theilung kam nicht zu Stande . . .

– Warum?

– Der Tod vereitelte vielleicht die gute Absicht.

– Zugestanden, mein Herr, daß der Tod meine Mutter hinderte, ein Arrangement zu treffen – so drängt sich mir dennoch die Frage auf: was veranlaßte den Fürsten zu der Freigebigkeit?

– Ich müßte eine Beschuldigung aussprechen, wollte ich Ihnen diese Frage beantworten.

Lucie beherrschte ihre Aufregung.

– Herr Mansberg, flüsterte sie, das Leben meiner Mutter birgt allerdings ein Geheimniß; ich glaube indeß nicht, daß es gravirender Natur ist.

– Wollte Gott, es wäre so! seufzte der Procurist.

– Was wissen Sie noch?

– Der Fürst hat Madame Delius heimlich besucht – dort, im Garten!

– Wer kann das beweisen?

– Erstens die alte Anne.

– Und zweitens?

– Der Doctor Fabrici.

Das junge Mädchen erbleichte.

– Sie begreifen wohl, fuhr Mansberg fort, der nun seine ganze Macht zeigen wollte, daß diese beiden Personen die tiefste Verschwiegenheit beobachteten. Das Verhältniß wäre vielleicht nie an das Tageslicht gekommen, wenn jetzt der Baron im Auftrage seiner Schwester nicht aufgetreten wäre, um eine Summe von fünfzigtausend Thalern von Herrn Delius zu reklamiren. Meinen Bemühungen ist es zu danken, daß der Baron bis jetzt geschwiegen hat und auf meine Vermittelung zählt, die ich ihm feierlich zugesagt habe. Doch das ist nicht Alles; auch Ihre Stiefmutter spielt eine Rolle in diesem Intriguenstücke. Der Hofrath Gerard, der damals im Dienste des Fürsten stand, war mit der Besorgung des Geldgeschäfts betraut; es liegen Gründe zu der Annahme vor, daß der brave Mann die Summe unterschlagen hat, statt sie Madame Delius einzuhändigen. Die Heirath der schönen Philippine ist nur ein Präservativmittel gegen künftige Fälle.

– Großer Gott! flüsterte Lucie.

– Meine Stellung ist Ihnen nun klar? fragte Mansberg mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Ironie war.

– Herr Mansberg, rief Lucie, indem sie rasch aufstand, Sie haben schwere Beschuldigungen ausgesprochen. Der Hofrath Gerard ist ein achtbarer Mann . . .

– Immerhin!

– Wer kann die Beweise liefern?

– Ich.

– Sie, Herr Mansberg?

– Die Bücher meines Vaters weisen nach, daß der Hofrath Gerard hunderttausend Thaler im Auftrage des Fürsten erhoben hat, und ein Brief desselben Fürsten, der sich in den Händen meines Freundes befindet, spricht sich über die Verwendung dieser Summe aus, die von dem Augenblicke an verschwunden ist, in dem sie mein Vater ausgezahlt hat. Wir stehen auf einem Vulcane, dessen Eruption nur eine kräftige Hand verhindern kann. Tragen Sie Sorge, daß sich der Abgrund nicht öffnet . . .

– Mein Herr, rief Lucie, nur bei Ihnen steht es, den Schleier zu erhalten, der über der traurigen Vergangenheit ruht?

– Ich zahle dem Baron unter der Bedingung fünfzigtausend Thaler, daß er sich nach Amerika einschiffet und mir den Brief einhändigt, der den Hofrath anklagt. Errathen Sie nun, warum er mitten im Winter zu uns gekommen ist? Doch das ist noch nicht Alles.

Mansberg erzählte nun kurz den Tod des Pfarrers. Lucie schauderte zurück, als sie gehört, daß in der Geschichte ihrer Familie auch ein Verbrechen stehe, ein Mord, der sich auf den Vater ihrer Stiefmutter zurückführen ließ.

– Weiß die Frau meines Vaters, daß man sich solche Dinge erzählt? fragte sie mit bebender Stimme.

– Ohne Zweifel! Philippine ist die Vertraute des Hofraths, Vater und Tochter handeln stets im Einverständnisse. Dies Alles hat mir längst schwer auf dem Herzen

gelegen, ich habe Sie, ich habe den Herrn Commerzienrath bedauert, wenn ich an den Eclat dachte, den das Bekanntwerden dieser Geheimnisse in der Stadt und in dem ganzen Lande hervorbringen muß. Der Staatsanwalt wird die Anklage erheben, man wird vor dem öffentlichen Schwurgerichte verhandeln und Zeugen vernehmen, die Zeitungen werden berichten . . .

Lucie erblaßte.

– Um Gotteswillen, rief sie aus, schildern Sie mir weiter nicht die Folgen, die eine Denunciation haben kann. Selbst wenn die Schuldigen nicht ermittelt werden, so genügt schon die Anklage, das Glück unserer Familie zu zerstören.

– Begreifen Sie nun, daß meine Mittheilungen nicht leere Worte waren? Glauben Sie nun an die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen?

Mansberg zog die Hand des jungen Mädchens an seine Lippen.

– Lucie, fuhr er mit einer Bewegung fort, die nicht erkünstelt war, Sie haben bisher Ihren treuesten Freund zurückgewiesen, Sie haben sich der Mühe nicht unterziehen wollen, ihn näher kennen zu lernen, vielleicht weil Sie von einem Vorurtheile beherrscht wurden, das nirgends einen Grund findet – ich schwöre Ihnen, daß ich treu an Ihrer Seite stehe, selbst wenn die Wogen des Unglücks über Ihr Haus hereinbrechen sollten. Mögen sich alle die zurückziehen, die im Glücke Ihre Freunde zu sein vorgeben – ich harre aus bei Ihnen und schütze Sie mit der Kraft, die mir meine Liebe zu Ihnen verleihen wird.

– Glauben Sie denn, stammelte Lucie, daß der Baron nicht zu beschwichtigen sein wird?

– Ich werde mein Vermögen daran setzen, den Habgierigen zu befriedigen und fortzuschaffen. Seine Freundschaft zu mir datirt noch aus einer Zeit, in der man ihm Achtung nicht versagen konnte. Ich habe ihm, dem Mittellosen, große Dienste geleistet – er wird auf Sie Rücksicht nehmen, Lucie, auf die Dame, die mir Herr Delius zur Gattin bestimmt hat. Ich zweifle nicht, an einem glücklichen Arrangement, sobald ich ihm sagen kann, Lucie hat mich erhört, sie willigt darein, daß ich ihr mein Herz, mein Leben, mein Vermögen und meine Thätigkeit weihen darf! Lucie, Sie vermögen mit einem Worte das Gewitter zu zerstreuen, das sich über Ihrem Haupte zu entladen droht. – Sie brauchen nur die Hand auszustrecken, um eine doppelte Nacht über die Vergangenheit heraufzubeschwören, die des Unheils so viel in ihrem Schooße birgt, eines Unheils, an dem Sie und Ihr Vater unschuldig sind. Sprechen Sie das Wort aus, und ich verbürge Ihnen . . .

– Handeln Sie, Herr Mansberg, handeln Sie als Freund!

– Und Sie, Lucie?

– Ich werde es Ihnen zu danken wissen.

Diese letzten Worte sprach sie in einer reizenden Verwirrung. Das arme Mädchen wußte nicht, wozu es sich

verpflichtete; es glaubte wirklich, Mansberg zur Hilfe antreiben zu müssen. Dieser warf sich zu ihren Füßen nieder und forderte mit leidenschaftlicher Heftigkeit ein Versprechen. Lucie setzte immer noch kein Vertrauen in seine Aufrichtigkeit – sie glaubte, trotz der drohenden Anzeichen, an eine künstliche Machination des Procuristen, wenigstens in so weit, daß er absichtlich in seiner Schilderung die Verhältnisse übertrieb. Auch hatte ja Vater Graff zu helfen versprochen. Alle diese Gedanken flogen durch Lucien's Geist wie eine Sturmfluth; sie hoffte und fürchtete zugleich. Um den Mann, den sie für gefährlich hielt, nicht zu reizen, gab sie ihm Hoffnung auf Erhörung seiner Wünsche; es war dies ja das einzige Mittel, die Bestrebungen der wahren Freunde nicht zu erschweren.

Mansberg war zufrieden; er zweifelte nicht mehr daran, das Ziel völlig zu erreichen, das die Aufgabe seines Lebens bildete. Da trat Philippine ein. Lächelnd reichte sie der Stieftochter die Hand.

– Verzeihung, daß ich so lange blieb, liebe Lucie; ich hoffe, Herr Mansberg würde für Ihre Unterhaltung sorgen.

Diese Worte begleitete sie mit einem vielsagenden Seitenblicke auf den jungen Mann, der sich verbeugte und, seine Erregung bekämpfend, antwortete:

– Vielleicht ist es mir gelungen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen.

– Was sagen Sie, Lucie? fragte die junge Frau.

Lucie empfand unwillkürlich eine Art Mißtrauen gegen die Stiefmutter; sie hielt dafür, daß die Freundlichkeit und das Bestreben derselben, nützlich zu sein, aus Furcht vor einer unglücklichen Entwicklung der Dinge entsprungen sei.

– Ich muß Herrn Mansberg das Zeugniß geben, antwortete sie erröthend, daß er ein angenehmer Gesellschafter ist.

– Dieses Zeugniß, von Ihren Lippen ausgesprochen, Lucie, würde mich stolz machen, wäre ich an Herrn Mansberg's Stelle.

– Stolz und glücklich! fügte rasch der junge Mann hinzu. Ich werde die Stunde nie vergessen, in der ich die Wahrscheinlichkeit erlangt, daß es mir vergönnt sein wird, mit einer für mein Herz peinlichen Vergangenheit abschließen zu dürfen

– So hat unsere Lucie entschieden?

Der junge Mann, küßte ehrerbietig der Stiefmutter die Hand.

– Das Comptoir ruft! sagte er, wie absichtlich ausweichend. Herr Delius ist ein strenger Geschäftsmann und die Zeiten sind kritischer als je. Erlauben Sie, daß ich mich entferne, um meiner Pflicht zu genügen.

Er grüßte ceremoniell und verließ den Salon.

– Gut, recht gut! rief Philippine Was hat er Ihnen entdeckt?

– Nichts als das, was wir schon wissen.

– Und was hat er versprochen?

– Er will den Baron abkaufen und entfernen – wenn ich den Preis zahle.

– Sie werden ihn nie, nie zahlen, Lucie! sagte die Stiefmutter in einem feierlichen Ernste. Gott möge uns die List verzeihen, die wir anzuwenden gezwungen sind.

Lucie brach in Thränen aus.

– Ich kann nicht einen Schritt weiter gehen, flüsterte sie; meine Kraft ist erschöpft, mein Wille erlahmt.

Philippine schloß die Stieftochter gerührt in ihre Arme.

– Verzagen Sie nicht, ich werde jetzt statt Ihrer handeln!

#### ACHTES KAPITEL.

Während Lucie mit Mansberg die Unterredung hatte, schlich der Kassirer Graff über die Hausflur und stieg die Treppe hinan. Er öffnete die Thür zu Anne's Zimmer und trat ein.

Heinrich saß, in der Bibel lesend, neben dem Bette. Die Kranke schlief.

– So hat man mir doch die Wahrheit gesagt! murmelte leise der alte Kassenmann. In dem Comptoir sprach man von ebem Schlaganfalle . . .

– Der Doctor meint, es würde vorübergehen, antwortete Heinrich leise. Anne hat auch recht gut geschlafen, so lange ich hier bin.

Heinrich wollte dem Kassirer die Veranlassung des Unfalls erzählen, als die Kranke sich regte. Sie betastete den Kopf und die Brust, und erhob sich dann.

Graff trat theilnehmend an das Bett.

– Gut, daß Sie da sind! flüsterte sie.

– Wie geht es Ihnen Frau Weiß?

– Ich fühle mich matt, sehr matt – meine Glieder sind schwer wie Blei. Ach Gott, es geht mit mir zu Ende! Eine Ahnung sagt mir, daß ich mich auf den Tod vorbereite. Diese Nacht hat es an mein Fenster geklopft – drei Mal – dann schlug es drei Viertel auf Eins.

Heinrich schüttelte schmerzlich sein graues Haupt, indem er dem Kassirer zuflüsterte:

– Ihr Verstand hat gelitten!

– Was will sie denn mit dem Klopfen sagen?

– Ich werde es Ihnen später erklären.

– Heinrich, lassen Sie mich einige Minuten allein mit der Alten. Bleiben Sie auf dem Corridor; wenn Jemand eintreten will, geben Sie es mir durch Klopfen zu erkennen.

Der alte Diener ging. Graff und Anna waren allein.

– Frau Weiß, sagte der Kassirer, indem er sich neben dem Bette niederließ, ich habe gehört, daß Sie von einem plötzlichen Unwohlsein befallen sind.

Anna richtete sich auf und faltete die Hände. Der Greis erschrak vor den seltsamen Blicken, die ihren Augen entströmten.

– Ich muß mich beeilen, dachte er, wenn ich erfahren will, was mir zu wissen nöthig; die Frau scheint ernstlich krank zu sein.

Anne schien zu beten.

– Amen! flüsterte sie endlich. Nun bin ich fertig.

– Frau Weiß!

– Ach, Sie, Herr Graff!

– Ich muß doch sehen, wie sich meine Freundin befindet, die zweite Mutter unserer Lucie, die nächstens mit Herrn Mansberg sich verlobt.

Das Gesicht der Frau Weiß verklärte sich vor freudiger Ueberraschung; sie starrte den Verkünder dieser Botschaft einige Augenblicke an.

– Wissen Sie genau, daß sich Lucie verloben wird?

– Die Frau Commerzienrätin hat es mir gesagt und Lucie hat es bestätigt. Da es nun auch Herrn Delius Wille ist, so läßt sich an der Wahrheit wohl nicht zweifeln.

– Und ich bin krank, sehr krank; ich werde den Hochzeitstag wohl nicht erleben Herr Graff! Herr Graff! rief die Alte, als ob sie sich plötzlich eines wichtigen Umstandes erinnerte.

– Nun, Frau Weiß?

– Sie wollten mir sagen, was auf dem Papiere steht, das Sie neulich mitgenommen haben.

– Sollten Sie es wirklich nicht wissen, liebe Frau Weiß?

– Ach Gott, ich kann ja nicht lesen! Was steht auf dem Papiere?

– Die Zeilen sind von der Hand der verstorbenen Madame Delius geschrieben – ich kenne die Handschrift der Dame –

– Das ist richtig! Ich war dabei, als sie schrieb.

– Und was sagte sie, als sie es Ihnen übergab?

– Jetzt kann ich es wohl sagen, flüsterte die Alte wie überlegend vor sich hin; ich bin ja längst todt, wenn Lucie sich verheirathet – ich erlebe den Hochzeitstag nicht.

– Sprechen Sie doch, Frau Weiß!

– Ja, ich will sprechen, Herr Graff, und einem Andern als Ihnen kann ich mich ja auch nicht mittheilen. Madame Delius sagte, das Papier sollte ich ihrer Tochter an ihrem Hochzeitstage übergeben – wenn früher Herr Leopold nicht gekommen wäre.

– Wer ist denn Herr Leopold?

– Ich weiß es nicht. Und im Falle ich gefährlich krank würde, sollte ich es dem besten Freunde des Herrn Delius anvertrauen. Sie sind ja sein bester Freund . . .

– O gewiß, ich lasse mein Leben für den guten Herrn! sagte bewegt der Alte.

– Mehr weiß ich nicht. Das Papier befindet sich in Ihren Händen – nun kann ich ruhig sterben, ich habe mein Wort gehalten.

Frau Weiß beklagte sich über den stechenden Schmerz am Arme; erschreckt sah sie die Blutflecken an der Binde. Der Kassirer suchte sie zu beruhigen, indem er ihr die Veranlassung der Wunde sagte. Nun forderte er sie auf, Niemandem, wer es auch sein möge, Mittheilungen zu machen und versicherte feierlich, daß er als wahrer Freund der Verstorbenen und des Herrn Delius handeln werde. Heinrich kündigte die Tochter vom Hause an. Graff trat auf den Corridor hinaus und bat Lucien, sie möge die Kranke mit Fragen verschonen, da diese, weil ihr Gedächtniß untreu geworden, nur verworrene Mittheilungen mache.

– Fürchten Sie Nichts mehr, fügte er hinzu, ich bringe Licht und Klarheit in die Sache. Ihr Vater soll bei der

Rückkehr erfahren, wer sein Freund und wer sein Feind ist.

– Das gebe Gott! flüsterte das junge Mädchen. Aber meine Mutter? fragte sie schmerzlich

– Vertrauen Sie mir und meinem Paul!

Nach einem herzlichen Händedrucke ging der Alte in das Comptoir.

### NEUNTES KAPITEL.

Denselben Abend hatte Lucie in ihrem Zimmer eine lange Unterredung mit Paul, dem Sohne des Kassirers. Die Liebenden blieben ungestört, da Anne krank lag und Philippine den bekümmerten Vater unterhielt, der die Rückkehr des Banquiers fürchtete, da der Baron in einem Briefe angezeigt, daß ihn gewisse Verhältnisse zwingen, auf eine namhafte Abschlagszahlung zu dringen, über die man am folgenden Morgen verhandeln wolle. Der greise Hofrath besaß nicht mehr die Energie des rüstigen Mannes, er ließ sich einschüchtern, obgleich er selbst sich frei von Schuld wußte und den Baron für einen frechen Glücksritter hielt. Er fürchtete für das Glück seiner Tochter, für die Ruhe des Commerzienraths und für seine Ehre.

Von dem Rendez-Vous der beiden jungen Leute hatte Niemand eine Ahnung; selbst Doris, die immer Spähende, hatte den Commis nicht bemerkt, als er, in seinen Mantel gehüllt, die Treppe hinanschlüpfte und das Zimmer betrat, in dem er die Geliebte einst zum Balle

geschmückt gesehen. Wir übergehen das Liebesgeplauder und die Schwüre ewiger Treue, und berichten nur, daß Lucie einen Brief schrieb, siegelte, die Adresse des Barons von Kronau darauf schrieb und diesen Brief dem jungen Manne zur Besorgung übergab.

– Sie haben es zu verantworten, Paul! flüsterte sie dabei.

– Jeden Plan, den mein Vater entwirft, führe ich aus. Wir unternehmen den ersten entscheidenden Schritt, und ich hoffe, er wird seine Wirkung nicht verfehlen. Der Baron spielt mit Handschriften wie mit Karten; die Ihrige, Lucie, wird er sicher vernichten, um Fräulein von Friedstädt nicht eifersüchtig zu machen, mit der er diesen Abend im Theater ist. Und nun geben Sie mir die Garderobe.

Lucie holte ein Kleid von schwarzer Seide, eine Mantille, einen Hut mit Schleier und alle Gegenstände, die zu einer vollständigen Damentoilette gehören. Nachdem sie ein Bündel daraus geformt, gab sie es Paul mit den Worten:

– Machen Sie der armen Frau in meinem Namen ein Geschenk damit!

Sie küßten sich; Paul verbarg das Bündel unter seinen Mantel, schlüpfte aus dem Zimmer und kam ungesehen auf die Straße. Er schlug den Weg nach Herrn Heinze's Hause ein. Lucie ging zu der Stiefmutter, um mit ihr den Thee einzunehmen.

Die Nacht und der folgende Tag verfloßen.

Gegen Abend trat Heinrich in Mansberg's Zimmer. Der Baron, der sich allein befand und ausgestreckt auf dem Sopha lag, empfing verwundert den alten Diener vom Hause, den er kannte.

– Herr Baron, sagte Heinrich geheimnißvoll, sind Sie allein?

– Ja. Mansberg kommt erst nach sieben Uhr.

– Das ist gut, Herr Baron.

– Was trägst Du in der Hand?

– Ein Briefchen an Sie.

– Von wem? fragte der Elegant, indem er sich fester in den Schlafrock wickelte und aufstand.

– Lesen Sie!

Der Baron öffnete und las mit wachsendem Erstaunen:

»Mein Herr, die Tochter des Commerzienraths Delius befindet sich in der eigenthümlichen Lage, Sie um eine heimliche Unterredung zu bitten. Der Mann von Welt, wird diese Annäherung zu würdigen wissen und mir, die ich eines zuverlässigen Vertrauten bedarf, den Dienst erweisen, den von Ihnen zu erbitten die Verehrung für Sie mir den Muth giebt. Ueberbringer dieser Zeilen wird Sie diesen Abend acht Uhr abholen und führen. Discretion empfiehlt einem Edelmann nicht – Lucie Delius.«

Der Baron war eitel genug, an eine Eroberung zu glauben, wenigstens die Aussicht auf eine solche für gewiß zu halten.

– Ah, von Fräulein Lucie! rief er leise, und dabei lächelte er wie ein Mann, der an solche Einladungen gewöhnt ist. Ich habe zwar schon über die Abendstunden verfügt

– aber der reizenden Tochter des Commerzienraths gebührt die erste Rücksicht. Ich werde kommen. Wo treffen wir uns, mein Freund?

– Ich schlage vor, daß Sie sich mit dem Schlage acht Uhr an der Hausthür einfinden, wo Sie mich treffen werden.

– Abgemacht. Meiner Dankbarkeit halte Dich versichert.

Heinrich ging. Der Alte lächelte wie ein Satyr, und rieb sich die Hände. Der Baron sah pathetisch an die Decke, blies eine große Rauchwolke aus seiner Cigarre und murmelte mit einer unbeschreiblichen Süffisance:

– Dieser Büreaumensch, dieser Mansberg, kann der poetischen Lucie nicht gefallen! Friedstädt hat mir schon gewisse Andeutungen gegeben, und dieser Brief – ah, was liegt mir an Mansberg. Jeder ist sich selbst der Nächste. Lucie ist reich, jung und schön; ich bringe ihr einen alten Adel – bah, reicht mir das Glück den Finger, so wäre ich ein Tropf, wenn ich mich nicht der ganzen Hand bemächtigte. Das Geheimniß der Mutter, das ich zum Theil besitze, treibt sie, sich an mich zu wenden – wohlan, schöne Dame, Sie können es einlösen.

Er machte sorgfältig seine Toilette. Noch hatte er sie nicht beendet, als Mansberg eintrat. Der Procurist war selten so heiter gewesen, als diesen Abend. Der Grund seiner Heiterkeit ist leicht zu errathen.

– Wohin, Friedrich? fragte er.

– Zu Friedstädt!

– Ah, zu Eulalia. Mir scheint, Du machst Riesenfortschritte in der Gunst dieser Dame.

– Ich werde mit ihr ein Duett aus der Zauberflöte singen ...

– Bei Männern, welche Liebe fühlen? fragte Mansberg lachend.

– Spotte nicht; das blonde Fräulein ist interessant genug, um mit Hülfe ihres Witzes zärtliche Gefühle zu erwecken. Vielleicht machen wir an einem Tage Hochzeit.

Mansberg lachte laut auf.

– Wie weit bist Du mit Lucien? fragte ruhig der Baron, indem er seine Kravatte anlegte.

– So weit, daß ich Dir wahrscheinlich schon in kurzer Frist Deinen Brief werde abkaufen müssen, um eine gewisse Schwäche meiner verstorbenen Schwiegermutter zu verdecken. Wenn Herr Delius zurückkehrt, wird er einen Bund einzusegen haben.

– Demnach ist Lucie zur Erkenntniß gelangt?

– Man muß Nachsicht haben mit dem armen Mädchen, das bis jetzt in einer bizarren Gemüthswelt gelebt hat. Lucie ist in jeder Beziehung ein reizendes, himmlisches Wesen ...

– Ah, wie Du schwärmst, Freund! Mit demselben Enthusiasmus sprachst Du einst von Philippine Gerard, und wie bald war dieser Enthusiasmus verraucht. Ihr Geldmänner seid Realisten bis in das tiefste Mark. Wenn Delius heute bankerott machte, ich glaube, Lucie wäre in Deinen Augen morgen schon minder schön.

– Nein, Friedrich, diesmal liebe ich wahrhaft. Philippine hatte mich eine Zeit lang verblendet, ich leugne es nicht; aber sie besitzt kein Gemüth, keine Herzensgüte

...

– Und Beides glaubst Du bei Lucien zu finden?

– Ich habe es gefunden, mein Freund.

– Glücklicher Mann! Ich gratulire von Herzen. Tropf! fügte er in Gedanken hinzu, und strich mit der Bürste den Bart.

– Friedrich, wie weit ist Dein Geschäft mit dem Hofrathe gediehen? fragte Mansberg nach einer Pause.

– Der Alte hat meinen letzten Brief noch nicht beantwortet. Morgen werde ich ihm einen Besuch abstatten.

– Ich bitte Dich um eine Gefälligkeit.

– Sei gewiß, daß ich Dir entgegenkomme.

– Stelle Deine Angriffe so lange ein, bis ich verheiratet bin.

– Ich brauche Geld, mein Bester. Ein Wechsel von Frankfurt aus verfolgt mich; es wäre doch entsetzlich, wenn man mich jetzt in das Schuldgefängniß steckte, jetzt, da ich im Begriffe stehe, eine Parthie zu machen. Eulalia weinte sich die Augen aus, und ich wäre blamirt. Willst Du vorschießen?

– Gieb Auftrag, daß man mir den Wechsel präsentire.

– Es sind nur zweitausend Thaler ...

– Gleichviel, ich werde ihn einlösen.

– So gebe ich dem Hofrathe Frist.

Der Baron sah nach der Uhr. Drei Viertel auf acht war vorüber. Er nahm Mantel und Hut.

– Um zehn Uhr sehen wir uns im Café! – bis dahin werde ich mit Eulalia singen und spielen.

– Beneidenswerther Friedrich!

– Und was beginnst Du?

– Ich setze mich dort an den Secretair und besinge meine Braut. Die Verse werde ich Dir in dem Café vorlesen. Du kannst die Musik dazu machen.

Laut lachend trennten sich die Freunde. Mansberg ergriff wirklich die Feder, um ein Sonett an Lucie zu dichten. Wir begleiten den Baron, der still lächelnd das Haus verließ.

Der Abend war sehr finster. Ein feuchter Thauwind zog über den großen Platz, den die Gaslaternen nicht zu erhellen vermochten. Aus der Ferne hörte man Schellengeläute und Peitschenknall – eine Gesellschaft machte eine Schlittenfahrt. Der Baron ging auf und ab; er stellte Betrachtungen über die Frauen und über die Liebe an.

– Wie seltsam! dachte er lächelnd. Mansberg ist beerauscht vor Freude und Glück über die gemüthvolle Lucie, und Lucie bittet mich um eine geheime Unterredung. Während sie ihm die besten Hoffnungen macht, und dies läßt sich mit Gewißheit annehmen, schreibt sie ein Billet an den Baron von Kronau. Ja, die Frauen! Ein Thor, der ihnen blindlings vertraut. Aber wie, fragte er sich, indem er stehen blieb, soll ich wie ein unerfahrener Knabe der Aufforderung eines Briefes folgen, dessen Handschrift ich nicht kenne? Wenn man mich zu mystificiren wage und Lucien's Namen mißbrauchte?

– Herr Baron! flüsterte eine Stimme.

– Wer ruft?

– Ich, Heinrich!

Der alte Diener stand mit entblößtem Haupte vor dem Baron, der die Livree des Banquier's kannte. In demselben Augenblicke schlug es acht Uhr.

– Du bist pünktlich, mein Freund.

– Fräulein Lucie erwartet Sie.

Der Baron überlegte einen Augenblick. Die so eben aufgestiegenen Zweifel verscheuchte der alte Heinrich, von dem sich nicht annehmen ließ, daß er den Namen seiner jungen Herrin mißbrauchen würde, denn wenn dies der Fall wäre, so müßte er sich einer strengen Züchtigung gewärtig halten. Und Lucie selbst hatte keine Veranlassung, Schritte zu thun, die sie compromittiren konnten. Kronau glaubte fest, daß Lucie Aufklärung von ihm fordern wolle, vielleicht im Auftrage ihrer Stiefmutter, die Alles zu fürchten hatte.

– Wo erwartet mich Deine Herrin? fragte er.

– In dem Gartenpavillon, dessen alten Ofen ich geheizt habe. Das hat Mühe gemacht, es ist seit länger als zwanzig Jahren kein Feuer darin gewesen.

– Wo befindet sich die Frau Commerzienrätthin?

– In ihrem Zimmer; sie spielt mit dem Herrn Hofrathe Schach.

– Geh' voran!

Heinrich führte den Baron das Haus entlang, bog um die Ecke und ging so lange in einer schmalen Straße hin, bis er eine Thür in der langen Gartenmauer erreichte, welche die eine Seite der Straße einnahm. Er zog einen

Schlüssel hervor, öffnete, ließ den Baron eintreten und schloß die Thür hinter sich. Die beiden Männer befanden sich in dem Garten. Links lag das große Wohnhaus, in dem einzelne Fenster beleuchtet waren. Eine tiefe Stille herrschte in dem weitläufigen Garten. Der Thauwind schüttelte von Zeit zu Zeit die Wipfel der hohen Obstbäume, daß der Schnee geräuschvoll zur Erde fiel.

– Folgen Sie mir, Herr Baron, murmelte Heinrich.

Der Akte ging bis in die Tiefe des Gartens, wo sich die Umrisse eines ziemlich großen Gebäudes zeigten, das man den Pavillon nannte. Eine Treppe führte zu der Thür des erhöhten Erdgeschosses, dessen Fenster durch Läden geschlossen waren. Heinrich stieß vorsichtig die angelegte Thür auf. Man trat in einen kleinen Salon, an dessen Wänden Sämereien und vertrocknete Blumen hingen. Eine Kerze beleuchtete matt diesen Raum, den eine kalte Luft erfüllte.

Rechts zeigte sich eine Flügelthür. Heinrich öffnete, und sagte mit lauter Stimme:

– Herr Baron von Kronau!

Der Angemeldete hatte nicht Zeit, seinen Mantel abzulegen. Er trat in ein mild beleuchtetes und erwärmtes Gemach, das mit einigen Möbeln ausgeschmückt war. Auf dem Tische, der in der Mitte stand, brannten zwei Kerzen auf silbernen Leuchtern. Die Flammen dieser Kerzen waren mit Florschirmen bedeckt, so daß sie nur ein mattes Licht verbreiten konnten. Der Baron blieb neben der Thür stehen. Als er eine Dame erblickte, die in Mantel und Hut auf dem Sopha saß, warf er seinen Pelzmantel

ab und lehnte den Rohrstock, den er in der Hand trug, an den Stuhl.

Da saß Lucie. In dieser Toilette hatte sie der Baron schon gesehen. Die junge Dame erhob sich und trat dem Gaste entgegen, der sich tief verneigte. Er wollte ihre Hand ergreifen; sie wich aus und deutete auf einen Sessel, der dem Sopha gegenüberstand.

– Ich danke Ihnen, Herr Baron, daß Sie gekommen sind! flüsterte leise und zitternd eine zarte weibliche Stimme.

Jetzt bemerkte Kronau, daß die junge Dame verschleiert war.

– Sie will ihre Verlegenheit verbergen! dachte er. Die Tochter des Herrn Delius, den ich hoch achte, findet mich zu jedem Dienste bereit, sagte er im verbindlichen Tone. Ich spreche es gern aus, daß mich Ihr Vertrauen ehrt, und Vertrauen muß ich voraussetzen da Sie mich zu einer Unterredung an diesen Ort beschieden haben, der uns vor lästigen Zeugen sicher stellt. Sie zittern, Fräulein Lucie – o fassen Sie Muth und theilen Sie sich mir mit; ich schwöre Ihnen, daß ich die strengste Discretion beobachte und Ihnen mit Rath und That zu helfen bereit bin.

Die Dame schwieg. Es war ersichtlich, daß sie eine heftige Gemüthserregung bekämpfte.

Der Baron glaubte trösten zu müssen.

– Ich begreife das Delicate und Schwierige Ihrer Lage, begann er von Neuem; aber so groß wie mein Eifer Ihnen zu dienen, so groß ist auch die Theilnahme, und die

Achtung vor Ihrer Situation. Vergessen Sie nicht, mein Fräulein, daß ich Edelmann bin.

Die Dame wandte sich ab und bedeckte mit beiden Händen das Gesicht. Man hörte ein leises Schluchzen.

– O, mein Gott, Fräulein Delius, Sie müssen herbe Erfahrungen gemacht haben! Was bewegt Sie? Ist es die Trauer um Ihre Mutter? Will man Sie zu einem Schritte zwingen, der Ihnen verhaßt ist?

Sie weinte fort.

– Mansberg hat Recht, dachte der Baron; Lucie lebt in einer seltsamen Gemüthswelt. Auch Fräulein von Friedstädt sagte, daß die Tochter des Banquiers oft Anfälle von tiefer Melancholie erleidet. Mir ist jeder Gemüthszustand recht, wenn ich Vortheil daraus ziehen kann.

Plötzlich wandte sich die Weinende zurück und hob stolz das Haupt empor. Dann riß sie den Schleier vom Gesichte, ergriff die Hand des Sitzenden und zog ihn gewaltsam in den Lichtkreis der Kerzen.

– Kennen Sie mich? rief sie mit durchdringender Stimme. Ich will Sie nicht länger in der Täuschung lassen, daß Sie Fräulein Delius sprechen – kennen Sie mich, Friedrich von Kronau?

Der Baron war nicht der Mann, der sich völlig aus der Fassung bringen ließ; er hatte schon zu viel schwierige Lagen des Lebens bekämpft, zu viel Enttäuschungen erfahren. Auch wußte er, daß er sich auf seine Gewandtheit verlassen konnte. Der Frauen, die er bethört, waren nicht wenige, und daß er eine dieser Unglücklichen

jetzt abschütteln mußte, begriff er sofort. Wie alle raffirten Schurken, die nur dann heftig werden, wenn sie das Uebergewicht besitzen und sich fest in ihrer Stellung fühlen – ein Verfahren, das auch emporgekommene gemeine und rohe Menschen beobachten – benahm sich der Baron kalt und ruhig, obgleich er sich eines Anflugs von Schrecken nicht erwehren konnte. Der Ruhige hat den Vortheil, daß er die obwaltenden Verhältnisse richtig erfaßt und sie beherrscht. Kronau betrachtete das bleiche, abgemagerte und in diesem Augenblicke vor heftiger Erregung zuckende Gesicht, das zu den reichen und eleganten Kleidern nicht so recht paßte. Elend und Mangel hinterlassen stets schwer zu verwischende Spuren.

– Nein, Madame! sagte er ruhig, indem er seine Hand der ihrigen entzog. Daß Fräulein Delius eine solche Stellvertreterin senden würde, habe ich nicht für möglich gehalten.

– Der Edelmann ist stolz . . .

– Ich bitte, nennen Sie mir Ihren Namen.

Die Frau zögerte.

– Es ist wahr, flüsterte sie nach einer Pause, die Züge einer unglücklichen, tiefgebeugten Frau und Mutter sind von denen eines blühenden und liebenden Mädchens zu verschieden, als daß man sie auf den ersten Blick erkennen sollte. Aber meine Stimme hat sich nicht verändert, jene Stimme, die zum Herzen spricht, die alle Standesvorurtheile verscheucht, die süßer ist als der Gesang der

Nachtigall, welche in den Linden vor dem Schlosse Kronau singt. Flüstert Ihnen jetzt Ihr Gewissen nicht den Namen zu, den Sie einst in die Rinden der Bäume schnitten und an die bereiften Fenster schrieben?

Kronau zuckte leicht zusammen; er erinnerte sich Franziska's und erkannte ihre Züge. Gewohnt, stets Argwohn zu hegen, nahm er an, daß versteckte Lauscher dem Gespräche zuhörten. Diese Annahme bestimmte sein Verhalten, denn er fühlte, daß es galt, eine fein angelegte Intrigue zu entwirren.

– Madame, sagte er lächelnd, ich bedauere, daß ich mich eines Spiels der Zärtlichkeit, wie Sie es so eben kurz andeuteten, nicht erinnern kann. Wohl aber habe ich einen Vetter, einen Baron Friedrich von Kronau, der so romantisch gesinnt ist, daß er den Namen der Geliebten in Bäume schneidet und an bereifte Fenster schreibt. Die Gleichheit der Namen täuscht Sie, wohl auch die Aehnlichkeit, die ich mit meinem zärtlichen Vetter haben soll.

Franziska hatte die erste Bewegung, die sie bei dem Erblicken des Urhebers ihres Unglücks empfand, niedergekämpft; das Leugnen des Barons erfüllte sie mit Groll und Haß. Sie hatte zu viel gelitten, er hatte zu viel verbrochen und häufte die Zahl der Verbrechen jetzt durch ein neues, als daß sie ihm verzeihen und an seine Pflicht erinnern konnte. Zwischen ihr und ihm war jetzt eine Kluft entstanden, die Nichts auszufüllen vermochte. Mit

dem Scharfblicke, der den Frauen in entscheidenden Momenten eigen ist, erkannte sie den Weg, den sie einzuschlagen hatte; es fiel ihr nicht schwer, dem Rathe des alten Graff gemäß zu handeln.

– Sie sind also nicht jener Baron von Kronau, der ein armes Mädchen in Unglück und Jammer brachte? fragte sie mit bewegter Stimme.

– Ich erinnere mich nicht, Madame . . .

– So habe ich mich getäuscht.

– Mir begegnet das nicht zum ersten Male. Mein abenteuernder Vetter hat mir schon manche Unannehmlichkeit bereitet, aber auch schon manche interessante Bekanntschaft vermittelt, ohne daß er es gewollt hat. Zu den letztern zähle ich die Ihrige, Madame.

Er verneigte sich und führte dann Franziska, die es sich gefallen ließ zu dem Sopha. In der kurzen Pause, die nun entstand, lauschte er, ob nicht irgend ein Geräusch die Anwesenheit einer dritten Person verriethe. Alles war still. Außer der großen Eingangsthür, die fest verschlossen war, und den beiden Fenstern zeigte sich keine Oeffnung in dem düstern, einsamen Gemache.

– Herr Baron, begann Franziska, ich darf wohl mit Ihnen von dem Vetter sprechen, der Ihren Namen trägt.

– Dem Vetter schulde ich keine Rücksicht, antwortete im Tone leichten Gesprächs der Baron; aber Ihnen glaube ich es nicht versagen zu dürfen . . .

– Vielleicht können Sie mir einen Rath ertheilen.

– Wenn Sie mich Ihres Vertrauens würdigen wollen. Aber sind wir auch allein?

– Sie sehen es.

– Zuvor erlaube ich mir eine Frage.

– Fragen Sie, Herr Baron.

– Ihr Brief, der mich einlud, trug als Unterschrift den Namen ›Lucie Delius‹.

– Ganz recht.

– Und Sie heißen?

– Franziska Eberhardi.

– Wie kommt es, daß in dem Briefe ...

– Die Erklärung, mein Herr, ist sehr kurz. Mein verstorbener Vater, der Pfarrer Eberhardi, ist der Vormund und erster Lehrer der Mutter Fräulein Lucien's gewesen.

– Ah! rief erbleichend der Baron. Demnach können Sie die junge Dame fast als eine Verwandte betrachten.

– Mehr noch, als eine wahre Freundin, als eine Rette-  
rin in der Noth. Sie hat mir und meinem Kinde die Un-  
terstützung gewährt, deren ich bedurfte, um nicht un-  
terzugehen. Nachdem sie meine materielle Noth gelin-  
dert, wollte sie auch meinem Herzen eine Erleichterung  
verschaffen: sie vermittelte mir die Zusammenkunft mit  
Friedrich von Kronau, der bei seinem Freunde wohnt.

– Ah, das ist es! murmelte der Baron. Fräulein Delius  
ist in ihrer Mildthätigkeit so weit gegangen, daß sie, die  
Braut meines Freundes, die Consequenzen nicht fürcht-  
tet, welche die Medisance aus ihrem Briefchen ziehen  
kann. Diese Furchtlosigkeit beweist übrigens, daß sie an  
der Identität meiner Person nicht gezweifelt hat.

– So wenig, als ich daran zweifele! sagte Franziska mit  
schlecht verhehlter Ironie.

– Sie sprechen also von meinem Vetter, Madame! Wie es scheint, haben Sie ein zärtliches Verhältniß mit ihm gehabt und beklagen sich nun über seine Treulosigkeit. Trösten Sie sich – diese Klage ist mir nicht neu – galante Abenteurer sind dem windigen Patron, der sonst ein weiches Gemüth besitzt, Bedürfniß, wie die Luft zum Leben. Wenn er Sie nicht unterstützen konnte, so liegt dies wahrlich nicht an seinem guten Willen – es fehlt ihm gewöhnlich an Geld.

– Ein Mann seiner Art weiß sich zu helfen – was er nicht hat, stiehlt er.

– Madame, Sie sprechen von einem Baron Kronau.

– Er stiehlt, sage ich Ihnen, so geschickt, daß der Verdacht auf andere Personen fällt, die er vernichten will. Dann schreibt er: einer Diebin brauche ich nicht Wort zu halten. Gehört ein solches Verfahren auch zu den galanten Abenteuern? Damals trat die Baronin von Kronau als Klägerin gegen mich auf, wie ich das gestohlene Geld zur Reise nach Amerika benutzen sollte – ich hielt es für ein Geschenk meines Verlobten; – heute trete ich auf und behaupte vor aller Welt: der Baron Friedrich von Kronau hat seiner Schwester ein Portefeuille mit Banknoten gestohlen!

Franziska hatte sich in der heftigen Erregung erhoben; ihr Mantel sank in den Sopha zurück, so daß die schlanke Gestalt, die das Kleid von schwarzer Seide einhüllte, sichtbar ward. Sie stand, bebend am ganzen Körper und mit glühenden Augen, vor dem Baron. Es war dies der Moment, nach dem die arme Frau sich so lange geseht

hatte. Der Baron, der auf das Aergste gefaßt gewesen, blieb ruhig sitzen; er lächelte mitleidig und spielte mit dem goldnen Schlüssel an seiner Uhrkette.

– Wie kommt es, fragte er in einem Tone, der gleichgültig klingen sollte, daß Sie nicht schon längst Ihre Anklage erhoben haben? Warum nicht damals schon, als Sie von der Anklage betroffen wurden? Warum sprechen Sie nur mir gegenüber diese schwere Beschuldigung aus? Erwarten Sie, daß ich als Vertheidiger meines Vettters auftrete oder Sie durch Geld zum Schweigen bringe?

– Ich erwarte Nichts von Ihnen, Herr Baron! rief die bleiche Frau mit Würde. Meine Ansprüche an die Familie Kronau habe ich längst aufgegeben, und des Geldes bedarf ich nicht mehr, da sich Fräulein Delius meiner großmüthig angenommen hat. Aber ich will Ihnen sagen, warum ich jetzt als Anklägerin auftrete: ich verteidige die Ehre der Mündel meines ermordeten Vaters, ich schütze meine Wohlthäterin vor infamen Angriffen, denen eine Gelderpressung zum Grunde liegt, und rechtfertige den greisen Hofrath Gerard, den man eines Betrugs beschuldigt. Noch mehr: ich beweise, daß der Pfarrer Eberhardi kein Selbstmörder gewesen! . . .

Der Baron brach in ein lautes Lachen aus. Dann rief er:

– Sie sprechen von seltsamen Dingen, Madame! Wenn sich Ihrer nicht ein Fieberparoxysmus bemächtigt hist, so muß ich Sie für wahnsinnig halten.

– Auf diese Aeüßerung bin ich gefaßt gewesen, mein Herr!

– Was kümmern mich Ihre Hirngespinnste?

– Und doch hören Sie mich an.

– Sie erinnern mich, daß ich meine kostbare Zeit verschwende.

Er stand auf. Franziska hatte die Hand auf den Tisch gestützt und beobachtete ihn mit dem Ausdruck tiefer Verachtung. Die Aufregung hatte ihrem bleichen Gesichte einen Anflug von Röthe gegeben; man sah, daß sie einst sehr schön gewesen.

– Warum gehen Sie nicht? fragte sie nach einer Pause.

Der Baron schien sie mit den Blicken durchbohren zu wollen.

– Warum gehen Sie nicht, fuhr sie höhrend fort, wenn Ihnen meine Hirngespinnste kein Interesse abgewinnen?

– Auch eine Wahnsinnige kann gefährlich werden! murmelte er mit verbissenem Grimme.

– Weil die Wahnsinnige einen scharfen Blick besitzt. Mein Herr, der Mann, der mich in's Unglück stürzte, hatte eine Narbe an der Stirn – diese Narbe wollte er aus einem Duelle davongetragen haben – ah, Sie zucken zusammen? Die Wahnsinnige weiß, woher diese Narbe kommt – aber so gehen Sie doch, Herr Baron! Meine Hirngespinnste müssen doch wohl einiges Interesse für Sie haben . . .

Kronau blickte sich nach allen Seiten um. Die Thür hinter ihm war geschlossen. Neben der Thür lag sein Mantel, der Stock lehnte an einem Stuhle. Er warf einen scharfen Blick auf diese Gegenstände, während sich sein Gesicht entfärbte. Es mußte ein furchtbarer Gedanke in ihm aufsteigen.

Franziska blieb ruhig; sie schien sich an dem Zustande des Barons, in den sie ihn versetzt, zu weiden, denn ihre bleichen Lippen umspielte ein sarkastisches Lächeln.

Plötzlich trat ihr der Baron rasch näher.

– Nun, fragte er zischend, woher kommt nach Ihrer Meinung diese Narbe?

– Ein Sterbender hat Sie verwundet . . .

Franziska unterbrach sich, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten. Der Baron schauderte heftig zusammen.

– Ein Sterbender? wiederholte er lallend.

– Ein Greis, den Ihre Mordwaffe getroffen.

Kronau nahm wieder zu dem höhnenden Lachen seine Zuflucht.

– Närrin! murmelte er. Dem Zuchthause sind Sie entkommen – das Irrenhaus aber wird sich Ihnen öffnen.

– Warum gehen Sie nicht, Herr Baron? rief Franziska mit schneidender Stimme. So gehen Sie doch, die Unterhaltung mit einer Wahnsinnigen muß Ihnen lästig sein. O über meine Hirngespinnste, sie machen einen Edelmann erbleichen und zittern!

Der Baron schien wieder ruhig geworden zu sein.

– Es handelt sich jetzt um meine Person, sagte er näher tretend. Ich werde nur dann gehen, wenn ich eine gefährliche Person unschädlich gemacht habe.

– Sie halten mich für gefährlich?

– Wenigstens in Betreff meiner Ehre.

– Ich kann jede meiner Anschuldigungen beweisen.

– Wodurch? Wodurch?

– Diese Frage werde ich dem Richter beantworten. Und dies, Herr Baron von Kronau, ist die Rache der Armen, der Sie Liebe vorgelogen, jener Franziska, die Sie zur Diebin gemacht, nachdem Sie ihr die Ehre geraubt – es ist – die Rache der Mutter Ihres Kindes, das Sie dem Jammer und dem Elende preisgegeben. Die Bettlerin vor dem Hause des Banquier's haben Sie in der Ballnacht mit dem Fuße bei Seite gestoßen; es war zu kalt, um aus der Börse ein Almosen zu holen – jetzt schütteln Sie mich nicht wieder ab, denn ich habe aufgehört, eine Bettlerin zu sein. Den Mann, den das unerfahrene, verlassene Mädchen zu lieben wähnte, haßt die in der Schule der Erfahrung und des Lebens gereifte Frau, sie haßt ihn so glühend, wie sie ihr Kind liebt, für das sie gehungert und gebettelt hat! Einer Diebin, Herr Baron, brauchten Sie nicht Wort zu halten – das Gelübde der Liebe hat eine Schandthat gebrochen – demnach bin ich frei, und ich scheue mich nicht, laut den Mörder meines Vaters zu nennen, des braven Pfarrers, den man in einem Winkel des Friedhofs beigescharrt hat. Aber man wird ihn wieder hervorholen und in den Reihen der ehrlichen Leute begraben. Wenn dies geschehen, ist das Ziel erreicht, das ich mir zur Aufgabe meines Lebens gemacht. Nun vollenden Sie Ihr Werk, wenn Sie noch den Muth haben: klagen Sie die Mündel meines Vaters der Treulosigkeit gegen ihren Gatten an und den greisen Hofrath des Betrugs – Franziska Eberhardi wird Ihnen als Zeugin gegenüber stehen.

– Elendes Weib, meine Geduld ist zu Ende! Man hat Dich gedungen, um meine gerechten Forderungen durch Lügen zu entkräften, und Du benutzest die willkommene Gelegenheit, Deine Rache zu kühlen. Ueberlege wohl, ehe Du handelst.

– Ich habe längst überlegt und beschlossen!

– Man wird Dein Zeugniß, das die Rachsucht veranlaßt, verwerfen.

– Darüber wird der Richter entscheiden. Und was habe ich zu fürchten, wenn ich abgewiesen werde?

– Daß Du als eine böswillige Anklägerin, als eine bestochene Person bestraft wirst. Sage denen, die Dich gedungen, daß ich mich nicht einschüchtern lasse und daß ich morgen ohne Rücksicht offen hervortreten werde.

– Wenn Ihnen die Zeit dazu bleibt, mein Herr!

– Wie? fragte erschreckt der Baron.

– Ihr Geschick liegt in meiner Hand.

– Franziska!

– Ah, jetzt erkennen Sie mich!

– Franziska, Du hast mich in eine Schlinge gelockt! zischte unheimlich der Baron.

– Wie Sie einst mich auf dem Schlosse Kronau. Ich nahm Ihr Geld, um mit Ihnen nach Amerika zu entfliehen, wo man die Standesunterschiede nicht kennt und die Menschen ohne Rücksicht auf Geburt ihrem wahren Werthe nach schätzt.

– Franziska, ich fürchte Dich nicht! Ich kann Dich mit einem Schlage vernichten.

– Dieser Schlag vernichtet auch Sie. Verlassen Sie ohne mich dieses Gartenhaus, so fallen Sie in die Hand der Gerechtigkeit, die bereit ist, Sie zu empfangen. – Mein Leben ist mir Nichts mehr, Sie haben es zertrümmert . . .

– Aber Dein Kind!

– Verächtlicher Mensch! rief die bleiche Frau mit einer unbeschreiblichen Bitterkeit.

Es war in dem Baron eine jener plötzlichen Umwandlungen vorgegangen, die ein psychologisches Räthsel in der Natur der Verbrecher ist. Seine Frechheit war plötzlich gebrochen durch die Andeutung, daß sein Treiben entlarvt sei und daß man seine Angriffe nicht mehr fürchte. Die Sicherheit Franziska's machte ihn verwirrt; er fürchtete ihre Verzweiflung. Schon hatte er sich eine Blöße gegeben, die Verdacht erwecken mußte. Mit der Gewandtheit des vornehmen Gauners suchte er diese Blöße zu verdecken und Franziska irre zu leiten. Er begriff, daß er auf dem betretenen Wege nicht weiter gehen konnte, ohne das betrogene Weib zum höchsten Zorne zu reizen. Ihm blieb nur noch die einzige Zuflucht, die weibliche Schwäche zu benutzen, die ihm schon so oft Vortheil gebracht hatte. Das Gespräch fand ja ohne Zeugen statt, er durfte es wagen, um Alles zu retten.

– Franziska, sagte er mit erkünstelter Rührung, ich habe Dir ein großes Unrecht abzubitten, jetzt, nachdem ich Deinen Heroismus erkannt. Um Deine wahren Gesinnungen zu erforschen, um mich von Deiner Unschuld zu überzeugen, um zu erfahren, ob Du mich um meiner

selbst willen liebtest, fügte ich mich scheinbar den anstürmenden Verhältnissen, die mich dann mit sich fortrissen. Ich will in diesem ernstesten Augenblicke offen, ganz offen sein, Franziska. Du kennst die Eifersucht meiner Schwester, der Baronin – in jener Zeit sprach Alles dafür, daß der Argwohn der unglücklichen Gattin gegründet sei. Franziska, nur wer liebt, kann eifersüchtig sein, und ich – ich wähnte mich von Dir betrogen. Glaube nur, ich habe mich mit schwerem Herzen von Dir getrennt.

– Und Ihr Taschenbuch, Herr Baron? fragte Franziska, die von diesem Geständnisse angenehm berührt zu werden schien.

Kronau war nicht verlegen, diese Frage zu beantworten.

– Meine Schwester kannte unsern Plan; sie wußte, daß ich Dir die Mittel zur Flucht eingehändigt hatte. Nachdem sie meine Abreise betrieben, wollte sie sich auch an Dir rächen, wollte sie ihren Mann in eine peinliche Lage versetzen – sie ließ das Taschenbuch suchen, von dem sie wußte, daß ich es Dir übergeben hatte. Nun schrieb sie an mich, daß Du Unglück über ihr Haus gebracht, das Glück der Ehe gestört und Dich eines Verbrechens schuldig gemacht hättest. Denke Dir meine Lage! In der ersten Aufwallung des Zornes und der Verzweiflung schrieb ich Dir den Brief – ich habe es oft bereuet, denn ich erfuhr zu spät, daß meine boshafte Schwester Dein Verderben gewollt hatte. Meine Forschungen nach Dir blieben vergebens – ich verließ Deutschland, und ging nach Paris, von wo ich vor Kurzem zurückgekehrt bin. Mein Freund

Mansberg lud mich ein, bei ihm einige Zeit zu wohnen – diesem Umstande verdanke ich das Glück, Dich wiedergefunden zu haben. Ich habe Dich diesen Abend auf den ersten Blick erkannt, Franziska; aber wenn ich selbst mich nicht sogleich zu erkennen geben wollte, so leitete mich der Drang zu erfahren, ob mein Schwager Dich aus voller Ueberzeugung oder nur zum Scheine gerechtfertigt habe, denn von ihm kommen die Aufschlüsse, die ich leider zu spät über jene unglückselige Katastrophe erhalten habe. Als ich vorhin eintrat, erblickte ich eine elegant gekleidete Dame – ich war auf die Einladung der Tochter des Commerzienraths gekommen – konnte ich anders handeln, wie ich gehandelt habe? Du bist verblendet, Franziska, Dein Groll gegen mich zieht Schlüsse, die jeder Begründung entbehren. Hättest Du nicht von Deiner trostloser Lage gesprochen, in die Du nicht verfallen wärst, wenn mein Schwager Dich unterstützt hätte; hätte ich nicht erkannt, daß Du aus Liebe zu unserm Kinde das härteste Loos ertragen, ein Loos, das Du mir zuschreiben mußt, da ich dem Anscheine nach der Urheber davon bin – ich würde über Deine Beschuldigungen und Drohungen gelacht und, statt Dir die Hand zu bieten, Dich Deinem Schicksale überlassen haben. Dieser Erklärung füge ich kein Wort mehr hinzu; ich stelle es nun Dir anheim, das Glück unseres Kindes zu gründen, indem Du mir nach dem fernen Erdtheile folgst und daß Du vor den Menschen meine Gattin wirst, wie Du es schon seit Jahren vor Gott bist. Ich habe unter der Schwere des Schicksals gelitten wie Du, ich habe mit der Sehnsucht nach Dir und

mit dem Grolle über Deine vermeintliche Treulosigkeit gekämpft – jetzt sehne ich mich endlich nach Ruhe, und diese, Franziska, kannst nur Du mir geben.

Der Baron hatte in so rührenden Tönen, so innig und schmerzlich gesprochen, daß der Unbefangene davon hätte ergriffen werden müssen. Seine Darstellung der einwirkenden Verhältnisse trug das Gepräge der Wahrheit und sein Erbieten schien vom Herzen zu kommen.

Franziska schwieg; sie schien zu überlegen und mit der Feststellung eines Entschlusses zu kämpfen.

Kronau näherte sich ihr, und ergriff ihre Hand. Sie schauderte heftig zusammen.

– Franziska, flüsterte er, Du hast Dich durch die Wohlthaten einer Parthei bestechen lassen, die sich ein Vermögen erhalten will – das Vermögen Deines Kindes! fügte er betonend hinzu.

– Was ist das? flüsterte sie überrascht.

– Die Stiefmutter Lucien's kennt alle Deine Beziehungen. Man beutet Deinen Schmerz und Deinen Haß aus; man macht Dich zu einem Werkzeuge der Speculation und wirft Dir ein Almosen zu, während man Dich um große Summen betrügt.

– Mich? Mich?

– Mein Vermögen ist das unseres Kindes!

– Ihr Vermögen, Herr Baron . . .

– Ich bin gekommen, um es zu fordern.

Franziska schien zu schwanken.

– Geben Sie mir Aufklärung! flüsterte sie.

– O so glaube mir doch! Nur jetzt nicht!

– Wir sind allein.

– Franziska, folge mir, Du sollst Alles erfahren.

– Nur dann, wenn ich weiß, daß ich einer ungerechten Sache diene.

Sie duldete es, daß der Baron seinen Arm nachlässig um ihren Hals legte.

– Du stehst mir näher, als jenen Menschen! flüsterte er.

– Noch einmal: überzeuge mich, und ich folge Dir, um Dein Weib zu werden. Aber reinige Dich von dem Verdachte des Mordes meines Vaters.

– Thörin! Ich habe Deinen Vater nie gekannt, und wenn ich ihn gekannt hätte, so wäre kein Grund vorhanden gewesen, Hand an ihn zu legen.

– Sprich, es könnte zu spät werden. In welcher Beziehung steht die Familie Kronau zu dem Hause Delius?

– Wohlan, ich will Dich einweihen! flüsterte Kronau. Ich handele im Auftrage meiner Schwester, fuhr er so eifrig fort, daß man es durch das ganze Zimmer hören konnte.

In der nahen Pfarrkirche schlug es neun. Die dumpfen Schläge der Glocke, die hallend über das Gartenhaus zogen, schienen den Sprecher zu unterbrechen. Er lauschte. Als der letzte Schlag verklungen war, sagte Franziska:

– Beeile Dich, man könnte uns unterbrechen!

Ihre Stimme zitterte vor Aufregung.

– Die verstorbene Mutter Lucien's war mit meiner Schwester eng befreundet . . .

– So sagt man.

– Beide erfreuten sich der besondern Liebe des Fürsten, der unverheirathet war.

– Weiter, weiter!

– Erräthst Du noch Nichts, Franziska? fragte der Baron höhnisch lächelnd. Beide Damen waren verheirathet, als der Fürst sein Ende nahen fühlte; er durfte den Argwohn der Männer nicht wecken, die an eine reine Vergangenheit ihrer schönen Frauen glaubten. Mein Schwager, der bereits Verdacht schöpfte, mußte sehr sorgfältig behandelt werden. Der Hofrath Gerard, der Vertraute des Fürsten, besorgte die Erbschaftsangelegenheit; er übergab Madame Delius das Vermögen, das den beiden – Maitresen bestimmt war. Meine Schwester reclamirt nun durch mich ihren Antheil, da das Vermögen meines Schwagers zerrüttet ist. Aber das Kapital ist verschwunden. Dein unglücklicher Vater, der Vormund, kann nicht mehr sprechen, und der Hofrath besitzt keine Quittung – jetzt stelle Alles zusammen, und ziehe den Schluß. Entweder hat der Hofrath sich einer Unterschlagung schuldig gemacht, oder Helene Bergt, die Gattin des Banquier's, hat meine Schwester betrogen, die mir zwanzigtausend zugesichert, wenn ich die Angelegenheit ordne. Du siehst, wie wichtig es für mich, also auch für Dich, ist, daß ich zum Ziele gelange. Franziska, Du beschuldigst mich des Verbrechens, Deinen Vater beseitigt zu haben – ich kann nur wünschen, daß er noch lebte, denn sein Zeugniß würde mich eines langwierigen Processes überheben, der wahrscheinlich ohne Resultat für mich bleiben wird. Ich suche demnach auf anderen Wegen zum Ziele zu gelangen.

Lucie ist die Tochter des verstorbenen Fürsten \*\*\*, aus Rücksicht für die Familie habe ich mich an den Hofrath gewendet, dessen Tochter die Gattin des Commerzienraths ist; will und kann er mich befriedigen, so trete ich zurück, und die zarte Angelegenheit mag der Welt ein Geheimniß bleiben. Andernfalls wende ich mich an den Banquier selbst, sobald er von der Reise zurückkehrt.

Franziska schien den Worten des Barons, der sie triumphirend ansah, Glauben zu schenken.

– Friedrich, flüsterte sie, gieb mir eine Bürgschaft, daß Du mich nicht zum zweiten Male verlässest.

– Wie kann das geschehen?

Die bleiche Frau sann einige Augenblicke nach.

– Deine Freiheit ist in Gefahr, flüsterte sie dann.

– Wie?

– Nur ich kann Dich vor der Verhaftung schützen.

– Franziska, was hast Du gethan? fragte erschreckt der Baron.

– Es ist nicht meine Schuld.

– Wer kann es wagen ...

– Sobald Du diese Schwelle überschreitest, wird man sich Deiner bemächtigen.

Der Baron erbleichte.

– Komm zu mir, Friedrich! Deine Hand!

Sie zog ihn von der Eingangsthür zurück, als ob sie andeuten wolle, daß dort ein Lauscher verborgen sei.

– Höre mich an, Friedrich, flüsterte sie ganz leise. Ich muß Dich retten, den Vater meines Kindes, dem Du einen

ehrlichen Namen zu geben die Pflicht hast. Das Verbrechen, das auf Dir lastet, fällt auch auf mich und meine Elise.

– Ich bin kein Verbrecher!

– Aber man glaubt es, und wird Dich in Untersuchung ziehen, sei es auch nur, um Dir Dein Taschenbuch abzunehmen, in welchem man gewisse Papiere vermuthet.

– Ha, der Hofrath! Er wollte sich durch List in den Besitz eines Briefes setzen, der für ihn wichtig ist.

– Hast Du die Papiere in Deinem Zimmer gelassen?

– Nein. Doch, warum fragst Du, Franziska?

– In diesem Augenblicke wird man dort Nachsuchung halten.

– Ich trage mein Taschenbuch bei mir. Hier, hier!

Er preßte die Hand auf die Brust.

– Gut, gut! rief Franziska leise. Aber auch dort ist es nicht sicher.

– Ich vertheidige es, so lange ich meinen Arm bewegen kann!

Kronau sprang nach der Thür und holte seinen Rohrstock. Er zog zur Hälfte einen Degen aus dem Rohre, als ob er sich von der Fügsamkeit des Mechanismus überzeugen wollte.

– Du wirst der Uebermacht weichen müssen, rief ihm Franziska zu, die sichtlich von großer Angst ergriffen war. Leiste der Polizei nicht Widerstand . . .

– Der Polizei?

Dieses Wort durchschnitt dem Roué Mark und Bein. Er stützte sich auf den Stock und fragte mit Anstrengung:

– Was habe ich mit der Polizei zu schaffen?

– Verwahre Dein Taschenbuch, Friedrich! Bedenke, Du hast Deinem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben! Elise ist ein schönes, gutes Mädchen – fehlt ihm der ehrliche Name – hörst Du? Hörst Du?

In dem Vorzimmer ließ sich ein Geräusch von Schritten vernehmen Franziska deutete mit zitternder Hand nach der Thür. Ihre Augen glüheten in fieberhafter Aufregung.

– Du zitterst für Dein Kind? lallte Kronau.

– Gieb mir das Taschenbuch – bei mir vermuthet man es nicht! Du kannst morgen stolz das Haupt erheben und Dich über Gewaltthätigkeit beschweren. Ich wache über die Papiere, um meinem Kinde den ehrlichen Namen zu erhalten. Friedrich, ich liebe Dich noch – mein Glück hängt mit dem Deinigen eng zusammen. – Hier, auf meiner Brust soll das Geheimniß ruhen –

Ein neues, heftigeres Geräusch ließ sich vernehmen.

– Friedrich, rief die angsterfüllte Frau, ich theile Alles mit Dir! Wir können die Papiere noch verwenden – mein Vater ist vielleicht nicht ganz schuldlos – was Dein Taschenbuch auch enthalten möge – gieb es mir, oder vernichte es!

– Vernichten – nein! Nimm es! Du giebst es mir zurück, sobald wir in Freiheit sind.

– Ich folge Dir, Friedrich; aber täusche mich nicht zum zweiten Male!

Sie ließ das Taschenbuch, das sie mit zitternder Hand empfing, rasch in den Busen gleiten. Dann zog sie das Kleid fest zusammen . . .

– Franziska, sagte der Baron, Du verbirgst unser Vermögen, unser Glück. Wir sind arm, wenn uns die Papiere entgehen, die ich den Händen Unberufener vorenthalten muß. Außerdem – denke an Deinen Vater!

Sie nickte mit dem Kopfe; es schien, als ob sie vor großer Erregung nicht sprechen konnte.

Da ward die Thür geöffnet; Graff und der Doctor Fabrici traten ein. An der Schwelle zeigte sich Heinrich, der eine Laterne trug. Neben ihm stand Paul, der Sohn des Kassirers.

– Wo ist Lucie? fragte der Arzt.

Der Baron sah Franziska an.

– Mein Gott! rief diese, als ob sie sich jetzt des jungen Mädchens erinnerte. Und dabei verbarg sie ihr Gesicht unter dem Schleier.

Der Kassirer war dem Baron näher getreten.

– Entfernen Sie sich, mein Herr, flüsterte er ihm zu; wir kennen die Verirrung der Tochter vom Hause, die Sie als Edelmann nicht compromittiren werden. Der verschwiegene Bote öffnet Ihnen die Gartenthür.

– Gehen Sie, Herr Baron! sagte Franziska laut.

– Und Sie?

– Ich bleibe zurück, um meiner Wohlthäterin zu danken und diesen Herren zu sagen, wie ich in dieses Zimmer gekommen bin. Der Frau des Barons von Kronau wird man glauben, wenn sie versichert, daß Fräulein Delius eine hochherzige Dame ist. Gehen Sie, Baron; morgen sehen wir uns wieder. Sie finden mich in diesem Hause.

Kronau war bestürzt. Er wußte nicht, ob er gehen oder bleiben sollte. Plötzlich raffte er sich zusammen und warf den Mantel über die Schultern, den ihm Heinrich reichte.

– Ich gehe nur mit dieser Frau! murmelte er.

– Du wirst Alles verderben! flüsterte ihm Franziska zu.

– Ehren Sie das Gastrecht! sagte ernst der Arzt. Man wird Sie ohne Aufsehen aus dem Garten geleiten, wie Sie ihn betreten haben.

– Bürgen Sie dafür? fragte Kronau in einer Anwendung von Kleinmuth.

– Mit meinem Worte als Mann.

Der Baron grüßte und ging, nachdem er einen bedeutungsvollen Blick auf Franziska geworfen, die durch ein Zeichen andeutete, daß sie diesen Blick verstanden habe. Heinrich leuchtete voran.

Kaum hatte sich die Thür geschlossen, als Graff fragte:

– Was haben Sie bewirkt?

– Hier ist das Taschenbuch! antwortete Franziska, deren Augen glüheten.

– Gott sei Dank! riefen die beiden Männer.

– Der Elende ist in die Schlinge gegangen, die wir ihm gelegt haben. Die Angst, die ihn zur Herausgabe des Buchs bewogen, ist ein klarer Beweis seiner Schuld.

Franziska war so erschöpft von den wechselnden Gemüthsbewegungen, daß sie halb ohnmächtig neben dem Tische niedersank. Man mußte ihr Zeit zur Erholung gönnen. Dann theilte sie mit, was der Baron über die Beziehung der Verstorbenen zu dem Fürsten geäußert hatte.

Der Arzt schwieg.

– Ich glaube nicht daran! erklärte entschieden der Kassirer.

– Eine Beziehung zu dem Fürsten läßt sich nicht hinwegleugnen.

– Immerhin, ich glaube nicht daran.

– Prüfen wir den Inhalt des Portefeuille's; vielleicht erhalten wir weitem Aufschluß.

Franziska übergab das Taschenbuch dem Kassirer.

– Verwenden Sie es zu Ihrem Zwecke, sagte sie; ich übernehme die Verantwortung, wenn eine solche nöthig werden sollte. Die für die Familie des Herrn Commerzienraths gefährlichen Papiere behalten Sie zurück.

Graff öffnete das zierliche Buch. Es enthielt nur Papiere. Der erste Brief, den man entfaltete, war an die Baronin von Kronau gerichtet; der Fürst sprach darin aus, daß der Hofrath Gerard die Abfindungssumme für Helene von dem Hause Mansberg erheben und auszahlen solle. »Ich zeige Dir dies an, mein liebes Kind, schloß der Brief, damit Du Dich nicht über Zurücksetzung beklagen kannst. Mein kleines Land ist fast überschuldet, mein Privatvermögen gering. Deinen Mann habe ich bereits auf eine Weise bedacht, daß er den eigentlichen Grund meiner Wohlthaten nicht erkennt, er mag sie immerhin für eine Belohnung seiner Verdienste halten. Helene ist durch ihre Heirath gut situirt, sie kann sich mit der ihr ausgesetzten Summe begnügen. Vielleicht siehst Du mich nicht wieder, denn ich fühle, wie das alte Uebel meine Kräfte aufzehrt. Betrachte diese Zeilen als meinen letzten Willen, der Dir befiehlt, Helenen mit Deinem Hasse zu verschonen und

ihr Glück nicht zu gefährden. Ihr seid Beide meinem Herzen gleich theuer gewesen. Vergeßt in Euerm Glücke den würdigen Pfarrer nicht, der Vaterstelle bei Euch vertreten. Unterstützt ihn, wenn er der Hülfe bedarf, und sagt ihm, wenn er danach fragt, daß ich meine Pflicht gegen Euch erfüllt habe.«

– Was ist das? fragte bestürzt der Arzt.

– Dieser Brief scheint allerdings eine gewisse Annahme zu bestätigen, wenn er echt ist.

– Ich kenne die Handschrift des Fürsten – der Brief ist echt. Vergleichen Sie.

Der Doctor holte einen Brief aus der Tasche hervor.

– Darf ich ihn lesen? fragte Graff.

– Jetzt müssen Sie ihn lesen.

»Sorgen Sie für Madame Delius, als ob sie Ihre Tochter wäre. Die Sorgfalt, die Sie ihr erzeigen, erzeigen Sie mir. Der Pfarrer Eberhardi, der Vormund Helenen's, wird Ihnen in meinem Namen danken. An ihn senden Sie die Briefe über das Befinden der jungen Frau, die mir am Herzen liegt. Ich bedarf noch später Ihrer Dienste, und bin Ihr geneigter \*\*\*«

– Das sind allerdings dieselben Schriftzüge, meinte Graff. Und was ist später geschehen?

– Nichts. Madame Delius starb, der Fürst starb. Mein Freund, der Wittwer, war anfangs trostlos; er hatte ja in seiner Gattin Alles verloren, was er auf dieser Welt liebte. Als sein Schmerz ruhiger ward, fand er ein wehmüthiges Glück in der Erinnerung, wir sprachen oft von der Schönheit und Tugend der Verstorbenen – ich konnte es nicht

über mich gewinnen, der Correspondenz des Fürsten zu erwähnen, in der er mir die Sorge für die junge Frau dringend anempfahl. Und vielleicht hätte ich später dennoch gesprochen, wenn ich nicht die Abneigung des Vaters gegen seine Tochter, das Ebenbild der Mutter, wahrgenommen hätte, woraus ich schloß, daß Herr Delius nicht ganz frei von Argwohn sei.

– Diesen Brief, wandte sich der Kassirer an Franziska, nehme ich in Verwahrung. Die bleiche Frau nickte ihm beistimmend zu. Der Arzt öffnete ein zweites Papier. Während dieser Zeit nahm Graff einen Brief, das letzte der Schriftstücke, die sich in dem Portefeuille befanden. Franziska warf einen Blick auf das Papier.

– Die Schriftzüge meines armen Vaters! rief sie.

In großer Erregung drückte sie das Papier an ihre Lippen, das sie dann unter Thränen einige Augenblicke betrachtete. Die Erinnerung an die Zeit, in der die Hand, welche diese Zeilen geschrieben, sie führte, übermannte die arme Frau, die von der Hand des Schicksals so tief gebeugt war. Sie gab dem Kassirer das Papier zurück, das schon vergilbt und ersichtlich sorgfältig aufbewahrt war. Der Kassirer sah nach der Unterschrift; sie war wirklich die des Pfarrers Eberhardi, der an den Fürsten schrieb:

»Gnädigster Herr,

»Unsere Helene ist glücklich, sehr glücklich verheiratet, und ich preise den Himmel, der dem guten Kinde ein

so günstiges Loos beschieden hat. Der Banquier Delius erfreut sich des besten Rufes und liebt seine junge Frau leidenschaftlich. Ihr Wunsch hat sich demnach erfüllt: Helene ist bürgerlich verheirathet, und dem Manne bleibt die Vergangenheit seiner Gattin ein Geheimniß. Was meine Person anbetrifft, so werde ich dieses Geheimniß mit mir in das Grab nehmen. Mein Stand als Geistlicher erlaubt mir nicht, bedeutende Geldgeschäfte zu ordnen, selbst wenn ich das Geschick dazu besäße. Meine Pflichten als Vormund sind nun erloschen und ich bitte Sie dringend, durch einen zuverlässigen Boten die Summe in Empfang nehmen zu lassen, die Sie mir als Helenen's Aussteuer eingehändigt haben. Die Aufbewahrung derselben bereitet mir Unruhe und Sorgen. Ich harre demnach Ihres Boten, den Sie gnädigst mit einer Legitimation versehen wollen, empfehle noch einmal aus Rücksicht auf Helenen's Glück äußerste Vorsicht, und zeichne hochachtungsvoll – Eberhardi, Pfarrer.«

Graff hatte den Brief halblaut vorgelesen.

– Ach, ich wußte es wohl, schluchzte Franziska; mein Vater ist unschuldig gewesen! Und dieser Brief sagt mir, daß der vom Fürsten gesendete Bote nicht abgegangen, sondern daß ein Unberufener den Vormund zum Schweigen gebracht hat.

Der Kassirer schüttelte sein greises Haupt.

– So hat kein Anderer, als der Besitzer dieses Briefs die Unthat vollbracht! sagte er schauernd. Der Fürst hat ohne Zweifel nie die Bitte des Pfarrers erfahren. Diese Zeilen müssen unterschlagen sein.

– Das bestätigt dieser Brief des Fürsten, fügte der Arzt hinzu.

– Was schreibt der Fürst?

– Er schreibt an den Baron von Kronau, daß der Pfarrer sich durch Selbstmord der Rechnungsablegung entzogen habe und ein Kapital von hunderttausend Thalern verschwunden sei, das er dem Vormunde anvertraut. Rücksichten zwingen ihn, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. Schließlich verspricht er, der Baronin fünfzigtausend Thaler zahlen zu lassen, um sie für den Verlust zu entschädigen.

Man verglich die Data der Briefe: der Brief des Pfarrers war zwei Monate älter als der des Fürsten.

Die Männer sahen sich erstaunt an.

– Die Angelegenheit wird immer dunkeler, meinte der Arzt.

– Ein Verbrechen liegt vor . . .

– Ein Verbrechen, dessen Enthüllung auch die Familie Delius trifft.

– Können Sie weitere Aufklärung geben? fragte Graff die Tochter des Pfarrers, die in tiefen Gedanken versunken neben dem Tische stand.

– Ich erinnere mich keines Vorfalls, keines Umstandes, der einen Anhaltspunkt böte. Nur das ist mir auffallend, daß der Baron diese Correspondenz aufbewahrt, die ihn und seine Familie verdächtigt.

– Er glaubt sie in Ihren Händen sicher.

– In meinen Händen? rief Franziska auffahrend. Der Mörder meines Glücks und meiner Ehre ist auch der meines armen Vaters! Meine Liebe zu ihm war schon damals erloschen, als er mir den Diebstahl des Portefeuille's aufbürdete, das er zuvor seiner Schwester entwendet hatte. Jetzt leben in mir nur Haß und Rache, und beide werde ich, so Gott will, befriedigen. Mein Entschluß steht fest, weder Versprechungen, noch Drohen und Bitten des abscheulichen Barons sollen ihn erschüttern. Er wird wieder kommen, wird sein Taschenbuch reklamiren – er ist ganz in meiner Gewalt, und danach habe ich getrachtet. Wo ist mein Kind? fragte sie heftig.

Graff antwortete:

– In dem Zimmer, das man Ihnen zur Wohnung angewiesen hat.

Franziska verließ das Gemach und das Gartenhaus.

– Wir müssen den Hofrath in das Geheimniß ziehen, meinte der Doctor, indem er dem Kassirer das Taschenbuch übergab.

Graff stimmte bei.

– Aber verfahren wir vorsichtig, denn noch bleibt uns Mansberg, der seine Intriguenfäden in dem Comptoir gesponnen hat. Kommt Herr Delius unverrichteter Sache zurück, so steht die Existenz des Bankhauses auf dem Spiele. Beide Schurken, Kronau und Mansberg, verfolgen einen wohlangelegten Plan.

Während dieses Gesprächs gingen die beiden Männer aus dem Zimmer. Graff gab seinem Sohne Auftrag, die Kerzen zu verlöschen und das Haus zu schließen. Kaum

sah sich Paul allein, als er eine Tapetenthür öffnete und in ein kleines erwärmtes Gemach trat, das durch ein Lämpchen matt erhellt ward. Auf einem Sessel saß Lucie, sie weinte bitterlich, denn sie war Zeugin der Vorgänge des Abends gewesen.

– Lucie! rief Paul.

Sie warf sich erschüttert an seine Brust.

– Kannst Du mich noch lieben? fragte sie leise.

– Ich sollte Dir dieser Frage wegen zürnen, denn sie kränkt mich in tiefster Seele. Ach, wie bedauere ich, daß ich Deinem Wunsche Gehör gegeben und Dich in dieses Kabinet geführt habe. Mögen jene traurigen Verhältnisse auch Deine Familie berühren, unserer Liebe stehen sie fern.

– Mein Vater wird sich meiner nun völlig entäußern, flüsterte Lucie hoch erröthend.

– Dann werde ich Dir Alles zu ersetzen suchen, was Dir Vorurtheil und Wahn rauben.

– Ich komme arm zu Dir, Paul!

– Arm an Geld, aber reich an Schönheit und Tugend! versicherte der Commis, der das reizende Mädchen zärtlich an sich drückte. Wärst Du reich, Lucie, vielleicht müßte ich auf das Glück Verzicht leisten, Dir für das ganze Leben anzugehören, für Dich zu arbeiten und zu sorgen. Die Convenienz würde Dich zwingen, dem Manne die Hand zu reichen, den man für Dich passend hält. Wie die Verhältnisse sich auch entwirren mögen – der Segen meines Vaters ist uns gewiß, und wenn Du standhaft bleibst ...

– So lange ich athme, gehöre ich Dir an!

– Deine Mutter hat unsere Schwüre gehört.

– Nichts soll mich hindern, ihr Andenken ehrend im Herzen zu tragen.

– Sie ist gewiß sehr unglücklich gewesen . . .

– Was war das? fragte Lucie, sich erschreckt den Armen des Geliebten entwindend.

Beide lauschten.

– Ruhig, Lucie!

In dem Salon hörte man das Geräusch rascher Schritte. Paul lauschte durch die Spalte der Tapetenthür – da sah er den Baron, der wie ein Sinnverwirrter des Tisch umkreis'te, auf dem die Kerzen brannten. Eine andere männliche Gestalt stand im Schatten neben der Thür.

– Lösche das Licht aus, flüsterte Paul zurück.

Lucie kam der Aufforderung nach. Das Kabinet war finster.

– Verdammt! zischte der Baron. Die Elende ist fort.

– Sie hat Dich betrogen! rief eine Stimme.

– Mansberg! flüsterte Paul.

Bei diesem Namen schauderte das junge Mädchen unwillkürlich zusammen.

– Betrogen, mit Hilfe Deiner Braut, mein Bester. Hier nimm und lies!

Der Procurist empfing ein Papier. Er trat der Kerze näher und las.

– Bah, rief er, so verfänglich das auch klingt, ich bin nicht eifersüchtig. Dieses *qui pro quo* ist die letzte

krampfhaft Anstrengung, unsern Einfluß zu zerstören. Dies bleibt jedoch eine vergebene Mühe.

– Otto, ich habe mich einschüchtern lassen.

– Ein Mann, wie Du bist! Was soll ich nun hier? Franziska ist fort . . .

– Und mit ihr meine Papiere.

– Mensch, Du sprichst wohl im Fieber! rief Mansberg,

– Ehe ich sie in die Hände der Polizei gab, mit der man mir drohete, habe ich sie Franziska anvertraut, die für ihr Kind eines Vermögens bedarf. Ich habe sie zur Bundesgenossin machen wollen, da sie, wenn ich sie verstieß, gefährlich werden konnte.

– Friedrich, ein Routinier wie Du bist, begehe solche Fehler!

– Ich möchte mir den Schädel zerschmettern, daß ich so unbegreiflich dumm handeln konnte. Aber was geschehen, ist geschehen, es läßt sich nicht mehr ändern.

– Suche Franziska auf und nimm ihr das Taschenbuch wieder ab.

– Wo soll ich sie diesen Abend noch finden? In diesem Gartenhause wohnt sie nicht . . .

– Die brennenden Kerzen kommen mir verdächtig vor, meinte Mansberg. Untersuchen wir die Wände.

Jeder der beiden Männer nahm eine Kerze.

Mansberg schritt rasch der Stelle zu, wo sich die Tapententhür befand, die nur angelegt war. Er stieß mit dem Fuße die Thür zurück, trat auf die Schwelle und hielt das Licht hoch empor. Das kleine Kabinet ward hell beleuchtet

– Zurück! sagte Paul entschlossen.

– Was giebt's? rief der Baron, der herbeieilte.

Mansberg starrte die beiden jungen Leute an, die sich in dem Kabinette befanden. Lucie hielt sich zitternd an einem Stuhle. Paul stand mit ausgestrecktem Arme vor den Männern.

– Hier ist die, rechte Lucie! stammelte Mansberg. Hier in dem dunkeln, traulichen Kabinette, das man zu einem Rendez-Vous vorbereitet hat. Fräulein Delius weiß den Ort, aber nicht die Zeit zu wählen. Ist auch der Herr Commerzienrath abwesend, so wacht doch der Geschäftsführer über die Ehre der Tochter vom Hause.

Paul nahm Lucien bei der Hand und führte sie in den Saal. Die Männer traten zurück.

– Mein Herr, sagte Paul würdevoll, Fräulein Delius hat ebensowenig das Licht zu scheuen, als sie einer Ueberwachung bedarf, namentlich von Ihrer Seite. Sie maßen sich Rechte an, die man bekämpfen würde, wenn sie nicht lächerlich wären. Aber hüten Sie sich, ein beleidigendes Wort zu sprechen –

– Drohungen von Ihnen? fragte Mansberg höhrend.

Lucie hatte sich gefaßt.

– Genug, sagte sie ruhig. Was ich that, werde ich vor meinem Vater zu verantworten wissen.

– Herr Delius kehrt zum Glücke morgen Abend zurück.

– Zum Glücke, ja! wiederholte Lucie.

– Kennen Sie dieses Billet? fragte Mansberg, der bleich geworden war und am ganzen Körper bebte.

– Ich kenne es, da ich es geschrieben habe.

– Wohlan, hier ist der Herr Baron von Kronau, sagte der Procurist, indem er auf seinen Freund deutete.

– Fräulein Delius kann mir ohne Zweifel sagen, wo ich ihre Stellvertreterin finde, die mir listigerweise mein Taschenbuch abgenommen hat.

Lucie warf stolz einen Blick auf den Baron, ohne zu antworten. Dann wandte sie sich zu dem Sohne des Kassirers:

– Reichen Sie mir Ihren Arm, Herr Graff. Ich bitte, führen Sie mich auf mein Zimmer!

Die beiden jungen Leute verließen Arm in Arm das Gartenhaus.

– Das war deutlich genug! murmelte Mansberg, der noch bleicher geworden, als er schon war. Hier ist Etwas vorgegangen – die Bettlerin muß die Leute sicher gemacht haben.

– Ich glaube noch nicht, daß mich Franziska verräth, murmelte Kronau wie im Selbstgespräche. Die Zukunft ihres Kindes, das sie zärtlich liebt, hängt von mir ab. Aber wenn sie es dennoch wagte – ich vernichte das Weib, es soll mit mir fallen.

– Jetzt gilt es! dachte Mansberg. Meine Vermuthung ist zur Gewißheit geworden Lucie hat ein falsches Spiel mit mir getrieben, um mich hinzuhalten, und die Familie Graff hat sie unterstützt. O über die sentimentale, schwermüthige Dame! Und Philippine – auch sie soll büßen, denn sie hat um die Intrigue gewußt. Meine nächsten Schritte sollen gegen das junge Ehepaar gerichtet sein.

Heinrich trat ein. Er fragte, ob die Herren noch bleiben wollten.

– Nein, unser Geschäft ist zu Ende, antwortete Mansberg.

– Mein Freund, fragte Kronau, wo ist die Dame, die mich hier empfing?

– Fräulein Lucie? fragte Heinrich mit treuherziger Miene. Der junge Herr Graff hat sie so eben in das Wohnhaus geführt. Im Vorbeigehen gab sie mir Befehl das Gartenhaus zu schließen.

– Dem Alten ist nicht zu trauen! flüsterte der Geschäftsführer.

Er folgte dem Baron, der bereits das Vorzimmer betreten hatte.

– Ja, geht nur, Ihr Herren, rief der alte Diener ihnen leise nach, Euer Geschäft ist wirklich zu Ende! Vater Graff wird schon dafür sorgen, daß Ihr entbehrlich seid!

Nachdem er die Kerzen ausgelöscht, verschloß er die Thüren. Das Gartenhaus lag still und einsam unter den großen Bäumen, deren Wipfel im Thauwinde rauschten.

Wir berichten nun Franziska's Rückkehr in das Haus des Banquier's. Sie hatte die Thür gewählt, die aus dem Garten auf die Hausthür führte. Der Raum war durch ein Gaslicht erhellt. Als die arme Frau, die sich noch unter dem Eindrucke der Scene mit dem Baron befand, die ersten Stufen der Treppe betreten hatte, fühlte sie eine Anwandlung von Schwäche; sie mußte stehen bleiben und sich an dem Geländer halten. In diesem Augenblicke trat

Doris aus der Thür, die zu den Zimmern ihrer Herrin führte. Die Erscheinung der Dame erregte die Aufmerksamkeit der Zofe, die sich verwundert näherte und fragte:

– Wollen Sie der Frau Commerzienrätthin einen Besuch abstatten, meine Dame?

– Nein, antwortete Franziska. Ich suche das Zimmer, das Fräulein Delius bewohnt.

– Ah, zu ihr wollen Sie. Erlauben Sie, daß ich Sie führe.

– Ich nehme Ihren Dienst dankbar an, da mir diese Räume unbekannt sind.

Diese Aeußerung erregte die Neugierde der Zofe, die nun neben der Dame die Treppe zu ersteigen begann. Wer konnte die Fremde sein, die noch so spät der Tochter vom Hause einen Besuch abstatten wollte? Und wie bleich und erschöpft war sie! Wie mühsam bewegte sie sich die bequeme Treppe hinan! Doris beobachtete sie. Auf den bleichen Wangen der Fremden erglänzten Thränen. Man betrat den Corridor. Die Zofe öffnete eine der Thüren und ließ Franziska in ein Vorzimmer treten, das durch eine Kerze, die auf dem Tische brannte, erhellt ward.

– Wen habe ich die Ehre, der Tochter vom Hause anzumelden? fragte Doris mit einer Verneigung.

Die Fremde sah die Zofe unschlüssig an. Doris bemerkte jetzt, daß der rauhe Teint und das nachlässig geordnete Haar der Fremden zu den Kleidern von schwerer Seide nicht so recht paßten. Auch fiel ihr das seltsame Benehmen auf, das sie beobachtete.

– Hier wohnt ja die junge Dame! sagte Franziska, um der Antwort auf die an sie gerichtete Frage auszuweichen.

Dann öffnete sie die Thür. Das Zimmer war dunkel. Trotzdem trat sie entschlossen ein. Doris, bestürzt über diese Anmaßung, ergriff die Kerze und folgte ihr.

– Fräulein Delius ist nicht hier, sagte sie.

– So werde ich warten; die junge Dame kann sich nicht weit entfernt haben.

Nach diesen Worten ließ sich Franziska erschöpft auf einem Sessel nieder, ohne sich weiter um das Kammermädchen zu kümmern. Sie trocknete die Thränen von den Wangen und den Schweiß von der Stirn.

– Madame, sagte Doris, Sie verzeihen mir die Frage: erwartet Sie Fräulein Delius?

– Sie erwartet mich. Gestatten Sie mir, daß ich bleibe, bis sie kommt. Beunruhigen Sie sich über meine Anwesenheit nicht, ich habe die Erlaubniß, hier zu warten.

Doris konnte sich nicht entschließen, zu gehen; sie zündete noch eine Kerze an und machte sich in dem Zimmer zu schaffen. Franziska beobachtete sie anfangs gleichgültig, dann aber mit gespanntem Interesse. Plötzlich erhob sie sich rasch; sie blieb vor Doris stehen und starrte sie an.

– Mein Gott, was ist Ihnen? fragte bestürzt die Zofe, indem sie zurückwich.

Sie glaubte mit einer Wahnsinnigen oder mit einer Person zu thun zu haben, die einen Angriff beabsichtigte.

– Fürchten Sie Nichts! stammelte Franziska. Ich sehe ein kleines Kreuz an Ihrem Halse.

Doris legte beide Hände auf das Kreuz, das von einem schwarzen Seidenbände getragen ward.

– Wollen Sie mich berauben? rief die erschreckte Zofe.

– Nein, entgegnete Franziska mit bebender Stimme, die jemehr in Erregung gerieth, je länger sie die Zofe! anblickte. Wie sind Sie zu dem Schmucke gekommen?

– Er ist das ganze Erbtheil von meiner Mutter ...

– Doris Eberhardi!

– Großer Gott! Was ist das? Sie kennen meinen Namen? Wer sind Sie? Wer sind Sie denn?

– Diese Züge – das Kreuz mit vier Rubinen –

– Doris, Du hattest eine ältere Schwester ...

– Franziska! Gerechter Himmel – Deine Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Vater – Du bist Franziska – jetzt erkenne ich Dich!

Laut weinend sanken sich die Schwestern einander in die Arme. Franziska küßte den Mund der Zofe und das Kreuz der Mutter, das an ihrem Halse hing. Ein unverhoffteres und freudigeres Wiedersehen hat wohl selten stattgefunden. Doris verehrte in Franziska ihre Wohltäterin, und Franziska sah seit langer Zeit eine ihrer Schwestern wieder, die sie stets zärtlich geliebt hatte. Das Schicksal hatte Beide in Lebensverhältnisse geführt, die eine Annäherung unmöglich gemacht. Eine Heimath hatten sie ja schon seit langer Zeit nicht mehr. Der erste Freudenrausch war vorüber. Franziska erzählte kurz ihr Verhältniß zu dem Baron von Kronau, wie sie durch Paul

mit Lucien bekannt geworden, und daß der alte Graff, als er gehört, sie sei die Tochter des Pfarrers Eberhardi, ihr Zutritt in dieses Haus verschafft, wo man ihr vor einigen Stunden ein Zimmer angewiesen habe, das sie wahrscheinlich auch ferner bewohnen werde.

– Und ich bin das Kammermädchen der Stiefmutter Lucien's. Woher kommst Du jetzt?

Franziska berichtete Alles. Doris war erstaunt darüber, daß solche Dinge sich ohne ihr Wissen ereignen konnten und daß man die Commerzienrätin ausgeschlossen hatte. Da Franziska sich des Schutzes der Stieftochter erfreute, glaubte Doris ihren ganzen Einfluß geltend machen zu müssen, um zwischen ihr und der Stiefmutter einen Bruch zu vermeiden. Die schlaue Zofe durchschaute nach einigen Fragen, die sie an die Schwester gerichtet, den Zusammenhang der Dinge, die dem oberflächlichen Beobachter verwirrt erscheinen mußten. Ihr Plan war gefaßt.

– Was hoffst Du vom Baron? fragte sie.

– Nichts.

– Der Glücksritter kann Dir auch Nichts gewähren.

– Aber den Frevel, den er an mir verübt, werde ich rächen. Ich verachte und hasse den Elenden, der die Schuld an dem Unglücke unserer Familie trägt.

– Ich stehe Dir zur Seite, Schwester!

– O Du weißt noch nicht Alles. Der Baron, ich wage es zu behaupten, ist der Mörder unseres Vaters!

– Franziska!

– Was an Dir ist, thue, um mich zu unterstützen.

Doris stieß einen Freudenschrei aus.

– Schwester! Dich hat der Himmel in unser Haus geführt, das Du sobald nicht wieder verlassen wirst. Ich erkläre Dir morgen meinen Plan. Der Baron, der Andere zu vernichten trachtet, soll durch uns vernichtet, werden. Wir retten die Ehre unseres armen Vaters, den die Welt verurtheilt hat! Jetzt sei ruhig, erhole Dich und sage mir, womit ich Dir dienen kann.

Franziska weidete sich an dem Anblicke der schmucken, eleganten Zofe. In dankbarer Anerkennung sagte sie nun, daß sie Lucien's Kleider trüge, und daß sie vor kurzer Zeit noch eine Bettlerin gewesen, der die Tochter des Commerzienraths, da sie keine Börse bei sich gehabt, den Muff geschenkt habe.

– Die gute Dame! rief Doris gerührt. Wir werden es ihr zu vergelten wissen. Aber wo ist Dein Kind?

– In einem dieser Zimmer.

Doris nahm das Licht und ging voran. Sie errieth, welches Zimmer man ihrer Schwester angewiesen haben könne. Neben Lucien's Boudoir befand sich ein kleines Kabinet – hier lag Elise sanft schlummernd in einem saubern Bette. Doris, erstaunt über die Schönheit der Schlummernden, küßte das Kind ihrer Schwester, als ob es ihr eigenes wäre.

Franziska weinte.

– Welch ein furchtbares Loos trifft mich! flüsterte sie leise und unwillkürlich. Der Vater meines Kindes ist der Mörder meines Vaters!

– Elise darf ihn nie kennen lernen, darf nie erfahren, daß sie die Tochter eines Verbrechers ist.

Noch lange standen die Schwestern und betrachteten das schlafende Kind; dann reichten sie sich schweigend die Hand, aber mit einem Blicke, der sagte: wir werden vereint über die Unschuldige wachen und für sie sorgen!

– Doch jetzt, Schwester, muß ich fort, meine Herrin erwartet mich zur Nachttoilette. Theile Deiner Wohlthäterin mit, wer ich bin, sonst aber schweige gegen Jedermann.

Doris ging.

Nach kurzer Zeit kam Lucie, von Paul geführt. Der junge Mann zog sich zurück, nachdem er Franziska noch einmal Muth zugesprochen hatte.

Die Zofe kam in dem Augenblicke zu ihrer Herrin, als diese den Hofrath entließ, mit dem sie den Abend im Gespräche verbracht hatte. Das Schlafzimmer war zum Empfange der Gebieterin bereits eingerichtet. Philippine warf sich in ein Polster, und Doris begann ihr Amt zu üben. Die Pendüle schlug zehn Uhr.

– Doris, was hast Du heute über den Baron erfahren?

– Gut, daß Sie mich fragen.

– Warum?

– Ich würde nicht aus freiem Antrage gesagt haben, daß er Ihnen gefährlich werden kann.

Philippine sah zur Seite.

– Mir gefährlich?

– Oder Ihrem Herrn Vater.

Die junge Frau verbarg ihre Bestürzung.

– Doris, flüsterte sie, Du bist mir stets eine Freundin gewesen . . .

– Ja, wahrlich, eine wahre Freundin, und daß ich es bin, werde ich Ihnen jetzt beweisen. Als ich vor acht Jahren in Ihre Dienste trat, habe ich Sie getäuscht, indem ich Ihnen meinen wahren Namen verschwieg.

– Du nanntest Dich Doris Saller.

– Heute muß ich Ihnen sagen, daß ich Doris Eberhardi heiße.

Philippinen gelang es immer noch, ihre Fassung zu bewahren.

– Aus welchem Grunde verändertest Du Deinen Familiennamen? fragte sie ruhig.

– Ach, aus einem sehr traurigen Grunde! antwortete Doris mit einem tiefen Seufzer.

– Nenne ihn mir.

– Ich wollte vor der Welt nicht die Tochter eines Selbstmörders sein. Die Zeitungen hatten das Gerücht verbreitet, daß sich der Pfarrer Eberhardi, weil er seiner Töchter wegen tief in Schulden gerathen, durch einen Pistolenschuß das Leben genommen habe. Wir armen Schwestern waren nun übel daran; man schalt uns kokett, putzsüchtig und verschwenderisch, selbst leichtfertig – es fiel uns schwer, ein Unterkommen zu finden. Hätten Sie mich damals nach meinen Papieren gefragt . . .

– Mein Kind, mir gefiel Dein offenes, ehrliches Gesicht, Deine Thränen rührten mich, und darum fragte ich nicht nach Papieren, die oft minder sichere Zeugnisse sind,

als das ehrliche Auge. Aber was soll diese Mittheilung bezwecken?

– Heute ward mir das erste Anzeichen gegeben . . .

– Wovon? fragte Philippine rasch.

– Daß mein Vater das Opfer eines Verbrechens gewesen ist.

– Und von wem kommt dieses Anzeichen?

– Von dem Baron! Ich glaube, daß ich den Mörder kenne.

– Doris, was sagst Du?

– Kein anderer, als der Baron selbst hat meinen armen Vater erschossen.

Philippine erhob sich rasch von ihrem Sitze. Ihren Augen entquollen Thränen, als sie, der Zofe die Hand reichend, sagte:

– Ich verstehe Dich, treue Seele! Du kennst die Schuld, die man auf meinen Vater zu wälzen sucht . . .

– Und ich vertheidige ihn! rief Doris, deren Augen vor Feuereifer blitzten.

– Hast Du Beweise?

– Ich werde sie liefern! Sagen Sie Ihrem Herrn Vater, daß er sich durch die Drohungen des Verbrechers nicht einschüchtern lassen möge.

Die Glocke an der Thür des Vorsaals ward gezogen. Das um diese ungewöhnliche Zeit gegebene Zeichen mußte befremden. Philippine zitterte am ganzen Körper.

– Oeffne! befahl sie mit leiser Stimme.

Doris nahm eine Kerze und ging. Philippine ordnete ihre unvollendete Coiffüre und warf einen Nachtmantel

um. Zwei Minuten später erschien die Zofe wieder und meldete den Commerzienrath an.

– Mein Mann! rief Philippine. Wo ist er?

– In seinem Zimmer.

– Ich eile zu ihm.

– Er läßt Ihnen sagen, daß er sogleich hier sein wird.

– Wie sieht er aus?

– Ich glaube eine tiefe Niedergeschlagenheit in seinen Zügen bemerkt zu haben. Auch Heinrich schüttelte den Kopf, als er seinen Herrn gesehen.

– Doris, vermagst Du Wort zu halten?

– Ich stelle eine Zeugin, die überführend gegen Ihren Ankläger spricht. Verlassen Sie sich auf Ihre dankbare Doris.

Die Zofe verließ das Schlafgemach. Um das Benehmen des Mädchens ganz zu erklären, genüge die Bemerkung, daß es das Bekenntniß, welches der Hofrath nach dem Balle seiner Tochter abgelegt, belauscht hatte.

Philippine vermochte nicht, ihre Unruhe zu bekämpfen. Endlich trat der Commerzienrath ein; er hatte sich mit Hülfe Heinrichs umgekleidet. Die Gattin flog ihm entgegen.

– Emil, Sie wollten morgen kommen . . .

Er küßte bewegt die weiße Stirn seiner Frau, die ihn zärtlich umschlungen hielt.

– So war meine Absicht.

– Sie sind verstimmt, mein lieber Freund – wie bleich Sie aussehen – sind Sie krank?

– Nein, Gott sei Dank! Ich bedarf der Gesundheit, um zu arbeiten und zu kämpfen. Die Insolvenz der Commerzbank zieht den Sturz mehrerer bedeutender Häuser nach sich, mit denen ich in enger Geschäftsverbindung stehe. Es drohen schwere, schwere Verluste.

– Sie sind erschöpft von der Reise!

Philippine führte den Gatten zu dem Polster. Sie küßte seine Wangen und drückte seine Hände mit zärtlicher Inbrunst.

– Ihre Liebe tröstet mich, Philippine, sagte bewegt der Banquier. Der Mann ist glücklich, der sich an die Seite der theilnehmenden Gattin flüchten kann, wenn der rauhe Sturm des Lebens ihn zu beugen droht. Hier, an dieser Stelle, kann das bekümmerte Herz sich aussprechen . . .

– Emil, in welcher Stimmung betreten Sie Ihr Haus?

– In der Stimmung eines Mannes, der vielleicht bald Nichts mehr besitzt, als – seine Gattin.

Herr Delius sah Philippen ernst an.

– Diese bleibt Ihnen, mein Freund! Ich trage Alles, Alles mit Ihnen, ohne zu murren. Mehr noch werde ich Ihnen im Unglücke sein, als ich Ihnen im Glücke gewesen bin. Aber Sie besitzen auch noch eine Tochter, die Sie liebt – warum sprechen Sie nicht von Ihrer Lucie, und nur von mir?

– Von ihr werde ich jetzt sprechen. Sie haben mich mit dem Leben und meinem Kinde wieder ausgesöhnt – ich erwähne der Vergangenheit nicht mehr, die Sie kennen; aber die Gegenwart, und mehr noch die Zukunft, nimmt

unsere Aufmerksamkeit und Beachtung in Anspruch. Wie weit ist Mansberg mit Lucien gekommen?

– Ich weiß es nicht.

– Es fällt meinem Herzen schwer, ihr ein Opfer aufzuerlegen – aber der Vater tritt zurück vor dem Geschäftsmanne; er muß zurücktreten, um die Ehre der alten Firma Delius zu erhalten.

– Die Ehre? fragte Philippine gedehnt.

– Stände mein eigenes Vermögen nur auf dem Spiele, so würde ich schweigen – aber es haben so viele Leute vertrauensvoll ihre Kapitale in meine Hände gelegt, und diese zurückzuerstatten halte ich für eine Pflicht der Ehre. Bis zu diesem Augenblicke ahnt die Welt nicht, daß der Grund des Hauses Delius erschüttert ist, noch kann dem Sturze vorgebeugt werden, wenn Lucie dem jungen Mansberg die Hand reicht. Der Vater desselben hat mir einen Plan vorgeschlagen, den ich nur billigen kann.

– Was für einen Plan?

– Sobald unsere Kinder verheirathet sind, erstet die Firma ›Delius und Mansberg‹. Die Verschmelzung beider Häuser wird durch die Heirath gerechtfertigt erscheinen, die man, ich weiß nicht wie es kommt, für gewiß hält. Man betrachtet die jungen Leute als Verlobte. Der Gedanke an das Scheitern dieses Projectes peinigt mich – wird man, wenn Lucie nicht einwilligt, nicht sagen, Mansberg ist durch die Zerrüttung des Hauses Delius zurückgeschreckt? Rathen Sie, Philippine, rathen Sie, was soll ich thun?

Die junge Frau war nachdenkend geworden. Sie fand die Lage kritischer, als je. Sollte sie Mansberg die Existenz ihres Gatten verdanken? Sollte sie ihm ihre reizende Stieftochter zuführen? Ihr Stolz erwachte bei diesem Gedanken; sie fand, daß sie eine schämliche Niederlage erlitt, jetzt, als sich ihr die Aussicht eröffnete, den Baron von Kronau abzuschlagen, der ihr Glück zu untergraben suchte.

– Mein bester Emil, die Sache ist wichtig, sie bedarf der Ueberlegung. Lucie wird sich aus kindlichem Gehorsam fügen, ich zweifele nicht daran, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich Ihnen sage, daß es Mansberg nicht gelungen ist, sich die Gunst Ihrer Tochter zu erwerben.

– Ich überlasse es Ihnen, Lucien vorzubereiten; muß es sein, so theilen Sie ihr die Gründe mit, die mich zwingen, auf diese Verbindung zu bestehen.

Die letzten Worte hatte der Banquier nicht ohne Ueberwindung gesprochen.

Die beiden Gatten nahmen nun den Thee ein, den Doris brachte. Mitternacht war vorüber, als der Commerzienrath sein Zimmer betrat.

## ZEHNTES KAPITEL.

Um die gewöhnliche Stunde wurden am folgenden Morgen die Comptoirs geöffnet. Der Kassirer und Paul betraten pünktlich die Kasse. Niemand wußte, daß der Chef zurückgekehrt war, da man dem alten Heinrich und dem Kammermädchen Schweigen auferlegt hatte. Gegen

neun Uhr trat Mansberg in das Kassenzimmer. Ohne zu grüßen, befahl er Paul, so lange das Zimmer zu verlassen, bis man ihn zurückrufen würde.

- Warum? fragte kalt der Vater.
- Weil ich mit Ihnen zu sprechen habe.
- Mein Sohn kann Alles hören.
- Sie zwingen mich, Befehle zu ertheilen . . .

Der Greis sah ruhig von seinem Buche auf und sagte:

- Von heute an werde ich nur die Befehle des Herr

Delius respectiren.

- Herr Graff!

– Mein Sohn bleibt, denn er ist, wie ich, für die Kasse verantwortlich.

Mansberg war todtbleich geworden. Er zitterte vor Zorn.

– Sie vergessen, fuhr er nach einer Pause fort, daß ich unbegrenzte Vollmacht habe und daß ich zu jeder Stunde eine Kassenrevision abhalten kann.

Graff schloß sein Buch, und nahm ein anderes, das er öffnete. Dabei sagte er ruhig, aber entschieden:

– Die Revision wird erfolgen, sobald Herr Delius eintrifft. Bis dahin wird Niemand einen Blick weder in meine Bücher noch in meine Kasse werfen.

– Sie kündigen mir also den Gehorsam? fragte der Geschäftsführer, der kaum seinen Groll unterdrücken konnte.

- Ja, Herr Mansberg.

– Demnach scheinen Sie Ihres Postens überdrüssig geworden zu sein.

– Nein; ich hoffe vielmehr, meinen Posten so lange einzunehmen, als ich lebe.

– Nach dem, was sich jetzt ereignet, wird einer von uns weichen müssen.

– Sie haben Recht, Herr Mansberg; der Herr Commerzienrath mag wählen, wen er von uns behalten will. Verabschiedet er mich, so gehe ich mit dem Bewußtsein, als treuer Diener meine Pflicht erfüllt zu haben.

– Und doch lehnen Sie sich wider die Ordnung auf.

– Verklagen Sie mich bei dem Chef, mein Herr; Ihnen verweigere ich jede weitere Auskunft, selbst eine Auskunft geschäftlicher Natur.

– In diesem Falle, Herr Graff, werde ich mir durch polizeiliche Hülfe das Hauptkassenbuch verschaffen müssen. O, es giebt noch Mittel, widerspenstige Diener zur Ordnung und zum Gehorsam zurückzuführen.

Der Procurist trat zu dem Pulte und wollte das Buch nehmen, das Graff bei Seite gelegt hatte.

– Zurück! rief Paul, der ihm den Weg vertrat.

– Mensch, Sie sind von Sinnen! rief Mansberg, außer sich.

– Wagen Sie es nicht, dem Greise gegenüber Gewalt anzuwenden – ich würde mich sonst des Mittels bedienen, das ich längst hätte anwenden müssen, um meinen Vater vor Ihrem Uebermuthe zu schützen. Das Kassenzimmer betritt, bis zur Ankunft des Herrn Commerzienraths, außer meinem Vater und mir, kein Mensch. Vorhin haben Sie mir befohlen, daß ich gehen sollte; jetzt ersuche ich Sie, uns in der Arbeit nicht länger zu stören.

In diesem Augenblicke erschien Heinrich. Er flüsterte dem Procuristen einige Worte zu.

– Ich werde kommen! sagte Mansberg.

Der Diener ging.

– Anf Wiedersehen, Herr Graff! sagte höhrend der Procurist

Dann ging er.

– Ja, auf Wiedersehen, meinte der Greis. Es wäre schlimm, wenn wir uns heute zum letzten Male gesprochen hätten. Jetzt gilt es, Paul: bereite die Abschlüsse vor.

Die beiden Männer begannen zu arbeiten.

Nach einiger Zeit kam Heinrich zurück; er schlich leise in das Kassenzimmer, als ob er nicht bemerkt sein wollte.

– Herr Graff! flüsterte er, nachdem er die Thür geschlossen hatte.

– Was giebt's, Heinrich?

– Der Herr Commerzienrath ist angekommen.

– Gott sei Dank!

– Gestern Abend spät habe ich ihm die Thür geöffnet.

Noch soll Niemand wissen . . .

– Gut, recht gut! Was bestelltest Du vorhin dem Herrn Mansberg?

– Ich mußte ihn zu dem Herrn bescheiden, der in seinem Kabinette arbeitet.

– Ah, deshalb sprach er das bedeutungsvolle ›Auf Wiedersehen!‹ Wir werden es ruhig erwarten.

– Ich habe Ihnen dee Mittheilung im Vertrauen gemacht, Herr Graff!

– Und Du hast recht gehandelt. Wo ist der saubere Baron?

– Noch befindet er sich in Mansberg's Zimmer; aber ich glaube, es geht etwas vor, denn er hat seinen kleinen Koffer gepackt, den ich durch die halbgeöffnete Thür in dem Schlafzimmer gesehen habe.

– Ah, der Bursche macht sich auf alle Fälle gefaßt; immerhin, er wird nicht weit kommen. Bringe mir Nachricht von Allem, was vorgeht.

Heinrich entfernte sich. Der Zufall wollte, daß in den ersten Morgenstunden nicht Leute kamen, die Zahlungen verlangten; der Kassirer konnte ungestört arbeiten. Paul war sehr thätig, er antwortete kaum auf die Fragen, die der Vater von Zeit zu Zeit an ihn richtete.

Wir betreten das Kabinet des Banquiers in dem Augenblicke, als Mansberg nach der ersten Begrüßung an der Seite seines Chefs Platz nimmt. Der Procurist bemerkte mit Wohlgefallen die Aengstlichkeit, die sich in dem Benehmen des Herrn Delius aussprach. Nachdem Letzterer den Stand der Commerzbank und den unvermeidlichen Sturz mehrer bedeutender Häuser berichtet, fragte er nach dem Stande einiger großen Unternehmungen.

– Ihre Nachrichten, Herr Commerzienrath, sind nicht geeignet, große Hoffnung zu erwecken. Außerdem hat gestern das Hamburger Haus F\* seine Zahlungen eingestellt . . .

– Mansberg, was sagen Sie?

– Hier ist die telegraphische Depesche. Ich hätte eher an den Einsturz des Himmels geglaubt, als an den Fall

dieser Firma, der ich mein ganzes Vermögen anvertraut haben würde.

– Wir müssen heute den Stand unseres Geschäfts genau ermitteln . . .

– Ich habe diese Nacht eine Bilanz aufgestellt – hier ist sie.

Der Banquier prüfte die Bilanz. Das Papier zitterte in seinen Händen, nachdem er einige Minuten gelesen hatte.

– Sie sind mit zweimalhunderttausend Thalern betheilig.

– Ja, Herr Commerzienrath!

– Die Zeiten sind ernst, sehr ernst –

– Deshalb habe ich mir mein Einlagekapital reservirt.

– Zu welchem Zwecke?

– Da ich Ihr Schwiegersohn nicht werden kann, muß ich aufhören Ihr Compagnon zu sein.

– Hat sich Lucie erklärt?

Jetzt führte Mansberg den Schlag aus, von dem er große Wirkung hoffte, eine Wirkung, die ihn sofort an das Ziel seiner Wünsche bringen sollte.

– Ich bedauere, Herr Commerzienrath, Ihnen Mittheilungen machen zu müssen, die unsern so wohl angelegten Plan völlig zertrümmern. Man hat mit uns Beiden ein schändliches Spiel getrieben.

– Wer? Wer? fragte der arme Banquier mit bebender Stimme.

– Lucie sowohl als ihre Stiefmutter. Gestern Abend überraschte ich Ihre Tochter in dem Gartenhause, als sie

mit Paul Graff ein zärtliches Rendes-Vous abhielt. Auch der Alte befand sich in der Nähe, der wahrscheinlich über die Sicherheit der Liebenden wachte. Ich würde den Vorfall für eine Verirrung gehalten und ihn mild beurtheilt haben, wenn Lucie nicht am Tage zuvor mir Zusicherungen ertheilt hätte, die mich einwiegen und jeden Verdacht beseitigen sollten. Daß die Frau Commerzienrätthin um das Geheimniß weiß, ist klar . . .

– Mansberg, rief der Banquier, Sie haben sich wohl getäuscht!

– Der Baron von Kronau ist Zeuge.

– O, ich habe nicht wohl gethan, das Mädchen unbewacht zu lassen! Heute werde ich meine väterliche Autorität zeigen!

Herr Delius ward leichenblaß vor Aufregung. Nachdem er einigemal durch das Zimmer geschritten, legte er die Hand auf Mansberg's Achsel und sagte:

– Lieben Sie meine Tochter?

– Ich habe sie angebetet.

– Man muß sie zu ihrem Glücke zwingen! fügte er heftig hinzu. Eine milde Behandlung war nicht am rechten Orte – den Commis jage ich heute noch aus meinem Comptoir, und wehe dem Alten, wenn er die Hand im Spiele hat!

Auch Mansberg erhob sich.

– Verzeihung, Herr Commerzienrath, wenn ich Sie bitte, Ihre Tochter nicht zu einem Schritte zu zwingen . . .

– Sie wollen zurücktreten?

– Mit schwerem Herzen.

– Mein Kind hat sich verblenden lassen. Sollen Jugendthorheiten den reiflich ersonnenen Plan ernster Geschäftsmänner zerstören?

– Mein lieber Herr, ich bin Ihnen zu Danke verpflichtet für das große Vertrauen, das Sie mir stets geschenkt; darum scheid ich als Freund von Ihnen. Zuvor jedoch muß ich mich eines Geheimnisses entledigen, das mir das Herz abdrückt. Sie sind von Leuten umgeben, die es nicht gut mit Ihnen meinen. Verzeihen Sie meiner Offenheit – ich muß es Ihnen endlich sagen – – Schon vor einundzwanzig Jahren hat man Sie betrogen, doppelt betrogen: um Ihre Ehre, und um ein gewisses Vermögen, nach dem Sie vergebens geforscht haben.

Mansberg sah die furchtbare Erschütterung, die seine Worte auf den Banquier ausübten, er sah, wie der arme Mann sich krampfhaft an der Lehne eines Stuhls hielt, um nicht zusammenzubrechen; aber er fuhr mit der Kaltblütigkeit eines Henkers fort, den scharfen Stahl langsam in das Herz seines Opfers zu drücken. Von der Verzweiflung des Banquier's hoffte er Rettung.

– Sprechen Sie weiter! stammelte Herr Delius. Ich muß Alles, Alles wissen!

– Man hat Ihnen gesagt, Helene Bergt sei die verwais'te Tochter eines holländischen Officier's gewesen?

– Dafür halte ich sie heute noch.

– Verlassen, allein soll sie in der Welt gestanden haben? Die reizende Helene ward von einem Fürsten geliebt, ehe Sie sie kennen gelernt – die Mündel des Pfarrers Eberhardi war – die Maitresse des Fürsten.

Der Banquier biß die Lippen zusammen, daß sie blutig wurden. Eine Leichenblässe überzog sein ganzes Gesicht. Sein großes Auge starrte den Erzähler an, der mit einer teuflischen Freude fortfuhr:

– Wenn der Herr Hofrath Gerard nicht der Kuppeler gewesen wäre, er würde Ihnen meine Worte bestätigen. Noch mehr: der würdige Fürstendiener beseitigte den Pfarrer und unterschlug das Vermögen, das der Fürst bestimmt hatte, um seine Maitresse unter die Haube zu bringen. Gewisse Umstände deuteten an, daß die Schandthaten an's Licht kommen würden – da führte der schlaue Hofrath einen zweiten diplomatischen Streich aus: er verheirathete seine kokette Tochter an den Mann, den er um das Vermögen seiner ersten Frau betrogen hatte. Wenn Sie wollen, Herr Commerzienrath, können Sie Ihren Schwiegervater des Mordes und des Betrugs anklagen. Und nun fragen Sie die alte Anne, welche die Briefe an den fürstlichen Liebhaber besorgte; fragen Sie den Doctor Fabrici, der Se. Durchlaucht im Garten entdeckte, wie ich gestern Abend Paul Graff bei Lucien überraschte; fragen Sie endlich Ihren alten Kassirer, der jetzt die Umstände zu seinem Vortheile ausbeutet und Ihnen antworten wird: ich bin Ihr treuer Diener und decke dadurch, daß mein Sohn Ihre Tochter heirathet, eine schmäbliche Vergangenheit zu.

– Mansberg, Sie haben furchtbare Worte gesprochen!

– Sie würden sie nie gehört haben, wenn ich anders Rettung für Sie gewußt hätte. Ich mußte Ihnen endlich die Augen über die Männer öffnen, die sich Ihre Freunde

und Ihre treuen Diener nennen. Drohen Sie jetzt dem alten Graff, der hinter der Maske des biedern Greises den Schurken verbirgt, so wird er Ihnen das Geheimniß entgegenhalten, das Sie blamirt. Klagen Sie den Hofrath an, so wird er sich auf seine Tochter beziehen, und wollen Sie Lucien zwingen, von dem Commis zu lassen, so wird sie Ihnen im äußersten Falle antworten . . .

– Still, still! hauchte Herr Delius. Dahin wird es nicht kommen.

Er sank auf den Stuhl nieder. Seine moralische und physische Kraft war erschöpft.

Mansberg neigte sich über ihn und fragte flüsternd:

– Wollen Sie noch nähere Aufschlüsse haben, so wenden Sie sich an den Baron von Kronau, dessen Schwester die Vorgängerin Helene Bergt's in der Gunst des Fürsten war. Beide standen in einem Freundschaftsverhältnisse, das der Tod lös'te. Ich habe nun meine Pflicht erfüllt, Herr Commerzienrath; Ihre Feinde sind auch die meinigen geworden – ich hoffe, daß Sie die Angriffe auf mich zu würdigen wissen werden. Fassen Sie Ihren Entschluß – in dem Comptoir finden Sie mich.

Der Banquier antwortete nicht; er saß regungslos auf dem Stuhle, seine Arme hingen schlaff an dem Körper nieder.

Mansberg verließ das Kabinet, nachdem er sich höflich verbeugt hatte.

– Jetzt mag er wählen! flüsterte er vor sich hin. Ich müßte den schwachen Mann nicht kennen, wenn ich falsch gerechnet hätte. Die Welt wird ihn anekeln, die

er kaum wieder lieb gewonnen hatte. Betrogen von Allen, auf die er fest bauete, wird er sich zu keiner Erklärung herbeilassen, wenn er es nicht vorzieht ... ah, die Schande giebt Muth! Der gebrandmarkte Familienvater wird dem unglücklichen Speculanten zu Hülfe kommen. »Bankerot« ist ein verhängnißvolles Wort.

Der Commerzienrath blieb lange in seiner Stellung. Die Worte des Schurken waren auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Es gab der räthselhaften Beziehungen in dem Leben des Banquier's so manche, die den schlummernden Verdacht erwecken wußten, so bald sie von einem Streiflichte getroffen wurden. Geschäfts- und Familien-Sorgen stürmten auf den armen Mann mit gleicher Heftigkeit ein. Bei wem sollte er Trost suchen? Philippine hatte ihn nicht aus Liebe, sondern aus Speculation geheirathet; ihre Zärtlichkeit glaubte er sich nun erklären zu können. Von der Tochter hatte ihn ein seltsames Gefühl fern gehalten, eine Art Instinkt – er schauderte vor dem Gedanken an das erste Beegnen mit ihr zurück. Der Arzt hatte seine Trauer gesehen und geschwiegen – auf ihn konnte er nicht zählen, und noch weniger auf den Kassirer, der die heimlichen Liebeleien seines Sohnes begünstigte. Wohin sollte er sich wenden? Sein eigenes Haus bot ihm keine Zufluchtsstätte. In dem Comptoir herrschte Zerrüttung, in der Familie Trostlosigkeit und Verrath.

– Meine Ehre! Meine Ehre! murmelte er von Zeit zu Zeit vor sich hin. Ich will Gewißheit haben! rief er endlich, als ob sich ein fester Entschluß in ihm gestaltet hätte. Meine Familie ist von dem Geschäfte nicht zu trennen.

Er zog die Glocke.

Heinrich trat ein.

– Was befehlen Sie, lieber Herr?

– Rufe mir Frau Weiß.

– Die Alte liegt krank, Herr.

– Wo ist meine Frau?

– Mit Fräulein Lucie zur Frühmesse gefahren.

– Ah, mit ihr . . .

– Aber die Damen müssen bald zurückkehren.

– Heinrich!

– Herr Commerzienrath?

– Ich muß die Alte sprechen – da sie nicht kommen kann, führe mich zu ihr.

Der Diener ging voran, der Herr folgte. Beide traten in das Zimmer, das Frau Weiß bewohnte. Die Alte, die sich besser befand, saß aufrecht in ihrem Bette. Ihr Gesicht verklärte sich, als sie den Herrn erblickte.

Der Commerzienrath schickte Heinrich fort. Er befand sich nun mit der Alten allein.

– Anne, sagte er ernst, Dein Herr und Wohlthäter spricht zu Dir. Du bist die Vertraute meiner verstorbenen Frau gewesen – beweise Dich dankbar und antworte offen auf meine Fragen.

– Ja, Herr! sagte leise Frau Weiß.

– Der Doctor Fabrici hat einen Fremden im Garten getroffen –

Die Kranke erschrak sichtlich.

– Auch Du hast ihn gesehen . . .

– Ja, mein lieber Herr!

– Du mußt wissen, wer der Mann gewesen ist.

– Nein, ich weiß es nicht

– Anne!

– So wahr mir Gott helfe in meinem letzten Stündlein!

Frau Weiß faltete die Hände und blickte gen Himmel.

Dann fügte sie hinzu:

– Aber ich glaube, es ist ein Baron von Kronau gewesen, an den ich einen Brief besorgt habe. Heinrich weiß es auch – er hat die Adresse gelesen. Die selige Madame Delius hat den Doctor bei allen Heiligen beschworen, er möge Nichts sagen – weiter weiß ich Nichts . . .

– Es ist genug! sagte kalt der Banquier.

Dann rief er den alten Diener. Heinrich gab auf Befragen dieselbe Auskunft über die Adresse Eine ausweichende Antwort zu geben, wagte er nicht, er war erschreckt über das Aussehen seines Herrn, der ruhig an ihm vorüber, den Corridor entlang und dann die Treppe hinabging.

– Das bedeutet nichts Gutes! dachte Heinrich. Ich werde den Doctor Fabrici holen, da Herr Graff in der Kasse beschäftigt ist.

Er verließ rasch das Haus, ohne sich um das Rufen der Kranken zu kümmern.

Der Banquier befand sich wieder in seinem Kabinette. Er setzte sich, um zu schreiben. Es sprach sich eine düstere Resignation in seinem Wesen aus. Kaum hatte er die Feder ergriffen, als sich ein Klopfen an der Thür vernehmen ließ. Gleich darauf trat Mansberg ein, der dem Chef schweigend einen Brief überreichte.

– Auch das noch! rief er aus. Der Doctor Fabrici fordert sein Kapital sofort zurück. Sind vierzigtausend Thaler in der Kasse?

– Ja!

– Stellen Sie die Zinsrechnung auf und befriedigen Sie heute noch den Mann.

– Die Zahlung wird unsere Kasse erschöpfen.

– Säumen Sie nicht, ich will es!

– Hier ist ein zweiter Brief, den ein fremder Mann überbrachte. Da Sie anwesend sind, habe ich ihn nicht erbrochen.

Der Banquier las auch diesen Brief.

– Leopold Hagen! rief er in einem unbeschreiblichen Tone. Wo ist der Mann?

– Er hat sich entfernt, will aber in einer Stunde sich die Antwort holen.

– Dann will ich ihn sogleich sprechen.

Mansberg wollte sich entfernen.

– Warten Sie, Freund! rief angsterfüllt der Banquier. Die Leute müssen ahnen, daß es mit meinem Hause schlecht steht. Ich fürchte, daß die Kapitalforderungen sich häufen werden.

Der Procurist zuckte bedauernd mit den Achseln.

– Herr Commerzienrath, unsere Kapitale sind nicht flüssig, sie stecken in Unternehmungen, deren Actien so niedrig stehen, daß wir enorme Verluste erleiden, wenn wir damit zahlen. Wir verlieren fünfzig Procent. Nach Hamburger und Frankfurter Berichten werden die Course noch tiefer sinken. Die Papiere der Commerzbank, die ein ansehnliches Kapital repräsentiren, können wir nicht ausgeben.

– Sind für heute hundertvierzigtausend Thaler zu beschaffen?

– Nein.

– Ermitteln Sie so rasch als möglich den Effectivbestand meines Geschäfts nach dem gegenwärtigen Course.

– Es ist bereits geschehen; lesen Sie! Herr Delius nahm das Papier. Ein bitteres Lächeln verbreitete sich über sein bleiches Gesicht.

– Sie haben Ihre Einlage zurückgezogen? fragte er.

– Weil ich vorausgesehen, wie es kommen mußte. Wer will es mir verargen, daß ich mein Vermögen rette?

– Auch Sie, auch Sie, Mansberg?

– Ich bedauere, Herr Commerzienrath, daß mein schönster Plan vereitelt wurde, daß ich nicht als ein Glied Ihrer Familie meine Opferfreudigkeit bethätigen konnte. Wer, wie ich, schnöde abgewiesen, hat wahrlich keinen Grund . . .

– Mansberg, ich habe Ihnen stets volles Vertrauen geschenkt!

– Verzeihung, ich lege Ihnen, dem arg mystificirten Manne, Nichts zur Last; aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen bin ich es mir selbst schuldig, daß ich an meine Zukunft denke. Auch das Haus meines Vaters fordert Rücksichten, die ich nicht außer Acht lassen darf.

– So muß ich die Zahlungen einstellen!

Eine Pause trat nach diesen schrecklichen Worten ein, die der Banquier mit Mühe ausgesprochen hatte. Mansberg sah mit scharfen Blicken den niedergeschmetterten Mann an, der sich endlich erhob und ihm beide Hände entgegenstreckte.

– Giebt es denn kein Mittel mehr, rief er schmerzlich aus, das mich der Schande eines Bankerot's überheben könnte? Ihr Vater will sein Haus mit dem meinigen verschmelzen . . . Lucie wird Sie schätzen und lieben lernen . . .

– Denken Sie an den Fürsten! rief Mansberg

Der Commerzienrath stand einen Augenblick wie gelähmt.

– Denken Sie an den Hofrath Gerard! fügte der Procurist hinzu. Meine Liebe ist erkaltet; ich kann nicht das Glied einer Verbrecherfamilie werden. Die Stiefmutter Lucien's ist ein Hinderniß, das sich nicht beseitigen läßt.

Der Commerzienrath war zusammengebrochen. Als er sich nach einigen Minuten wieder erholt, war sein Procurist verschwunden. »Verbrecherfamilie!« hauchte er dumpf vor sich hin. Ich kann das Glied einer Verbrecherfamilie nicht werden! Gerard war Hofrath des Fürsten – das Vermögen ist verschwunden – der Pfarrer ermordet

– Helenen's geheimnißvolle Abkunft – Philippine nennt sich eine Freundin Lucien's. Beide pflegen jetzt den traulichsten Umgang – Anne – Heinrich – der Arzt, der sein Kapital so plötzlich zurückverlangt – und nun Leopold Hagen, der schlichte Mann, der mir sein ganzes Vermögen anvertraut – was bleibt mir, um die kleinen Kapitale zu zahlen, die man im ersten Schrecken massenhaft zurückfordern wird?

Weiter konnte der arme Mann nicht denken. Das Bild der nächsten Zukunft stand in den schwärzesten Farben vor seiner Seele. Die erste Gattin, deren Erinnerung er einen Theil seines Lebens geopfert, hatte ihn betrogen, hatte ihm ein schmähhliches Geheimniß verschwiegen, und Philippine, die ihm Liebe heuchelte, hatte aus Speculation seine Hand angenommen. Der Mangel an Energie und die Eigenthümlichkeit seines Charakters vereinigten sich, die Trostlosigkeit der augenblicklichen Lage zu vollenden. Die Welt hatte ihn für reicher gehalten, als er war; wie würde sie jetzt das glänzende Leben beurtheilen, das er aus Liebe zu Philippinen geführt hatte? Trug seine Sorglosigkeit nicht die Schuld an dem Stande der Dinge? Statt zu handeln, machte er sich die heftigsten Vorwürfe. Seine Muthlosigkeit ging endlich in Verzweiflung über. Das Wort ›Verbrecherfamilie‹ klang immer noch vor seinen Ohren wie ein gräßlicher Mahnruf. Wurde er durch den Bankerot nicht selbst zum Verbrecher? Die Zeit verfloß. In einer Viertelstunde mußte Leopold Hagen kommen. Was sollte er ihm antworten? Seit

langer Zeit hatte der brave Mann weder nach dem Kapitale gefragt noch Zinsen verlangt. Wie groß war die Summe, die ihm jetzt mit Recht gehörte! Die Sinne des Commerzienraths verwirrten sich. Jedes Geräusch, das der Wind am Fenster verursachte, erschreckte ihn.

– Der leichtsinnige Bankerottirer wandert in das Gefängniß!

So denkend, trat er an das Fenster, seine heiße Stirn an die Scheibe drückend. Unter den Vorübergehenden glaubte er Leute in der Polizei-Uniform zu erkennen.

– Ha, rief er aus, was bietet mir das Leben noch? Dort liegt die Waffe, die mich einst auf denselben Weg bringen sollte, den Helene gegangen! Was damals der Schmerz nicht vermochte, wird heute die Noth vollbringen.

Er nahm ein Terzerol aus dem Kasten seines Bureau's. Die Waffe war neu, glänzend und mit einem Zündhütchen versehen. Der Banquier, der prüfen wollte, staunte, ein schußfertiges Terzerol zu finden. Das Kabinet betrat außer ihm nur Philippine – ein furchtbarer Gedanke stieg in dem armen Manne auf.

– Man will meinen Tod! murmelte er vor sich hin.

Das Terzerol entsank seiner Hand – auf dem Boden entlud es sich mit einem starken Knalle. Das kleine Gemach füllte sich mit Pulverrauch. Herr Delius fiel betäubt neben dem Schreibtische nieder.

Den Schuß hörten Philippine und Lucie, die über den Corridor gingen. Sie blieben bestürzt stehen.

– Was war das? fragte die junge Frau.

– Ein Schuß in dem Kabinette meines Vaters . . .

– Um Gotteswillen! Sehen wir nach.

– Ich vermag es nicht, flüsterte Lucie erbleichend.

Heinrich eilte herbei.

– Wo fiel der Schuß?

Philippine deutete auf die Thür.

– In dem Kabinette?

Auch der alte Diener erstarrte.

– Sehen Sie nach! Sehen Sie nach! stammelte Lucie.

– Das ist ein großes Unglück.

In diesem Augenblicke erschien Mansberg auf dem Corridor; er betrachtete erstaunt die Gruppe der Bestürzten.

– Was ist geschehen?

Heinrich gab Auskunft.

– In dem Kabinette des Herrn hat man einen Schuß abgefeuert.

– Und Sie öffnen nicht?

– Oeffnen Sie, Herr Mansberg.

Philippine war mit der ohnmächtigen Lucie beschäftigt. Doris kam ihr zu Hülfe. Als Mansberg das bleiche, wunderholde Gesicht Lucien's sah, deren Kopf in dem Arme der Stiefmutter ruhte, erwachte seine Leidenschaft mit neuer Kraft. Er wollte sich ihr nähern. Philippine wies ihn mit einer gebieterischen Handbewegung zurück. Mansberg öffnete, statt zu antworten, die Thür des Kabinets. Eine graue Rauchwolke zog auf den Corridor. Durch die geöffnete Thür sah man den Banquier, der immer noch regungslos am Boden lag. Die Waffe erblickte man dicht neben ihm.

– Das ist Ihr Werk, Madame! rief Mansberg. Meine Worte sind furchtbar in Erfüllung gegangen.

Heinrich hielt seinen Herrn umschlungen und legte ihn auf die Ottomane.

– Einen Arzt! rief Philippine, die in das Zimmer gestürzt war, Lucien der Kammerzofe überlassend.

Sie legte das Haupt des Gatten an ihre Brust, dann berührte sie mit den Lippen seine Schläfe.

Heinrich hatte sich laufend entfernt.

Durch den Ungestüm der Zärtlichkeiten der jungen Frau kam der Banquier wieder zur Besinnung. Er schlug die Augen auf. Philippine stieß einen Freudenschrei aus.

– Sind Sie verwundet, Emil? Fühlen Sie Schmerzen? Wo? Wo? Sagen Sie es mir – O so ruft doch den Arzt!

Sie fragte und ertheilte Befehle, umarmte und küßte ihren Gatten, der sich nach und nach erhob. Plötzlich stieß sie der Banquier von sich zurück.

– Emil!

– Verbrecherfamilie! rief er dumpf aus.

– Was ist das? rief die junge Frau, die würdevoll einen Schritt zurücktrat.

– Und ich lebe noch! Madame Ihre Zärtlichkeiten sind – Heuchelei – mein Tod wäre Ihnen wohl gelegen gekommen?

Philippine warf dem Procuristen einen durchbohrenden Blick zu. Mansberg sah mit Bestürzung, daß der Banquier unverletzt war. Jetzt galt es, dem Verlaufe der Dinge eine andere Richtung zu geben. Er hob das Terzerol vom Boden auf. Herr Delius schauderte zusammen, als

er seine elegante Gattin betrachtete, die nach seiner Meinung die geladene Waffe in das Bureau gelegt hatte. Die Ankunft des Doctors Fabrici, den Heinrich von der kranken Frau Weiß geholt hatte, änderte die Scene. Der Greis näherte sich ruhig und würdevoll dem Banquier.

– Was beginnen Sie, mein armer Freund? flüsterte er ihm zu.

Herr Delius zeigte auf den Brief, in welchem der Arzt sein Kapital zurückforderte.

– Ich habe keine Freunde, keine Familie mehr! fügte er traurig hinzu.

– Wären Sie einen Tag später zurückgekehrt, wie Sie gemeldet haben, Sie würden der heftigen Aufregung überhoben gewesen sein, wofür Ihre Freunde und Ihre Familie im Stillen gewirkt. Doch auch die schnelle Rückkehr hat ihr Gutes: Sie haben das Werk Ihrer Feinde kennen gelernt. Feinde und Freunde haben einen stillen Kampf geführt. Untersuchen wir jetzt, wer den Sieg davon getragen hat.

Die Frauen zogen sich in den angrenzenden Salon zurück. Mansberg wollte sich entfernen; der Arzt bat ihn, zu bleiben.

– Ich glaube, der Geschäftsführer ist bei dem Arrangement der Familienangelegenheiten überflüssig, bemerkte er trotzig.

– Im Gegentheil: der zukünftige Schwiegersohn darf nicht fehlen. Ah, jetzt kommt Graff, die Sitzung kann beginnen.

Der alte Kassirer, eine Mappe unter dem Arme tragend, trat ein.

Die drei Männer saßen am Tische; Mansberg stand wie ein Angeklagter vor ihnen.

– Es fehlt noch eine Person! sagte er kalt.

– Wer?

– Der Baron von Kronau.

– Er wird kommen, wenn wir seiner bedürfen. Zunächst also die Familienangelegenheit, die zu ordnen mir obliegt, begann der Arzt. Der Herr Commerzienrath verzeiht dem Freunde und dem Hausarzte, wenn er offen zu Werke geht. Man sucht das Andenken der verstorbenen Madame Delius zu beflecken, die eine fürstliche Maitresse gewesen sein soll. Helene Bergt, die Mutter Lucien's, war die Tochter des Fürsten, erzeugt in heimlicher Ehe mit Marie Hagen, der schönen und tugendhaften Tochter eines unbemittelten Pächters. Der Pfarrer Eberhardi hat die Trauung vollzogen und ist später, da den Fürsten höhere Rücksichten abhielten, seine Gattin der Welt vorzuführen, Vormund der Kinder gewesen. Hier sind die betreffenden Documente, an deren Echtheit sich nicht zweifeln läßt. Diese mir zu verschaffen, ist bis jetzt die Aufgabe meines Lebens gewesen. Erst diesen Morgen erhielt ich die wichtigsten: den Trauschein des Fürsten und den Geburtsschein Helenen's. Und hier, Herr Delius, ist das Vermächtniß Ihrer verstorbenen Gattin, das sie im Vorgefühle des Todes geschrieben hat. Frau Weiß, die Amme, eine abergläubische und einfältige Person, hat es Lucien

am Tage ihrer Hochzeit übergeben wollen, einer Anweisung der Verstorbenen zufolge, wie sie behauptet. Ist die Alte völlig genesen, so kann sie wohl weitere Auskunft ertheilen.

– Helene! Helene! rief der Commerzienrath, der das Papier gelesen, dasselbe, das Graff in der Nacht von der Amme sich durch eine unschuldige List zu verschaffen gewußt hatte. Ich konnte an Deiner Liebe zweifeln, während Du als gute Tochter das Geheimniß des Vaters bewahrt hast!

– Lesen Sie den letzten Satz, bat der Arzt.

Der Banquier las mit zitternder Stimme:

– Am achtzehnten Mai schickte mir mein Vater durch den Hofrath Gerard mein Vermögen von hunderttausend Thalern – ich wollte es Dir nicht einhändigen, die Furcht, mein Geheimniß preiszugeben, hielt mich ab. Ich überlieferte die Papiere meinem Bruder, der sie Deinem Bankhause übergab. Ereilt mich der Tod, ehe mir mein Vater die Erlaubniß giebt, das Schweigen zu brechen, so wird Leopold Auskunft ertheilen, wenn die Zeit dazu kommt. Die Ehe meiner Schwester, die mit dem Baron von Kronau verheirathet ist, flößt mir Furcht ein – der Baron hegt Mißtrauen; ich habe ihn in unserm Garten empfangen, um ihm zu versichern, daß die Briefe seiner Frau wirklich an mich gerichtet waren, an mich, die ich für die Freundin der Baronin gelte. Schenkt mir Gott das Leben, so werde ich Dir Alles entdecken . . .

Hier war die Schrift zu Ende.

Der Doctor legte nun auch die Briefe vor, die der Baron zu seiner Intrigue benutzt hatte. Es kostete nicht viel Mühe, das ganze Gewebe der Bosheit zu durchschauen.

– Dem Himmel sei Dank, rief der Commerzienrath, mein Schwiegervater ist gerechtfertigt, und mit ihm – Philippine!

– Mein Herr, stammelte Mansberg, bestürzt über diese Lösung der Wirren, mein Herr, ich selbst habe mich täuschen lassen!

Man hörte nicht auf ihn.

– Gehen wir zu der Geschäftsangelegenheit über, sagte der Arzt.

Der Kassirer öffnete seine Mappe.

– Herr Delius, begann er, mit unserm Bankhause ist es, wie mit Ihrer Familie: die Sache hat zwei Seiten. Ich vermuthe, daß Ihnen der Herr Geschäftsführer seinen ungünstigen Bericht geliefert hat.

– Nach diesem Berichte, sagte der Banquier, mußte ich die Zahlungen einstellen.

– So weit sind wir noch lange nicht; aber wir würden heute bankrott sein, – wenn wir, ich und mein Sohn, den saubern Herrn Procuristen nicht durchschauet hätten. Den speciellen Bericht behalte ich mir vor; für heute bemerke ich nur, daß die Kündigungen des Herrn Doctors und des Herrn Leopold Hagen auf meinen Betrieb ergangen sind – ich wollte von dem Herrn Geschäftsführer die Ordre zur Zahlung erhalten, um diese Summe zu reserviren und zu sehen, wie man sich von einer gewissen Seite her benimmt. Für Ihr Einlagekapital, mein Herr, decken

Sie sich durch Papiere von guten und sichern Unternehmungen, während Sie die schlechten und unsichern auf unsere Rechnung stellen. Hätte der Herr Commerzienrath Ihnen weniger Vertrauen geschenkt, so würde er ohne Mühe gesehen haben, daß Sie den Gewinn nahmen und ihm den Verlust ließen. Das saubere Unternehmen mit der Commerzbank fällt Ihnen zur Hälfte zur Last. Ich habe Ihren Geschäftsantheil genau berechnet und demgemäß Gewinn und Verlust eingetheilt. Hätte ich Ihnen diesen Morgen die Kassabücher ausgeliefert, ich würde wahrscheinlich nicht im Stande gewesen sein, diesen Geschäftsnachweis aufzustellen, der darthut, daß der Herr Procurist auf eigene Faust mit fremden Geldern speculirt hat und dabei von seinem Agenten, dem Herrn von Friedstädt, wacker unterstützt wurde. Sie vergessen nicht, daß der würdige Edelmann Agent der nichtswürdigen Bank ist. Morgen werde ich Ihnen die Beweise vorlegen, wandte sich der Greis zu dem Commerzienrathe, daß man einen heillosen Betrug vorbereitete, der Ihr Haus unfehlbar stürzen mußte. Die Hand Lucien's sollte der Preis Ihrer Rettung werden, der Rettung, die man mit Ihren eigenen Mitteln bewirkt. Aber auch mir und meinem Sohne hatte man eine Schlinge gelegt: es sind Zahlungsanweisungen eingegangen, die nicht in den Büchern verzeichnet stehen. Bei Abschluß des Monats würde man uns gesagt haben: die Anweisungen sind unterschoben. Die Unordnung in den Büchern, die man absichtlich unterhält, ist so groß, daß es schwer werden wird, einen absichtlichen Betrug nachzuweisen. Aber ich weise ihn

nach, denn ich kann den Schlüssel zu gewissen Räthseln liefern – ich besitze ein gewisses Geheimbuch! Und nun mag der Herr Commerzienrath entscheiden, wer von uns Beiden, Herr Mansberg oder ich, in das Comptoir zurückkehren soll.

Herr Delius reichte gerührt dem alten Kassirer die Hand.

– Führen Sie so lange mein Geschäft, sagte er bewegt, bis ich Sie unterstützen kann.

– Demnach bin ich überflüssig? fragte Mansberg, der mit großer Anstrengung seine Gleichgültigkeit bewahrte.

– Sie sehen es! rief der Commerzienrath. Ich verbiete Ihnen, mein Comptoir zu betreten.

– So muß ich mit meinem Rechtsanwalte Rücksprache nehmen.

– Ich scheue einen Proceß nicht; Ihr Kapital giebt mir Bürgschaft, daß Sie sich einer Untersuchung nicht entziehen werden. Und nun unterlassen Sie jeden Angriff auf mich und meine Familie – ich kenne Ihre Bosheit – dem Himmel sei Dank, der es gefügt, daß ich mein Kind nicht gewaltsam an einen Elenden gefesselt habe.

Mansberg hatte lächelnd das Kabinet verlassen.

Der Commerzienrath wollte Befehle nach dem Comptoir schicken.

– Es ist unnöthig, sagte Graff; mein Sohn und Heinrich wissen, was sie zu thun haben.

Und nun beruhigte er seinen Herrn über den Stand der Dinge, der sich unter den obwaltenden Verhältnissen günstig herausstellte. Es blieben Kapitale zur Verfügung,

welche wirksamen Beistand gegen die zu fürchtende Krisis boten.

Der Arzt öffnete die Thür, die zu dem Salon führte. Ein Fremder trat ein, von Lucie geführt.

– Herr Leopold Hagen! sagte Graff.

– Der Bruder meiner Mutter, fügte Lucie hinzu.

Leopold war ein Mann von fünf- bis sechsundvierzig Jahren; seine Blässe und seine Hagerkeit verriethen, daß er leidend war. Heute hatte er eine anständige Toilette gemacht; man würde in ihm kaum den Mann wieder-erkannt haben, den Lucie am Grabe und in der Kirche gesehen.

– Vor einundzwanzig Jahren, sagte er, durfte ich mich nicht nennen; ich übergab Ihnen das Vermögen Ihrer Gattin – nehmen Sie die Quittung zurück, die ich zum Beweise meiner Identität aufbewahrt habe.

Delius empfing die Bescheinigung, die er kurz vor dem Tode seiner Gattin mit eigener Hand ausgestellt. Auch der Züge des Fremden erinnerte er sich wieder, der ihm ein so großes Vertrauen geschenkt hatte.

– Warum kommen Sie so spät? fragte er gerührt.

– Ich habe mit dem Erbtheile, das mir mein Vater ausgesetzt, in Ostindien speculirt, von wo ich erst vor Kurzem zurückgekehrt bin. Das Glück ist mir günstig gewesen – mein Kapital hat sich verzwanzigfacht. Leider traf ich meine gute Schwester nicht mehr an, der ich eidlich gelobt, unsere Familienverhältnisse geheim zu halten. Eine Madame Grün, bei der ich wohne, erzählte mir so sonderbare Dinge über die Familie meines Schwagers, daß

ich es für rathsam hielt, vorsichtig mich ihr zu nähern. An dem Grabe Helenen's traf ich Lucie, das Ebenbild der Mutter. Ich wollte mit ihr anknüpfen – sie wich scheu aus. Um ihr Vertrauen zu erwecken, gab ich ihr einen Brief Helenen's – sie verlor ihn –

– Hier ist er, sagte Graff. Er kam durch einen wunderbaren Zufall in meine Hände. Durch Madame Grün, die geschwätzige Alte, lernte ich auch Herrn Hagen kennen, den ich in die Verhältnisse einweihete.

Der Commerzienrath umarmte seinen Schwager. Dann führte er seine Tochter Philippinen zu, indem er sagte:

– Helfen Sie mir ihr Glück begründen, ich weiß, daß Sie meinem Kinde eine Freundin, und nicht eine Stiefmutter sind! Philippine, fügte er leise hinzu, ich habe Sie verkannt – danken Sie es Herrn Graff, der unsern Feind entlarvt hat.

Auch der Hofrath Gerard erschien. Jeder trug nun zur Aufklärung der Wirren bei, die Speculation und Bosheit herbeigeführt hatten. Leopold Hagen kündigte an, daß er, da er unverheirathet sei, sein ganzes Vermögen an Paul Graff gegen eine Leibrente abtrete, vorausgesetzt, daß Herr Delius die Hand seiner Tochter dem wackern und fleißigen jungen Mann nicht versage.

– Ich muß mich wohl den Anordnungen meiner Freunde fügen, antwortete der Banquier. Sie meinen es ja herzlich gut.

Der Arzt fügte hinzu, er bedauere nur, daß die Werke der Freundschaft, die man im Verborgenen habe üben wollen, an das Licht gezogen seien.

Der Baron, den die Diener der Gerechtigkeit hatten verhaften wollen, war, von Besorgniß getrieben, entflohen. Da die betrügerischen Absichten Mansberg's durch die Ueberwachung des Kassirer's vereitelt waren, beschloß man, um das Aufsehen zu vermeiden, ihm das Einlagekapital zurückzuzahlen und fernere Untersuchungen einzustellen. Denselben Tag noch kündigten die Zeitungen an, daß Otto Mansberg dem Hause Delius nicht mehr angehöre. Der junge Geschäftsmann kehrte zu seinem Vater zurück, dessen Bankhaus durch die bald darauf eingetretene allgemeine Geldkrise gestürzt wurde, während die Firma ›Emil Delius‹ ihren alten Ruf bewahrte. Paul Graff ward zunächst Procurist und bald darauf der glückliche Gatte Lucien's, Philippine bereuet nicht, eine Verstandesheirath eingegangen zu sein, und der Banquier, der an die Liebe seiner reizenden Gattin glaubte, fand an ihrer Seite die Zerstreung und das Glück, das er gehofft hatte. Lucie hat sich nie mehr über ihre Stiefmutter zu beklagen gehabt. Frau Weiß genas nach langer Zeit von einer schweren Krankheit zur Freude des armen Heinrich, der Tag und Nacht an ihrem Bette wachte. Die Nachrichten, die man ihr mittheilen konnte, beruhigten sie und gaben ihrem Gemüthe Freudigkeit zurück. Heinrich mußte ihr versprechen, der Klopfgeschichte nie zu erwähnen. Doris blieb im Dienste der Commerzienrätthin und Franziska, deren Kind man einem Pensionate übergab, ward die Kammerfrau Lucien's, die sich von der Tochter des unglücklichen Vormundes ihrer Mutter nicht trennen wollte.

Wenn der Hofrath, der Banquier, der Arzt und der Kassirer beschlossen hatten, den Baron seinem Schicksale zu überlassen, da es ihnen an Beweisen fehlte, die den vermeintlichen Verbrecher gänzlich überführten, so ertheilte diesen doch bald die Hand der rächenden Nemesis. Es gelang ihm, an jenem verhängnißvollen Tage die Stadt zu verlassen. Die Eisenbahn brachte ihn bald nach dem Gute seines Schwagers. Er verlangte Geld, um nach Brasilien auszuwandern. Die Baronin bot ihm eine kleine Summe an, über die sie zu verfügen hatte. Diese genügte dem Auswanderungslustigen nicht, da er sich mit hundert Thalern jenseits des Oceans eine Stellung nicht gründen konnte. Es kam zu einer heftigen Scene. Die Baronin, die um die letzten Abenteuer des Flüchtlings nicht wußte, verwies ihn an den Banquier.

– Von dort komme ich! rief Kronau. Unsere Sachen stehen schlecht. Meine liebenswürdige Stiefschwester verrechnet sich diesmal.

– Leiten Sie keine Verwandtschaften aus verworrenen Familienverhältnissen her, mein Herr; ich habe schon zu lange zu meiner Schande für Ihre Stiefschwester gegolten, indem man mir den Namen Kronau beilegte. Mein Mann weiß Alles, und ich rathe Ihnen, sich zu entfernen, ehe er zurückkehrt. Der Haß gegen meine unglückliche

Schwester, die ich bevorzugt währte, hat mich zu Verirrungen verleitet, die ich tief bereue. Wissen Sie es, Helene Bergt war meine Schwester. Der Mann, der meinen Secretair erbrach, hat auch gewisse Papiere gestohlen, mit denen er eine Reise zu dem Pfarrer Eberhardi machte, den man ermordet im Walde fand. Ich selbst war an Ort und Stelle und habe Erkundigungen eingezogen. Ich täusche mich nicht, wenn ich behaupte, daß Sie umsonst ein Verbrechen begangen haben.

– Wahnsinnige! murmelte Kronau bestürzt.

– Da Sie die mir gehörenden Papiere zu einem Verbrechen benutzt, muß es den Anschein gewinnen, als ob Sie mit meiner Beistimmung gehandelt. Ich habe geschwiegen, weil ich Sie in Paris untergegangen währte. Zu meinem Entsetzen erblicke ich Sie heute . . .

Der Gatte der Baronin, der von der Jagd zurückkehrte, trat in diesem Augenblicke ein.

– Sie hier? rief er bestürzt aus.

Er bat die Baronin, sie möge sich in ihr Zimmer zurückziehen, da die Verhandlungen mit diesem Manne für eine Dame nicht paßten. Die beiden Männer waren allein. Der Gutsbesitzer sagte kalt:

– Sie sind gekommen, um sich mit mir zu schlagen.

– Mein Herr, fordern Sie die Verzweiflung nicht zum Kampfe!

– Ich fordere den Schurken! Folgt er mir nicht nach dem Wäldchen meines Parks, das er einst zur Bethörung eines armen Mädchens benutzte, an dem auch ich, ohne es zu wollen, auf gewisse Andeutungen hin ein großes

Unrecht begangen, so lasse ich Gerichtsdienner kommen, dieselben, die einst Franziska Eberhardi als Diebin behandelten.

Kronau kämpfte einige Augenblicke mit sich selbst.

– Wohlan, rief er entschlossen, ich folge Ihnen.

Der Baron zog die Glocke. Ein Jäger trat ein.

– Nimm die beiden Degen aus meinem Gewehrschranke. Dann gehe zu dem Pavillon voran.

Zehn Minuten später empfangen die Duellanten die Degen von dem Jäger. Der Gutsbesitzer ward nur leicht verwundet, da er ein ausgezeichneter Fechter war – Friedrich von Kronau erhielt einen Stich in die Brust, an dem er nach wenigen Stunden starb. Zuvor hat er dem Pfarrer, dessen geistlichen Zuspruch er verlangt, das Verbrechen des Mordes eingestanden.

Der Baron machte seinem Landesfürsten Anzeige von dem Ereignisse, das, wie er richtig voransgesehen, ohne Folgen für ihn blieb, da er als Mann von Ehre gehandelt hatte.

Franziska und Doris erlangten noch die Genugthuung, den Gebeinen ihres armen Vaters eine ehrliche Ruhestätte angewiesen zu sehen. Lucie ließ ihm ein Monument errichten, das die Zierde des einfachen Dorfkirchhofs ward.